



Zeitschrift

für die
Geschichte und Altertumskunde
Ermlands.

Im Namen des Historischen Vereins für Ermland
herausgegeben
vom Vorstand des Vereins.

Siebenundzwanzigster Band

==== Hest 1. ====

Der ganzen Folge Hest 82.

Braunsberg 1939.

Druck: Nova-Zeitungsverlag G m. b. H.

Selbstverlag des Vereins.

Auslieferung für den Buchhandel durch die Herdersche Buchhandlung
in Braunsberg.



An unsere Mitglieder.

Für den Jahresbeitrag von 5 Mark erhalten unsere Vereinsmitglieder Heft 82 der Ermländischen Zeitschrift.

Den Jahresbeitrag bitten wir baldmöglichst auf unser Postcheckkonto Nr. 23228 Königsberg (Pr.) „Historischer Verein für Ermland“ in Braunsberg oder an unsern Kendanten Bankvorstand i. R. Emil Schlegel in Braunsberg (Ostpr.), Königsbergerstraße 1 einzahlen zu wollen. Ist die Einzahlung des Betrages binnen Monatsfrist nach Empfang des Heftes nicht erfolgt, so nehmen wir an, daß Postnachnahme erwünscht ist.

Folgende unserer Vereinsveröffentlichungen sind vergriffen und werden zurückgekauft:

Erml. Zeitschrift Heft 38, 41, 42, 58–61, 63

Mon. Hist. Warm. Heft 1, 25, 26, 29.

Die anderen Vereinsveröffentlichungen sind noch erhältlich und von der Vereins-Schriftführerin Diözesanarchivarin Dr. Birch-Hirschfeld in Frauenburg zu beziehen.

Wir bitten, dem Verein auch in dieser schweren Zeit die Treue zu bewahren und neue Mitglieder zu werben. Neuanmeldungen sind an den Kendanten oder die Schriftführerin zu richten.

Der Vorstand.

Professor Dr. Georg Lühr.

1855–1939.

Von Franz Buchholz.

„Mein körperlicher Zustand scheint sich nicht bessern zu wollen. Gegen das Alter gibt es keine Medizin, da walten die Gesetze der Natur“. So schrieb mir ruhig und gefaßt unser Nestor Anfang September 1938 in einem Brief über geschäftliche Angelegenheiten des Ermländ. Geschichtsvereins, dem nächst seiner Familie seine letzte aktive Sorge galt. Und er schleppte sich trotzdem am 30. September von einer ärztlichen Konsultation mühsam zwei Treppen hinauf zu unserer Vorstandssitzung in der Bibliothek der Staatl. Akademie, führte noch im Dezember des Vereins wegen persönlich Verhandlungen mit Behörden, — patriae inserviando consumor, dem Dienste seiner geliebten Heimat waren auch seine verlöschenden Kräfte geweiht.

Das Ermland war sein Lebens- und Wirkungskreis, als Ermländer fühlte er sich, obwohl seine väterliche Blutlinie sich ins ferne Fürstentum Ratzeburg verliert¹⁾. Hier ließen sich seine Urahnen, niedersächsische Lührs (der Name ist von Ludolf abzuleiten), als Kleinbürger bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen. Sein Großvater Heinrich machte sich als Schuhmachergeselle gen Osten auf die Wanderschaft und blieb in Braunsberg hängen, wo er 1823 Bürger wurde und die kath. Schneiderstochter Elisabeth Bludau heiratete. Ihr Ältester von 6 Kindern wurde wieder Heinrich getauft, verließ Ostern 1845 das Braunsberger Lehrerseminar, wurde Lehrer in Neupassarge, vermählte sich mit Ludwina, der Tochter des geachteten Braunsberger Schlossermeisters Josef Bellgardt.

In dem ermländischen Fischenrdorf an der Passargemündung erblickte Georg Josef Heinrich Lühr als das älteste von drei Kindern am 21. Januar 1855 das Licht der Welt. Schon in den nächsten

¹⁾ Zu diesem Nekrolog konnte ich die sorgfältige handschriftliche Familiengeschichte heranziehen, die der Verstorbene im August 1933 im Seebad Kahlberg vollendet hat.

A0514

2

43073

Professor Dr. Georg Lühr.

Ostern erhielt der Vater die zweite Lehrerstelle an der Neustädtischen Knabenschule „mit einem Jahresgehalt von 200 Talern, freier Wohnung im Schulhause, 21 Raummetern Holz und 2 Haufen Stechtorf“ In der alten Hansestadt wuchs also der Lehrersohn auf, schöpfte aus dem traditionsgefättigten Familienkreise seiner Großeltern Bellgardt unauslöschliche Eindrücke. Hier sah er den Großvater in ernster Tracht als St. Georgenbruder zu den Begräbnissen schreiten, hier bewunderte er an der Decke des Vorderhauses in der Langgasse 23 die Scheibe, auf der der Meister als Mitglied der Schützengilde den Königschuß getan, hier verfolgte er mit teilnehmender Neugier, wie in der Werkstube Gefangene mit Handschellen und Ketten eingeschmiedet wurden. Hier lauschte er Großvaters Erzählungen von seinen weiten Gesellenwanderungen 1811–12 und seinen Kriegsschicksalen im Yorckschen Korps in Kurland und Deutschland¹⁾.

Inzwischen war der Knabe im Oktober 1865 Sextaner geworden. Mit stolzer Freude erlebte er das Werden des neuen Kaiserreiches. Die folgenden kirchenpolitischen Kämpfe griffen nachhaltig in seine Entwicklung ein. Als Sekundaner gehörte er zu jenen Exulanten, die nicht an dem Unterricht des altkatholischen Religionslehrers Dr. Wollmann teilnehmen wollten und deshalb das Braunsberger Gymnasium verlassen mußten. Der junge Lühr begab sich nach Neustadt i. Westpr., wo er in fremder Umgebung unerfreuliche Eindrücke sammelte. Nach einem Jahr kehrte er zur heimischen Lehranstalt zurück, als Ostern 1872 ein fakultativer kath. Religionsunterricht behördlich genehmigt war²⁾.

Nachdem er an mathematischen Klippen vorbei Ostern 1875 durch die Reifeprüfung gesteuert war, bezog er zunächst die Königsberger Albertina, um hauptsächlich klassische Philologie, daneben Geschichte und Erdkunde zu studieren. Hier gehörte er zu den Gründern des kath. Studentenvereins Borussia, die der Initiative des organisatorisch regen Bernhard Lehmann aus Danzig ihren Ursprung verdankte³⁾. Im Genuß des mittelalterlichen ermländischen Stipendiums Werner-Knolleisen⁴⁾ setzte er im Herbst 1876 für ein Jahr seine Studien in

¹⁾ vgl. G. Lühr, Das Wanderbuch eines Braunsberger Schlossergergesellen a. d. J. 1811–12. Unf. erml. Heimat. 1928, Nr. 4.

²⁾ Jahres-Bericht über das Gymnas. Braunsberg. D. 1891. S. 26 ff. J. Dittrich, Der Kulturkampf im Ermland. Berlin 1913. S. 49 ff.

³⁾ s. meine Nekrologe auf Dr. B. Lehmann in der Erml. Ztg. Nr. 300 vom 31. 12. 1934 und in der Festschrift zum 50 jähr. Bestehen des Köppler Spar- und Darlehnskassenvereins 1935. S. 14 ff.

⁴⁾ Erml. Pastoralbl. XVII (1885) 54 ff, XVIII (1886), 129 f.



55569

6831

1258

Leipzig fort, um sie dann wieder in Königsberg zum Abschluß zu bringen. Die Promotion am 21. Juni 1880 und die Staatsprüfung pro facultate docendi am 11. Dezember desselben Jahres waren das Ergebnis seiner gewissenhaften Arbeit. Bereits zu Ostern war er als Schulamtskandidat an der Realschule auf der Burg in Königsberg in den praktischen Vorbereitungsdienst getreten und im Oktober vom Provinzialschulrat Dr. Schrader ins Pädagogische Seminar aufgenommen worden.

Ostern 1881 erfolgte Lührs Versetzung als wissenschaftlicher Hilfslehrer ans Gymnasium Kößel, wo er bei den damals günstigen Anstellungsverhältnissen schon zum Juli 1882 die letzte ordentliche Lehrerstelle erhielt. Im Winter 1883/84 wurde er zur Ausbildung als Turnlehrer an die Berliner Zentral-Turnanstalt beurlaubt. Im Oktober 1886 verheiratete er sich mit Margarete Fürstenberg aus Braunsberg, der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns, dessen väterliche Ahnen unter dem Soldatenkönig i. J. 1736 als Schweizer Siedler in das entvölkerte Gumbinner Gebiet eingewandert waren¹⁾. In ruhiger Schularbeit war Lühr inzwischen zum ältesten Oberlehrer des kleinen Kollegiums aufgestiegen, als er nach der Versetzung des tatkräftigen Direktors Robert Buchholz am 1. Mai 1897 dessen Nachfolger Prof. Johann Thurau begrüßen konnte. Freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn mit diesem ausgezeichneten Lehrer und Menschen, als dessen plötzlicher Tod ihm kurz vor Schluß des Schuljahres im März 1900 die stellvertretende Leitung der Anstalt brachte²⁾. Erst im Oktober konnte er, im Juli zum Professor ernannt, seinem etwas jüngeren Studien-genossen und Landsmann Dr. Bernhard Schmeier die Direktions-geschäfte übergeben, dessen Nachfolge in der Leitung des Progymnasiums zu Tremessen (Prov. Posen) ihm zwar angetragen wurde, aber wegen der gemischtsprachigen Verhältnisse nicht verlockend erschien. Nach genau 20 jähriger Wirksamkeit in der damals noch von keiner Bahnverbindung erreichten Kleinstadt Kößel wurde er Ostern 1901 auf seinen Wunsch nach Braunsberg versetzt, wo er an der größeren Mutteranstalt der Kößeler Schule weitere 20 Jahre bis zu seinem Altersabbau Ostern 1921 tätig war.

Vier Jahrzehnte stiller, fruchtbarer Lehrer- und Erzieherarbeit, von der stolzen Epoche des greisen Heldenkaisers bis in die schweren Jahre des Weltkrieges und die bittere Nachkriegszeit, welche Fülle

¹⁾ Nach Feststellungen von Frl. Dr. Birch-Hirschfeld im Königsberger Staatsarchiv.

²⁾ Lührs Trauerrede auf Direktor Thurau im Jahrsbericht d. Gynn. Kößel.

welthistorischer Ereignisse bildet dazu den großen Hintergrund, welche pädagogischen Wandlungen begleiten den Weg des Oberlehrers von dem Vorrang des humanistischen Gymnasiums mit seinem lateinischen Aufsatz bis zu dem Satyrspiel der marxistischen Schülerräte! Tausende von Schülern, meist ermländischer Eltern, gingen durch Lührs Unterricht. Seine Hauptfächer waren Latein und Griechisch, daneben gab er Geschichte und Erdkunde, gelegentlich auch Deutsch und Französisch. Er war kein Lehrer hinreißenden Schwunges, kein Blender; aber seine nüchterne, sachliche Art, seine philologische Gründlichkeit, sein Gerechtigkeitsfönn und sein verstehendes Wohlwollen sicherten seiner Arbeit Erfolg und seiner Person Vertrauen und Liebe. Seit seinem Lehrgang auf der Berliner Turnanstalt übernahm er wiederholt den Turnunterricht, der damals noch stiefmütterlich behandelt wurde. So waren zunächst für sämtliche Kößeler Gymnasiasten nur 2 Turngruppen gebildet mit je 2 Wochenstunden, in denen Frei- und Ordnungsübungen, Geräteturnen und Spiele getrieben wurden¹⁾. Hierbei pflegte Lühr das Lied, übte Gesangsreigen, machte Märsche und trat bei solchen Turnausflügen den älteren Schülern kameradschaftlich näher.

Frischem Turnergeist suchte er auch innerhalb der Bürgerschaft Freunde und Jünger zu gewinnen. Er gehörte zu den Gründern des Kößeler Männerturnvereins (1888) und wurde sein Vorsitzender. Auch in Braunsberg wurde er mit der Leitung des Turnvereins betraut. Bei besonderen Anlässen (Gauturnfest 1892, Fahnenweihe 1894, Jubelfeier von Gravelotte und St. Privat 1895, 18. Kreisturnfest 1906) trat er als Organisator und Festredner vor eine größere Öffentlichkeit. Im Juni 1909 beging der Braunsberger Männerturnverein die Jahrhundertfeier des ersten öffentlichen deutschen Turnplatzes zu Braunsberg²⁾ (1809) zugleich mit seinem 30. Stiftungsfest in besonderem Rahmen. Aus diesem Anlaß wurde Prof. Lühr, der sich auch um diese Veranstaltung erfolgreich bemüht und die Gedenkrede gehalten hatte, in ehrender Anerkennung seiner Verdienste um das Turnwesen mit dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet³⁾.

¹⁾ Jahresber. d. Kößeler Gymnaf. D. 1888–93, 1901, Jahresber. Gymnaf. Braunsberg 1903–15.

²⁾ Dombrowski, Die Anfänge des Turnunterrichts in Braunsberg. Jahresbericht d. Gymn. Braunsberg D. 1893 S. 23 ff. K. Wasmannsdorf, Ueber den ersten öffentl. Turnplatz vor Jahns Turnplatz von 1811 in Dt. Turn-Zeitung (Leipzig) 1894, Nr. 10, 11. Lühr, Zur Frage nach dem 1. öffentl. Turnplatz auf dtsch. Boden. Erml. Ztg. 1911, Nr. 135.

³⁾ Erml. Ztg. 1909, Nr. 145.

Stellte Lühr als Patriot freudig seine Kräfte der körperlichen Er-
 tüchtigung und Pflege des Wehrgedankens der heranwachsenden Jugend
 und der berufstätigen Männer zur Verfügung, so wies ihn als Katho-
 liken sein Betätigungsdrang in das kirchliche Vereinswesen. Seit seiner
 Univeritätszeit Mitglied des K. V. der kath. deutschen Studentenvereine,
 sammelte er in Kößel, später in Braunsberg und Ostpreußen die Alt-
 herren in örtlichen und einer provinziellen Organisation, deren Vor-
 sitzender er jeweils wurde. Bei vorgerücktem Alter erlebte er hier ge-
 legentlich festlicher Erinnerungsfeiern dankbare Ehrungen. In Brauns-
 berg gehörte er 20 Jahre als Vorstandsmitglied dem Erml. Studien-
 beförderungsverein (Albertus-Magnus-Verein) an, der bedürftigen,
 strebsamen Studenten zur Erreichung ihres akademischen Zieles ver-
 helfen wollte. Im kath. Volksverein zu Braunsberg, dessen Aufgabe
 die Unterhaltung eines Vereinshauses war, wurde er 1911 zum Vor-
 sitzenden gewählt und bekleidete dieses Ehrenamt bis 1932. Mit regem
 Interesse setzte er sich für die Förderung und den Ausbau des Vereins-
 hauses ein, hielt gelegentlich den Vereinsmitgliedern Vorträge, meist
 heimatkundlichen Charakters¹⁾. Schwere Sorge bereitete die Ver-
 waltung des Hauses, als durch Erwerb eines Nachbargrundstücks
 der Volksverein in finanzielle Bedrängnis geriet. Trotz seines hohen
 Alters war Prof. Lühr als Vorsitzender unermüdet um die Sa-
 nierung der Finanzlage bemüht, und er scheute dabei auch nicht per-
 sönliche Geldopfer, bis er nach Behebung der größten Schwierigkeiten
 die Bürde dieses Amtes jüngeren Schultern überlassen konnte. Ueber
 ein Jahrzehnt hatte Lühr auch dem Braunsberger Kirchenvorstand
 angehört, und es war eine wohlverdiente Anerkennung, wenn der Orts-
 pfarrer Erzpriester Schulz dem 70jährigen Professor an seinem Ge-
 burtstage den Orden Pro ecclesia et pontifice überreichte.

Der vielseitig interessierte Mann gelangte schon vor dem Kriege
 durch das Vertrauen seiner Mitbürger in das Stadtverordneten-
 kollegium, dessen Mitglied er durch die sorgenvollen Kriegsjahre bis in
 die Nachkriegszeit verblieb. Gleich nach seiner Versetzung nach Brauns-
 berg war er, ein Freund ausspannender Geselligkeit, dem Kasino-
 verein beigetreten, dem er bis zu seiner Selbstauflösung, zuletzt als
 stellvertretender Vorsitzender, angehörte²⁾.

Wenn Lühr noch außerhalb seines Schuldienstes und seiner Fa-

¹⁾ Einen Ueberblick „Zur Geschichte des Kath. Volksvereins in Braunsberg“
 gab Lühr in der Erml. Ztg. 1921, Nr. 195–8.

²⁾ Lührs Vortrag „110 Jahre Kasino-Gesellschaft Braunsberg“ ist in der
 Erml. Ztg. v. 21. u. 23. Jan. 1928 gedruckt.

millie eine so rege Kraftentfaltung in den verschiedenartigsten Vereinen entwickelte, so trieb ihn dazu der Wunsch, sich der Allgemeinheit und insbesondere nahestehenden Vereinigungen nützlich zu machen. Seine reiche Erfahrung, seine ruhige, ausgleichende Art, sein offener Biedersinn ließen seine treue Mitarbeit in diesen Kreisen förderlich und dankenswert erscheinen. Er hing an seinen Ehrenämtern und trennte sich nur ungern von ihnen, wenn er mit vorrückendem Alter jüngeren, aktiveren Kräften Platz machte.

Um so mehr konzentrierte sich seine tätige Sorge um den Erm-ländischen Geschichtsverein, den er bis zu seinem Tode mitbetreuen konnte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten hatten ihn anlässlich des goldenen Vereinsjubiläums i. J. 1906 in den Vorstand geführt¹⁾, von 1917–19 bekleidete er hier den Posten des Schriftführers, von 1921 bis 1937 den des Rendanten, und nach Prof. Dr. Köhrichs Tode († 1925) war er der Vereinsvorsitzende geworden²⁾.

Mit der ihm eigenen peinlichen Gewissenhaftigkeit waltete Lühr auch im Dienste des Historischen Vereins. Mochte seine Kassenbuchführung alten Methoden entsprechen und nicht den Anforderungen der Jetztzeit genügen, sie war treu, sorgfältig und sparsam und während der bösen Inflationsjahre dornenvoll genug. Da reiheten sich die Nullen zu imaginären Millionen, Milliarden und Billionen, und wenn Rechnungen bezahlt werden sollten, waren die Mitgliedsbeiträge und Beihilfen zu einem Nichts zerronnen. Erst allmählich kamen wir dahinter, daß wir die flüchtigen Milliarden in Sachwerten anlegen mußten: in ein paar Tafeln Schokolade oder Stückchen Seife³⁾. Und war der Mitgliedsbeitrag für 1922 noch auf 100 Mark festgesetzt worden, so wurde er nach den schlimmen Erfahrungen dieses Jahres auf 20 Goldmarkpfennige bestimmt⁴⁾. Immerhin selbst durch die ärgste Geldentwertung konnte die publizistische Tätigkeit des Vereins, wenn auch in bescheidenstem Umfang (Heft 64 und 65 80 und 64 Seiten) fortgesetzt werden.

Der treusorgende Rendant scheute auch keine Mühen, um von Behörden und Körperschaften Unterstützungen zu erwirken, damit bei der ständig angespannten Kassenlage die durch die Mitgliedsbeiträge bei weitem nicht gedeckten Druckkosten für die Vereinsveröffentlichungen bestritten werden konnten. Für das Ermland. Museum und seine Be-

¹⁾ E. 3. XVII, 257.

²⁾ S. Buchholz, 75 Jahre Histor. Verein f. Ermland. E. 3. XXIV, 489.

³⁾ E. 3. XXIV, 515 f.

⁴⁾ E. 3. XXI, 420.

dürfnisse blieb kaum etwas an Mitteln übrig. Gern führte er ihm alten Hausrat zu, den er oder seine Gattin Bekannten losgemacht hatte. Als die im Alten Bischöfl. Palais zu Frauenburg magazinartig untergebrachte Sammlung verlegt werden mußte, entschied sich der Vereinsvorstand für das Heilsberger Schloß, wo an würdigster Stätte die erforderlichen Räume zur angemessenen Schaustellung bereit standen¹⁾. Prof. Lühr kämpfte als alter Braunsberger zäh und eindringlich für eine Unterbringung in der Passargestadt. Wenn auch der völlige Mangel geeigneter Räumlichkeiten seinen Wünschen die Erfüllung versagte, so wurden doch die Museumsgegenstände Braunsberger Provenienz hierhin verbracht, wo sie hoffentlich in Bälde in würdiger Aufstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden können.

Wenn Lühr durch persönliche Werbung ein neues Mitglied gewinnen konnte, war er froh; manche Austritte schmerzten ihn fast wie Verrat an der Heimat. Wenn die Vereinsgaben zum Versand kamen, begann eine Hauptarbeit. Trotz seines Alters ließ er es sich nicht nehmen, die einzelnen Päckchen fertig zu machen und selbst zur Post zu tragen.

Als der Verein im Oktober 1931 unter starker Teilnahme von Ehrengästen und Mitgliedern sein 75jähriges Jubiläum feierte, leitete Prof. Lühr als Vorsitzender würdig und angesehen die ehrenvolle, wohl-gelungene Veranstaltung²⁾. Noch konnte er seine Nachfolger in der Kassenführung und Vereinsleitung mit seinem erfahrenen Rat in ihre neuen Obliegenheiten einweisen, dann trennte er sich fast 83jährig von seinen letzten Ehrenämtern³⁾, umsorgte aber noch bis in seine letzten Wochen mit rührender Treue und Hingabe den Verein, der ihm besonders ans Herz gewachsen war.

Lühr war durch sein Studium in erster Linie Altphilologe. Philologische Akribie beweist seine wissenschaftliche Erstlingsstudie, die Dissertation *De P. Papinio Statio in silvis priorum poetarum Romanorum imitatore*⁴⁾. Sie will die stilistische Abhängigkeit des römischen Dichters Statius († 96 n. Chr.) von seinen poetischen Vor-

¹⁾ Vgl. meinen Bericht „Zur Verlegung des Erml. Museums“ in der *E. Ztg.* Nr. 134 vom 12. 6. 1935.

²⁾ *E. Z.* XXIV, 588 ff.

³⁾ *E. Z.* XXVI, 484.

⁴⁾ 58 *S.* Lud. Friedlaendero sacrum. Brunsbergae (1880). Als Opponenten zu seiner These: *carmen quod vocatur epicedion Drusi genuinum mihi videtur esse traten auf: Aug. Klein, cand. phil., später Oberlehrer in Königswinter, und Bern. Schmeter, stud. phil., der nachmalige Köfeler Gymnasialdirektor.*

gängern erweisen und stellt dazu eine Menge von Belegverfen einander gegenüber. Eine mühsame Arbeit des Nachschlagens und Suchens, des Vergleichens und Abschreibens. Die hier erlernte Methode sollte dem jungen Doktor für seine späteren historischen Veröffentlichungen bestens zustatten kommen.

Für die ermländische Heimatforschung wußte Domherr Dr. Franz Hipler¹⁾ gleich anderen auch Lühr zu gewinnen. Im Juli 1892 bat er den ihm bekannt gewordenen Rößeler Gymnasiallehrer, im Archiv der Anstalt nach Briefen des Fürstbischofs Josef von Hohenzollern²⁾ zu suchen. Wenn diese Ermittlung auch erfolglos blieb, so eröffnete sich doch Lühr ein Einblick in die lockenden Bestände des Gymnasialarchivs, die ihn nun für Jahrzehnte fesseln sollten. Am stärksten interessierte ihn zunächst das 1643 gedruckte Rößeler Schuldrama *Cursus gloriae mortalis sive Jason fabula*, dessen genauen Titel er Hipler mitteilte³⁾, ohne freilich zu ahnen, daß dieser bereits i. J. 1883 einen Hinweis auf jenen seltenen Druck veröffentlicht hatte⁴⁾.

Unter Hiplers Ermunterung machte sich Lühr an eine Bearbeitung des Jesuitendramas, das er im Jahresbericht des Rößeler Gymnasiums von Ostern 1899 neu herausgab⁵⁾. Aber er begnügte sich nicht damit, den lateinischen Text zu edieren und mit einer kurzen Einleitung und Anmerkungen zu versehen, er weitete seine erste heimatkundliche Studie zu ergebnisreichen Untersuchungen aus, für die er bisher ungenutzte Quellen heranzog. So zeichnete er ein sorgfältiges Lebensbild des Verfassers des Schauspiels, des Jesuiten Thomas Elagius⁶⁾, behandelte Bischof Szyfzkowski und dessen Besuch in Rößel, machte aus Zinsregistern Mitteilungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse des ehemaligen Augustinerklosters und gewährte an Hand des Albums der marianischen Schülerkongregation Einblicke in die inneren Verhältnisse der alten Bildungsstätte⁷⁾.

Der genius loci hatte ihn ergriffen und seine schlummernde

¹⁾ S. Ditttrich, Dr. Franz Hipler, E. 3. XII, 383 ff.

²⁾ S. Hipler hatte die Briefe, Tagebücher und Regesten des erml. Fürstbischofs Josef v. Hohenzollern in den Mon. Hist. Warm. Bd. VII (1883) herausgegeben.

³⁾ Brief Lührs an Hipler d. Rößel, 25. 7. 1892 im Domkap.-Archiv Frauenburg.

⁴⁾ Jason Eulmenttes. Erml. Past. XV (1883), 94 ff.

⁵⁾ 47 S. 4°.

⁶⁾ Das ihm von P. B. Duhr S. J. übermittelte Elogium auf Elagius veröffentlichte Lühr im E. Past. 39 (1907), 142 ff. Vgl. Lührs Artikel Elagius in Krollmanns Altpr. Biographie S. 105.

⁷⁾ Vgl. dazu (Jos. Kolberg,) Ein Rößeler Jesuitendrama des 17. Jahrhdt. Erml. Past. 31 (1899), 81 ff.

Forscherfreude entbunden, die ihn in planmäßiger Folge mit unermüdlichem Fleiß von Studie zu Studie führen sollte.

Nachdem Lühr das barocke Kößeler Schuldrama der Vergessenheit entrissen hatte, machte ihn der Verwalter der Braunsberger Akademie-Bibliothek Prof. Dr. H. Weiß auf einen dort befindlichen Sammelband aufmerksam, der u. a. Szenarien (Inhaltsangaben) von 24 Jesuitendramen der litauischen Ordensprovinz enthielt. Sogleich ging Lühr an ihre Bearbeitung und Uebersetzung. Die Altpreuß. Monatschrift bot dieser Abhandlung in Würdigung ihres kulturgeschichtlichen Wertes bereitwillig Aufnahme¹⁾. Eine weitere Nachlese auf diesem Gebiete konnte Lühr mit dem Aufsatz Noch drei Jesuitendramen aus Braunsberg und Kößel in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte halten; hier setzte er einen über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Leserkreis von zwei deutschen Dramen in Kenntnis, die 1756 und 1765 in Kößel aufgeführt worden waren²⁾. Schließlich veröffentlichte er noch eine Inhaltsangabe des von Regens Brachvogel entdeckten Braunsberger Schauspiels *Fortuna exulum* in dieser Zeitschrift, womit er ein Verzeichnis über die früher von ihm bearbeiteten Schuldramen verband³⁾.

Indem Lühr diese Schauspiele, das eine im vorhandenen Wortlaut, die anderen in ihrer Fabel der gelehrten Welt zugänglich machte, bot er neues Material zur Erkenntnis jenes barocken Theaters, das humanistische und christliche Elemente aufs innigste miteinander verband und die Jugend zugleich formal bilden und religiös erziehen wollte. Damit war über chronistische Notizen hinaus der Nachweis erbracht, daß die für die Jesuitenkollegs charakteristischen Theateraufführungen auch in deren Nordostraum in Pflege standen und im Verlauf des 18. Jahrhunderts neben dem Lateinischen sich auch der deutschen und polnischen Volkssprache zu bedienen begannen⁴⁾.

Das Zinsregister, das Lühr zu einem kurzen Exkurs in seiner Kößeler Programmabhandlung veranlaßt hatte, regte ihn zu einer weiteren Untersuchung über den Besitzstand des Kößeler Jesuiten-

¹⁾ Altpr. Mon. Bd. 38 (1901), 1–61.

²⁾ Mitt. d. Gesellsch. f. Dt. Erz- u. Schulgesch. 19 (1919), 214–24.

³⁾ E. 3. 23 (1929), 771–84.

⁴⁾ E. Waschiniski, Das kirchl.-Bildungswesen in Ermland, Westpreußen und Posen II, 232 ff. Breslau 1928. E. Jenisch, Schultheateraufführungen in Ostpreußen im 16. und 17. Jhd. Altpr. Forschungen VIII (1931), 94 ff. A. Poschmann, Das Jesuitenkolleg in Kößel. E. 3. XXIV, 863 ff.

Kollegs während seiner ersten 25 Jahre in dieser Zeitschrift an¹⁾. Er gibt hier Auszüge aus jenem Rechnungsbuch über die Schuldner, Mieter und Gläubiger des Kollegs, wobei naturgemäß eine Reihe von Namen für die Familienforschung entfällt²⁾.

Seine umfangreichste, in ihrer Bedeutung der damaligen Zeit vorausseilende Arbeit: Die Schüler des Rößeler Gymnasiums nach dem Album der marianischen Kongregation erschien in 5 Fortsetzungen in dieser Zeitschrift in den Jahren 1904–11³⁾. Dieses Album, das fast einer Schulmatrikel gleichkommt, hatte Lühr ebenfalls schon in seiner Jason-Edition kurz behandelt. Nun unternahm er sich der mühsamen Aufgabe, nicht nur dieses Namensverzeichnis von über 5500 Schülern des Zeitraums von 1631–1797 zu publizieren und mit einer Einleitung über das Rößeler Kolleg und seine marianische Kongregation zu versehen, sondern auch den Lebensschicksalen der einzelnen Schüler nach Möglichkeit nachzugehen. Auch bei dieser Arbeit hatte Hipler Pate gestanden. „Er war es, der mir die Herausgabe des Albums ans Herz legte, und seine ermunternden Worte genügten, die Bedenken zu zerstreuen, die mir gegen den Wert der Arbeit aufsteigen wollten. Denn ihre Aufgabe scheint mir nicht damit erschöpft zu sein, daß sie vielleicht einige neue geschichtliche Nachrichten über Personen bringt, sondern sie will auch einen Beitrag zu der Frage nach dem Erziehungs- und Unterrichtswesen im Ermland liefern, indem sie den Einfluß einer höhern Schule auf die Bevölkerung von Stadt und Land beleuchtet und in gewissen Grenzen wenigstens zeigt, wieweit das Bedürfnis nach höherer Bildung in den Kreisen des Bürger- und Bauernstandes unserer Heimat vorhanden war“⁴⁾.

Welch günstige Aufnahme diese Edition, die auch als Sonderdruck erschien, bei fachmännischen Beurteilern fand, mag Köhrichs Anzeige in der Erml. Ztg. zeigen. Es heißt darin: „Die den einzelnen Namen von späterer Hand beigegeführten Notizen über die weiteren Schicksale der betreffenden Kongreganisten haben den Verfasser auf neue Quellen geführt, denen er mit unermüdlichem Eifer und großem Geschick nachgegangen ist. Alles, was irgendwie über den Lebens- und Ent-

¹⁾ E. Z. XIII (1900), 290–307.

²⁾ Ueber den Bestzustand des Jesuitenkollegs zu Rößel i. J. 1673 hat Lühr eine kurze aktenmäßige Darstellung in der Beilage der Erml. Ztg. Erml. Hauschatz 1910 Nr. 155 S. 619 f. v. 10. Juli 1910 gegeben.

³⁾ E. Z. XV, 391–464, 579–704, XVI, 158–312, XVII, 1–144, XVIII, 138–167.

⁴⁾ E. Z. XV, 401 Anm.

wicklungsgang der Schüler Aufschluß geben könnte, Tauf- und Toten- und Hausbücher, Matrikeln, Verzeichnisse, Inschriften und anderes mehr hat er herangezogen. Welch gewaltige Arbeit hier geleistet ist, geht aus dem Quellennachweis hervor, der abgesehen von den Kirchenbüchern nicht weniger als 22 Manuskripte aufführt. Die reiche Fülle der mit Bienenfleiß zusammengetragenen Zusätze zu den einzelnen Namen bildet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der einzelnen Familien des Ermlandes und der Nachbargebiete während des 17. und 18. Jahrhunderts¹⁾.

Mit dem Fortschreiten dieses Werkes wußte Lühr immer neue familiengeschichtliche Quellen zu nützen, und zahlreiche Nachträge waren das Ergebnis dieses Eifers, der sich von vornherein darüber klar war, daß nur Bruchstücke, ein Mosaik, nichts Vollständiges zu erreichen war. Während viele Laien für den auf eine Schülerliste aufgewendeten Fleiß kein Verständnis aufbringen konnten, war für den Autor „der Stoff nicht so trocken, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte, und ich muß gestehen, daß sich mein Interesse an der Arbeit gesteigert hat, je mehr ich mit den Verhältnissen und Beziehungen der alten Familien bekannt wurde. Es ruhen noch ungehobene Schätze in den Kirchenbüchern²⁾“

Lührs Rößeler Schüler, die auch Prof. Hildebrandt im Deutschen Herold (Bd. 37 (1906), 173) als „eine für Familienforscher sehr brauchbare Arbeit“ bezeichnet, ist die ergiebigste familienkundliche Quellenpublikation des Ermlands. Sie hätte eher in die Monumenta historiae Warmiensis gehört als in die für Darstellungen bestimmte Erml. Zeitschrift; so wäre manche Stimme der Kritik verstummt, die den Raum der Zeitschrift für diese langen Namenreihen vergeudet fand. Aber wohl jeder, der sich mit ermländischer Familienforschung befaßt, wird diese Listen, zu denen die Namensverzeichnisse unserer Zeitschrift einen bequemen Schlüssel bieten, überprüft haben, und oft genug geben Lührs biographische Zusätze wertvolle Aufschlüsse und Hinweise. Häufig führte die Benutzung dieser Publikation zu persönlichen Rückfragen an den Autor, und immer wieder war er bis in sein hohes Alter hinein gefällig und fast umgehend mit seiner Antwort bereit. Die Gegenwart, die der Familienforschung einen ungeahnten Auftrieb verliehen hat, weiß Lührs Rößeler Album ebenso wie seine späteren familienkundlichen Editionen besonders zu schätzen.

¹⁾ Erml. Ztg. 1904, Nr. 276, ähnlich derselbe ebda 1908, Nr. 182.

²⁾ E. 3. XVIII, 138.

Lühr, der schon in dieser Veröffentlichung einige Exkurse über die Zahl der Rößeler Schüler, über die Lehrer des Kollegs um 1772 u. a. angeschlossen hatte¹⁾, suchte nach Beendigung dieses Werkes ein kulturgeschichtliches Fazit zu ziehen. Das tat er zunächst in mehreren Aufsätzen in der Tagespresse: Die Frequenz des Rößeler Gymnasiums, die Heimat, die Herkunft und der Beruf der Schüler des Rößeler Gymnasiums im 17. und 18. Jahrhundert²⁾. Diese statistischen Untersuchungen waren aber nicht nur überraschend ergebnisreich, sondern auch methodologisch vorbildlich, so daß die Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts einer zusammenfassenden Darstellung zur inneren Geschichte des Jesuitenkollegs zu Rößel (Frequenz der Anstalt, Heimat, Herkunft und Beruf der Schüler) trotz ihres zunächst lokalen Rolorits Raum gab³⁾. Der Geschichtsschreiber der deutschen Jesuiten P. Bernhard Duhr, mit dem Lühr in fortgesetztem wissenschaftlichen Briefverkehr stand und dessen 2. Band er an dieser Stelle anzeigte⁴⁾, schreibt in seinem großen Werk⁵⁾ über diese Studien: „In mühevoller Arbeit hat ein Ermländer Historiker wertvolle Statistiken zusammengestellt, die das Dunkel, das bisher über der alten Schule ruhte, aufhellte“ Wir erkennen aus den Zusammenstellungen die Anziehungskraft dieser Bildungsstätte der kleinen Landstadt, aber auch die geistige Ausstrahlung, die von ihren Schülern auf das Ermland, Ostpreußen und Polen ausging. Eine kurze Uebersicht über die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen lieferte Lühr noch für die Festschrift 300 Jahre Gymnasium zu Rößel 1932, S. 9–11: Die Schüler des Rößeler Gymnasiums im 17. und 18. Jahrhundert nach ihrer Zahl, Heimat, Herkunft und nach ihrem späteren Beruf.

Bei dieser intensiven Beschäftigung mit den Schülern des Rößeler Kollegs war es beinahe zwangsläufig, daß Lühr sich auch für dessen Rektoren und Lehrer interessierte. Die Erml. Zeitschr. von 1913 konnte in seinem Beitrag Die Rektoren des Jesuitenkollegs zu Rößel⁶⁾ auf grund eingehender Quellenstudien nicht nur die bisher bekannte Reihe dieser Rektoren berichten und vervollständigen, sondern vor

¹⁾ E. 3. XVII, 96 ff.

²⁾ Erml. Ztg. 1911 (Hauschag), Nr. 134–5, 1912 (Hauschag) Nr. 17, Hauschag 1912 vom 13. 7. und 17. 10.

³⁾ Ztsch. f. Gesch. d. Erz. u. d. Unt. III (1913), 97–118.

⁴⁾ Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge 2. Bd. besprochen von Lühr in der E. 3. XVIII, 852 ff., auch im Erml. Hauschag 1913, Nr. 31.

⁵⁾ a. a. O. IV, 468 Regensburg 1928.

⁶⁾ E. 3. XVIII, 717–32.

allem auch um neue biographische Mitteilungen bereichern. Wenn er seine Zusammenstellung der Jesuiten von Rößel und Heilige=linde¹⁾ auch bescheiden einschätzt, er „gebe sie so, wie sie ihm unterwegs in die Hände gefallen“ sei²⁾, so ist doch auch diese Arbeit ein Beweis seines Sammeleifers und seiner philologischen Gründlichkeit. Auch hier sind zahlreiche Kurzbiographien entstanden, die nicht nur der Geschichte des Kollegs, sondern auch der Familienforschung zu statten kommen.

Noch fallen zur Geschichte des Rößeler Kollegs zwei kurze Beiträge ab: Die Haussuchung im Jesuitenkolleg zu Rößel nach Briefen des P. Andreas Bobola³⁾, die 1738 im Prozeß der Seligsprechung des Blutzengen durchgeführt wurde, und Allerlei aus dem Tagebuch des Rößeler Jesuitenkollegs⁴⁾, worin interessante Begebenheiten mitgeteilt werden.

Durch diese jahrzehntelangen emsigen Forschungen, für die freilich ungewöhnlich reiches Quellenmaterial zu Gebote stand, war die Vergangenheit des Rößeler Jesuitenkollegs so gründlich beleuchtet, wie nur wenige Bildungsstätten jener Zeit. Hauptsächlich auf Lührs Arbeiten konnten die entsprechenden Darstellungen bei Duhr⁵⁾ und Waschinski⁶⁾, sowie die abschließende Monographie über das Jesuitenkolleg in Rößel von Adolf Poschmann⁷⁾ fußen.

Nachdem Lühr noch in Braunsberg lange von der Rößeler Schulgeschichte gefesselt war, wandte er sich allmählich der Erforschung des Bildungswesens der Passargestadt zu. Die Wiederkehr des 350. Jahrestages der Gründung des Braunsberger Gymnasiums i. J. 1915, die Lühr mit einem Erinnerungsartikel in der Presse begleitete⁸⁾, gab ihm den Gedanken ein, ein Abiturientenverzeichnis dieser Anstalt zu veröffentlichen. Er wollte dabei an die Zusammenstellungen von Direktor Braun (1865)⁹⁾ und Direktor Gruchot (1891)¹⁰⁾ anknüpfen, aber die dürftigen Angaben jener Listen durch biographische Notizen er=

¹⁾ E. 3. XX, 361–408, 753–800.

²⁾ a. a. O. S. 361.

³⁾ Erml. Pastor. 36 (1904), 18–20.

⁴⁾ E. 3. XIX, 322–28.

⁵⁾ Duhr, a. a. O. IV, 466 ff.

⁶⁾ Waschinski, a. a. O. II, 89 ff. Dieses Werk besprach Lühr in der E. 3. XXIII, 511–18.

⁷⁾ Poschmann, E. 3. XXIV, 759–909.

⁸⁾ Erml. 3tg. 1915, Nr. 196.

⁹⁾ Festprogramm des Gymn. Braunsberg 1865, S. 135 ff.

¹⁰⁾ Jahresber. D. 1891 S. 35 ff.

weitem und so nicht nur genealogischen Forschungen dienen, sondern auch die geistige Auswirkung der Braunsberger Bildungsstätte aufzeigen. Die Kriegsnot drohte mit dem Fortfall der Jahresberichte diese Publikation zu vereiteln, da ermöglichte der Erml. Geschichtsverein mit einer Beihilfe das Erscheinen. Auf Grund reger persönlicher Mitteilungen und gedruckter Quellen konnte er i. J. 1916 das wertvolle Nachschlagebuch *Die Abiturienten des Braunsberger Gymnasiums von 1860–1916* herausbringen, das in gedrängter Kürze fast 900 Lebensschicksale enthält, deren geistige Entwicklung mit der altherwürdigen alma mater aufs innigste verknüpft ist¹⁾.

Hatte sich Lühr in dieser Sonderschrift während des Weltkrieges mit lebenden oder noch nicht lange verstorbenen Braunsberger Abiturienten befaßt, so nahm er nach der Inflationszeit eine Arbeit auf, die Braunsbergs kulturelle Bedeutung seit dem Zeitalter der Gegenreformation erweisen sollte: Die Matrikel des päpstlichen Seminars zu Braunsberg 1578–1798²⁾. Sie sollte „zum Ruhme seiner Vaterstadt als Stadt der Schulen ein Scherlein beitragen“³⁾. Schon Prof. Jos. Kolberg hatte an diese wichtige Edition Hand angelegt, war aber darüber gestorben⁴⁾. Nachdem wohl alle deutschen Hochschulen ihre Matrikeln veröffentlicht hatten, war es an der Zeit, daß auch das frühere Braunsberger Missionsseminar mit seinem weitreichenden internationalen Einfluß sein Album der Öffentlichkeit vorlegte. Prof. Lühr war die geeignete Kraft für diese Aufgabe. Und wenn auch, von Laien zu schweigen, selbst ein Heimathistoriker wie Dr. Matern in einer Laune des Unmuts schrieb: „Und der gute alte Lühr! quält sich mit Abschreiben der ollen Matrikel! Kein Mensch lieft das Zeug, keiner kann es brauchen.“⁵⁾ so erkannte die wissenschaftliche Welt doch die Bedeutung dieser Edition an. In den Jahresberichten für deutsche Geschichte urteilte Alex. Schnütgen: „Lühr hat durch die sorgfältig durchgeführte und um eine eigene geschichtliche Einleitung erweiterte Herausgabe der Braunsberger Matrikel insofern neben der provinziellen sogar der allgemeineren Kirchengeschichte einen

¹⁾ 96 S. Braunsberg (1916). Unter derselben Ueberschrift veröffentlicht der Erml. Hauskalender 1918, S. 83–90 eine statistische Auswertung des Verzeichnisses (Zahl, Konfession, Heimat, Herkunft, Beruf der Abiturienten) von anonymem Seite, die aber nicht von Lühr zu stammen scheint.

²⁾ 214 S. Bd. XI (Lieferung 30–31) der *Monum. Hist. Warm. Braunsberg* 1925–26.

³⁾ a. a. O. Vorwort S. I f.

⁴⁾ a. a. O. S. I f.

⁵⁾ Brief an den Verfasser, d. Köchel, 15. 2. 26.

Dienst erwiesen, als das Braunsberger Seminar im Laufe der Zeiten unter seinen 1400 Zöglingen auch zahlreiche Ausländer ausgebildet hat, unter anderen mehr als 150 Angehörige des griechisch=unierten Basilianerordens¹⁾. Und F. Haase äußert in den Jahrbüchern für Kultur und Geschichte der Slawen²⁾: „Es ist ein großes Verdienst des Herausgebers und des Hist. Vereins für Ermland, uns die Matrikel dieser Anstalt, die für die Geschichte und Kulturgeschichte großen Wert haben, zugänglich gemacht zu haben“³⁾.

Gerade diese Edition machte Lührs Namen über die Grenzen Deutschlands bekannt. Die Braunsberger Alumnen aus den skandinavischen und baltischen Staaten, von Schottland, Ungarn und andern europäischen Ländern, besonders die Studenten des Basilianerordens mußten in ihren Heimatländern biographischem Interesse begegnen. Die *Orientalia Christiana* in Rom machten auf die „mit Fleiß und Genauigkeit ausgearbeitete Quellenarbeit“ aufmerksam⁴⁾. Ein wissenschaftlicher Briefwechsel ausländischer Gelehrten mit dem Verfasser setzte ein; Erzbischof Andreas Szeptycki von Lemberg sprach ihm seinen innigsten Dank für die „schöne“ Veröffentlichung aus⁵⁾, und in dieser Verbindung steuerte Lühr der in Lemberg erscheinenden ukrainischen Zeitschrift *Zap. Czyna sw. Wasylia*⁶⁾ eine interessante Notiz aus der *Historia collegii Brunsbergensis* über einen Aufruhr der Basilianer-Studenten im Missionsseminar (1652) bei.

Schon hatte Lühr die Mitte des achten Jahrzehnts überschritten, als er eine neue Quellenveröffentlichung in Angriff nahm. Nach dem *Album Scholasticum Brunsbergense* publizierte er, unterstützt von Bibliotheksrat Dr. Will, die Schüler des Braunsberger Gymnasiums von 1694–1776, ein Werk, das er seiner „lieben Vaterstadt zur 650. Jubelfeier i. J. 1934“ widmete⁷⁾. Fast 6000 Namen sind hier verzeichnet, und wenn auch die biographischen Zusätze des greisen Autors auf verhältnismäßig wenige kurze Anmerkungen beschränkt sind, so rühmte E. Keyser das Werk doch als „von hohem Wert für die Bildungs- und Familiengeschichte Ostpreußens; es läßt deutlich erkennen, wie weit Braunsberg, durch die Jesuiten zum Mittel-

1) Bd. I (1925), 404; ähnlich E. Keyser *ebda* S. 502.

2) 1927, S. 401.

3) Vgl. Pastor Bonus, 37 (1926) 486 und 38 (1927), 462 (Schüler).

4) VIII (1927), 322.

5) d. Lemberg 3. 1. 1926.

6) III (1928), 247–48.

7) Mon. Hist. Warm. XII (Liefer. 36–38), 1932–4. 246 S.

punkt der Gegenreformation im Preußenland gemacht, bis nach Polen hinein seinen Einfluß ausübte¹⁾“ Eine statistische Auswertung dieses Buches ist noch nicht versucht worden. Die Familienforscher werden es aber mit um so mehr Nutzen durchsuchen, als Alter, Geburtsort und Eltern der Schüler verzeichnet sind.

In diese Reihe seiner Publikationen gehört schließlich noch das Namenregister und Inhaltsverzeichnis für die Bände 21–23 dieser Zeitschrift²⁾, eine entsagungsvolle Kärnerarbeit, der Lühr gleichwohl Geschmack abzugewinnen wußte, für die ihm alle Benutzer Dank wissen. Auch den 24. Band hat er bereits verzettelt und als Material für das nächste Sammelregister hinterlassen.

Durch Regens Brachvogel auf eine bisher unbeachtete Quellschrift zur Geschichte der Braunsberger Kreuzkirche aufmerksam gemacht, schrieb der schon im biblischen Alter stehende Professor ihre Monographie³⁾. Hauptsächlich auf Grund eines von den Jesuiten geführten diarium verbreitet er sich über die Entstehung und Entwicklung dieses Heiligtums, um daran einen Bericht über den neuesten Ausbau anzuschließen. Nur wenige ermländische Kirchen besitzen eine so eingehende Bau- und Kultgeschichte.

Zu Lührs früheren familiengeschichtlichen Beiträgen gehört ein Nachtrag zu Anhuths Genealogie der von Hanmann⁴⁾ nach dem Braunsberger Bürgerbuch. Die Vasallenlisten über das Ermland aus den Jahren 1774–6 hatte Archivdirektor Bär aus dem Berliner Geh. Staatsarchiv abgeschrieben und bei seiner Versetzung nach Koblenz Dompropst Dr. Dittrich als Vorsitzenden des Erml. Geschichtsvereins zur Verfügung gestellt. Dieser überließ sie Prof. Lühr zur Veröffentlichung⁵⁾. Sie sind eine neue Quelle zur Geschichte des ermländ. Adels und ländlichen Grundbesitzes im 18. Jahrhundert⁶⁾.

¹⁾ Jahresber. f. Dt. Gesch. VIII (1934), 394.

²⁾ Heft 72 (1930), 98 Seiten.

³⁾ Die Geschichte der Kreuzkirche bei Braunsberg E. 3. XXIII (1928), 227–73 (mit 2 Abbildungen). Einen kurzen Aufsatz über dasselbe Thema hatte Lühr zum 200. Jubeljahr der Grundsteinlegung für den Erml. Hauskalender 1924, S. 55–62 beigefügt, der von P. A. Brors in sein Wallfahrtsbüchlein: die Wallfahrt zur Heilig-Kreuz-Kirche bei Braunsberg. (M. Gladbach 1927) aufgenommen ist.

⁴⁾ Anhuth, Familie v. Hanmann E. 3. XVI, 649 ff. Lührs Ergänzung a. a. D. XVIII, 228–9.

⁵⁾ E. 3. XIX, 395–407; vgl. E. Hauschatz 1913, Nr. 125.

⁶⁾ Zu einer Miszelle über das Schicksal eines Braunsberger Schulbuchs aus dem 16. Jahrhundert hatte ich Prof. Lühr (E. 3. XVIII. 844–6) durch einen Fund in der dortigen Gymnasialbibliothek angeregt.

In die Reihe der wissenschaftlichen Arbeiten sind schließlich noch die Beiträge zu rücken, die Lühr der Krollmannschen Altpreuß. Biographie lieferte (Achterfeldt, Adlin, Alshut, Annegarn, Arent, Austen, Baldensheim, Beckmann, Bender, Biester, Bludau Alois und Augustinus, Borowski, Braun, Breslauer, Bretter, Buslav, Busse, Elagius, zu Eulenburg, Fahl; weitere Artikel sind noch ungedruckt¹⁾).

Wurden beiläufig schon mehrere volkstümliche Aufsätze Lührs aus der Tagespresse erwähnt, so seien hier noch mehrere andere vorliegende der Vollständigkeit halber kurz genannt. Die Biographie des aus Braunsberg gebürtigen Olivaer Zisterzienserpriors Ivo Koweder schilderte seinen Lebensgang und seine Reise zum Generalkapitel nach Cîteaux i. J. 1738²⁾. Die Nordbrennerin Barbara Edunk von Köffel war ein Tatsachenbericht nach Köffeler Gerichtsakten v. J. 1807³⁾. Als populäre Ergänzung zu Dombrowskis Arbeit über den Jugendbund in Braunsberg stellte Lühr der Erml. Zeitung einen Beitrag über die volkswirtschaftliche Tätigkeit der Kammer des Jugendbundes i. J. 1809 nach Berliner Archivalien zur Verfügung⁴⁾. Braunsberger Archivalien gab er in kurzen Regestenfolgen Wirtschaftliche und polizeiliche Maßnahmen der Altstadt Braunsberg in früherer Zeit⁵⁾ und aus Alt-Braunsberg⁶⁾ wieder. Auch der monatlichen Heimatbeilage Unsere erml. Heimat lieferte er gern Darstellungen nach Braunsberger städtischen Archivalien. Eines ehrbaren Rates der Altstadt Braunsberg Kür- und Wahltag⁷⁾, Ein ehrbarer Rat der Altstadt Br. gegen Luxus und Genußsucht⁸⁾, Braunsbergs Leiden unter der brandenburgisch-preussischen Besatzung (1655–63)⁹⁾, Etwas vom Artushof¹⁰⁾, Die Verhandlungen der Stadt Br. mit dem Postfiskus wegen Verkaufs des Hospitalplatzes St. Andrea¹¹⁾. Nach kirchlichen

¹⁾ Eine kurze vita des Stifters der Danziger Kapellenschule, des in Köffel 1661 gebürtigen Andreas Korsch, lieferte Lühr dem Westpreuß. Volksblatt 1914, Nr. 124 (2. Juni).

²⁾ Erml. Ztg. 1921, Nr. 10, 12.

³⁾ Erml. Ztg. vom 16. Februar 1912; überarbeitet von R. Jach in Poschmann, Köffel. 600 Jahre. Köffel 1937. S. 328–32.

⁴⁾ Erml. Hauschatz 1910, S. 33.

⁵⁾ Erml. Ztg. Dez. 1921–Jan. 1922.

⁶⁾ a. a. D. Nr. 67 v. 21. 3. 1922.

⁷⁾ Unf. erml. Heimat II (1922), Nr. 3.

⁸⁾ a. a. D. II, Nr. 7.

⁹⁾ a. a. D. III, 1, 3–6.

¹⁰⁾ III, 7.

¹¹⁾ VIII (1928), Nr. 5–6.

Altan und im Zusammenhange mit seiner Edition der Braunsberger Seminar-Matrikel schrieb Lühr für diese Beilage: Das päpstliche Alumnat in Br.¹⁾ Die Untersuchung zu unserm Ermlandlied²⁾ war durch ein Erlebnis bei der großen Braunsberger Bauerntagung 1923 angeregt worden, zeigte die Verwandtschaft des bekannten Heimatliedes mit dem Ermlandlied, ließ aber die Frage nach dem Autor unseres Gesamttextes, für den nach allen Anzeichen wohl der spätere altkath. Theologie-Professor Dr. Andreas Menzel anzusprechen ist, offen³⁾.

Als Prof. Lühr i. J. 1930 seinen 75. Geburtstag und sein goldenes Dr.-Jubiläum feierte, nahm der Histor. Verein für Ermland gern die Gelegenheit wahr, um „dem verdienstreichen Heimatforscher, langjährigen Vorstandsmitgliede und zeitigen Vorsitzenden in Dankbarkeit und Verehrung“ den eben abgeschlossenen 23. Band zu widmen⁴⁾. Und als die Königsberger Albertina am 21. Juni 1930 unter dem Rektorat des Prof. Andrée sein Doktor-Diplom erneuerte und damit Glückwünsche verband, rühmte sie ihn: qui magistri munere optime functus est multisque discipulorum saeculis adfuit cura adsidua, qui quidquid habebat otii in perscrutanda rerum memoria consumpsit uberrimoque cum fructu illustravit nationis Warmiensium originem propagationem culturam, qui scientiae inserviando civibus consuluit eosque de maioribus admonendo conciliavit patriae⁵⁾. Schließlich sei die verdiente Ehrung des greisen Bürgers durch die Stadt unvergessen. Anlässlich seines 80. Geburtstages veranstaltete der Erste Bürgermeister Kayser im Rathaus einen schlichten Festakt, der zugleich auch dem früheren langjährigen Stadtrat Bernhard Wichert galt. Nachdem das Stadtoberhaupt die gesegnete Wirksamkeit der beiden Männer gewürdigt und Dank und Glückwünsche

¹⁾ IV, 6, 8.

²⁾ VII, 9.

³⁾ Weitere kurze Beiträge in Ust. erml. Heimat behandelten in Verbindung mit seinen Studien über die Kreuzkirche den großen Brand von Altpassarge i. J. 1752 (IV, 3), einen Opfergang der Gemeinde Plaszwich nach der Kreuzkirche (III, 12), nach Stadt- und Grundbuchakten das 550jährige Jubiläum des Hotels Schwarzer Adler (VII, 7, auch als Gedenkblatt des damaligen Besitzers F. Freimuth besonders gedruckt), schließlich das 90jährige Frl. v. Negelein und ihre Familie (I, 12).

⁴⁾ Vorsatzblatt zum 23. Bd. der E. B. Wenn ein Nachruf in der Erml. Ztg. 1939, Nr. 58 (9. 3.) bemerkt, Lührs „Tätigkeit im Geschichtsverein sei hauptsächlich organisatorischer Natur“ gewesen, und als seine bedeutendste wissenschaftliche Arbeit die Herausgabe des Schülerverzeichnisses des Braunsberger Gymnasiums bezeichnet, so dürfte unser Nekrolog das Irrige dieses Urteils erweisen.

⁵⁾ Ehrendiplom im Nachlaß des Verstorbenen.

der Bürgerschaft ausgesprochen hatte, trugen sie sich in das Goldene Buch Braunsbergs ein¹⁾).

In seinem langen arbeitsamen Leben hatte Prof. Lühr den cicero-nianischen Satz verwirklicht: nunquam sum minus otiosus quam cum sum otiosus. Und für seine wissenschaftliche Muße hatte er sich an Schillers Rat gehalten:

Wer etwas Treffliches leisten will,
Der sammle still und unerschlaft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft —
Breite und Tiefe.

Der Grenzen seiner Fähigkeiten sich wohl bewußt, hatte er hauptsächlich reproduktive historische Arbeit geleistet, wertvolle Quellen zur ermländischen Familien-, Schul- und Kulturgeschichte ediert, denen seine philologische Akribie aufs glücklichste zustatten kam. Sorgfältige Gründlichkeit und kritischen Blick bekundeten aber auch seine historischen Untersuchungen und Darstellungen.

Sein ungewöhnlicher geistiger Schaffensdrang, sein ruhiges Naturell, das fast an stoische Unererschütterlichkeit erinnerte und Nerven kaum zu kennen schien, seine früheren Turnerjahre mochten dazu beigetragen haben, daß er trotz einiger ernster Krankheitsanfälle ein so hohes Alter erreichte. Bis in die letzten Wochen sah man ihn auf der Straße, und wenn auch sein Gang zuletzt langsam und müde geworden war, so überraschte immer noch seine gestraffte, elastische Haltung. Noch im Februar schrieb er in rührendem Familiensinn mit zitternden, verschwimmenden Buchstaben eine Eingabe an die Behörde um Verleihung des silbernen Ehrenkreuzes für seine Gattin. Sechs Kinder hatte sie ihm geschenkt, von denen ein begabter, hoffnungsvoller Sohn als Leutnant d. Res. bei der Vorbereitung eines Sturmangriffs im Mai 1918 in Flandern gefallen, eine Tochter erwachsen gestorben war. Am 27. Februar setzte ein auffallender Kräfteverfall ein. Schmerzlos lag er meist im Schlafe, war aber geistig noch klar, bis ihm die beiden letzten Tage das Bewußtsein schwand. Ohne Kampf entschlummerte er sanft am Nachmittag des 8. März, betrauert von seiner treu ihn umsorgenden Gattin, von vier Kindern und zwei Enkeln.

Am Montag, 13. März, gaben wir unserm verehrten Senior das letzte Geleit. Zur nahen Neustädtischen Kirche, in deren Schatten er aufgewachsen war, wo er glückstrahlend seine Braut zum Traualtar geführt und in stiller Dankbarkeit die goldene Hochzeit gefeiert hatte.

¹⁾ Erml. Ztg. 1935 Nr. 17 (21. 1.).

Nun ruht er hier zu seinem letzten Kirchgang, ihm gilt das feierliche Requiem und die christliche Fürbitte. Hinaus bewegt sich der ansehnliche Leichenkondukt zum St. Rochus-Friedhof, wo viele seiner Verwandten, Freunde und Bekannten in stummen Gräbern seiner harren. Durch den sonnigen, klaren Vorfrühlingstag schweben ernste Gesänge und Gebete, dann senkt sich der Sarg zur kühlen Gruft, eine Handvoll Erde als Abschiedsgruß, und bald wölbt sich über dem, was sterblich ist, ein frischer Hügel.

Lührs wissenschaftliches Vermächtnis aber wird in der Heimatforschung lebendig bleiben. Möchte auch sein Geist hingebender Heimatliebe und unermüdlischen Arbeitsseifers fortwirken bis in unsere spätesten Geschlechter!

In pace!

Der Kreis Braunsberg im Kriegszustand 1914/15.

Von Studienrat Paul Flügge.

Vorwort.

„Doch schön ist nach dem großen
Das stille Heldentum.“ Umland.

Ein Vierteljahrhundert ist seit dem Beginn des bisher furchtbarsten aller Kriege ins Land gegangen. Die Spuren seiner Zerstörung sind verwischt, die Wunden, die er geschlagen, verharst, gelieben aber ist der Helden Tatenruhm. Ein neues Geschlecht wuchs mittlerweile heran, dem das große Weltgeschehen nicht mehr Erlebnis ist, sondern Geschichte. Für diese jüngere Generation soll die vorliegende Schrift in erster Linie bestimmt sein, eine Belehrung und zugleich ein Ansporn zur Macheiferung. Aber auch die ältere Bevölkerungsschicht wird bei der Lektüre, wenn auch mit stillem Weh, so doch auch mit stolzer Freude jener erhebenden und erhabenen Zeit ihres Lebens gedenken.

Der Russeneinfall in Ostpreußen von 1914/15 und die damit im Zusammenhang stehenden Leiden der Bewohner durch die Flucht und die Greuelthaten der feindlichen Soldateska sind in einer Reihe von Sammelwerken, vor allem aber in einer Unmenge von Erlebnisberichten einzelner Personen in Zeitungen und Zeitschriften behandelt worden. Besonders gründlich und lebendig hat Dr. Fritz Gause die Russennot zusammenfassend geschildert in dem lesenswerten Buch: „Die Russen in Ostpreußen 1914/15“, wo sich auch ein erschöpfendes Quellen- und Literaturverzeichnis findet. Für den Ermländer dürfte das leider vergriffene Werk von Dr. B. Schwarz: „Der Feind im Land. Berichte ermländischer Geistlicher über Ostpreußens Russenzeit 1914/15“ von besonderem Werte sein.

Die vorliegende Schrift beschränkt sich nicht auf den Russeneinfall und seine Auswirkungen. Vielmehr will sie die Lebensäußerungen der Bevölkerung des Kreises Braunsberg, wie sie durch den Kriegszustand auf allen Gebieten in Erscheinung traten, nach jeder Hinsicht

erfassen, kurz, sie will eine möglichst naturgetreue Aufnahme bringen von dem Gesicht, das der Kreis in jenen denkwürdigen Tagen und Monaten der ersten Kriegszeit trug.

Zugleich glaube ich, durch diese kleine Arbeit meinem Heimatkreise einen Dienst zu erweisen. Es wird sich zeigen, daß auch die Braunsberger Kreisangehörigen, obwohl weit vom Schuß, im Kriege ihren Mann gestanden haben. Vielleicht wird auch mancher in jener großen Zeit, wo die Phrase tot war und die Tat lebendig, wo Zusammengehörigkeitsgefühl, Opfer Sinn und Pflichtbewußtsein den deutschen Menschen durchglühten, einen Funken nationalsozialistischen Geistes aufglimmen sehen, der, unter Asche und Schlacken der Nachkriegszeit fast erstickt, von Adolf Hitler zur lodernden, unauslöschlichen Flamme entfacht worden ist.

Die Quellen.¹

Am 28. September 1915 trat auf Veranlassung und unter Vorsitz des Oberpräsidenten in Königsberg eine „Provinzialkommission für ostpreussische Kriegsgeschichte“ zusammen, deren Leitung Professor Braßmann übernahm. Sie beriet über die Art und Weise der vorzunehmenden Stoffsammlungen und begann ihre Arbeit zwei Tage später mit einem Schreiben an die Landräte und Oberbürgermeister, das mit den Worten begann: „Ein vollständiges und richtiges Bild der Kriegsschicksale der Provinz Ostpreußen zu gewinnen, ist eine wichtige Aufgabe der Zukunft. Sie kann nur erfüllt werden, wenn in den einzelnen Gemeinden, Schulbezirken und Kirchspielen von umsichtigen Personen schon in den kommenden Wintermonaten, solange die Erinnerung noch frisch ist und Augenzeugen für alle Vorgänge vorhanden sind, die nötigen Aufzeichnungen gemacht werden. Sie werden später auch einen wichtigen Bestandteil der Orts- oder Kirchspielchroniken bilden, deren sorgfältige Fortführung auf dieser Grundlage erfolgen kann. Eine wichtige Unterlage wird die Aufnahme schriftlicher Darstellungen von Ortseinwohnern sein, welche bei einzelnen wichtigeren Ereignissen persönlich beteiligt gewesen sind.“

Das Verfahren, nach dem die Sammlungen vorgenommen wurden, war folgendes: Um eine gewisse Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit der Berichte zu schaffen, wurde ein Schema aufgestellt, dessen Hauptpunkte waren:

1. Zustand des Ortes bei Kriegsbeginn,
2. Ereignisse und Stimmungen Ende Juli und Anfang August 1914,
3. Behördliche Maßnahmen für die Mobilmachung,
4. Kriegsfürsorgemaßnahmen,
5. Kriegsergebnisse,
6. Zustände nach der Vertreibung der Russen,
7. Das wirtschaftliche Leben während des Krieges,
8. Schicksale der einzelnen Familien und Personen beim Feindeseinbruch und während der Flucht; Erlebnisse der Verschleppten,
9. Verzeichnis und Angabe über das Geschick der Kriegsteilnehmer des Ortes.

Jeder Abschnitt enthielt noch eine Anzahl von Stichworten.

Als Sammler kamen auf dem Lande in erster Linie die Lehrer in Frage — nur selten sind Guts- oder Gemeindevorsteher die Verfasser —, und sie haben auch nach dem ihnen empfohlenen Schema gearbeitet; aber der eine hält es für nötig, eine ausführliche Darlegung der politischen Lage Europas im August 1914 zu bringen oder in seitenlangen Aufzeichnungen tausend Kleinigkeiten zu erzählen, während der andere wieder Dinge, die man gern wissen möchte, übergeht. So gibt es Berichte, die sich mit zwei Seiten begnügen, und solche, die mit dem Zehnfachen noch nicht auskommen. Durchweg ist die Zuverlässigkeit dieser Ortschroniken hervorzuheben. Häufig enthalten sie noch zahlreiche Beilagen: Briefe aus dem Felde oder der Gefangenschaft im Original oder in Abschrift, Zeitungsausschnitte, Bilder u. dgl.

¹ Gause, Ostpreussische Forschungen 1930, S. 82.

Diese Stoffsammlungen wurden der Provinzialkommission eingeliefert und befinden sich jetzt als Provinzialkriegsarchiv (P. K. A.) beim Staatsarchiv in Königsberg.

Es war die Absicht der Provinzialkommission, das Material der Kreise zu Kreis-Kriegsgeschichten zu verarbeiten und aus diesen dann die Provinzialkriegsgeschichte zu schaffen. Für solche Kreisriegsgeschichten sind bis jetzt aber nur schwache Anfänge vorhanden.

Zu den Ortschroniken kommen die Berichte der Behörden, die im Oktober 1915 vom Oberpräsidenten zur Berichterstattung über ihre Tätigkeit während des Krieges und über die Schicksale ihrer Beamten aufgefordert wurden. Sie werden bei den einzelnen Behörden aufbewahrt.

Auch der Königsberger Regierungspräsident verlangte im Januar 1915 von den ihm unterstehenden Beamten Aufzeichnungen. Sie befinden sich in der Registratur der Regierung als „Niederschriften bemerkenswerter Ereignisse während des feindlichen Einfalls“.

Da mit der abflauenden Begeisterung auch die Anteilnahme an den mehr und mehr erstarrenden Verhältnissen schwindet, befassen sich die genannten Quellen nur mit der Kriegszeit bis Ende des Jahres 1915. Deshalb werden sich auch die folgenden, auf ihnen hauptsächlich fußenden Ausführungen auf diesen Zeitraum beschränken.

Herangezogen wurden ferner:

Fritz Gauße, Die Quellen zur Geschichte des Russeneinfalls in Ostpreußen im Jahre 1914 (Altpreußische Forschungen, 1930).

Fritz Gauße, die Russen in Ostpreußen 1914/15.

Franz Buchholz, Bilder aus Wormditts Vergangenheit.

B. Schwarz, Der Feind im Land. Berichte ermländischer Geistlicher über Ostpreußens Russenzeit 1914/15.

Ermländischer Hauskalender für 1916.

Ermländische Zeitung vom 1. August 1914 bis 1. Oktober 1915.

Einleitung.

Harte Zeiten hat das Ermland und nicht zuletzt der Kreis Braunsberg im Laufe seiner Jahrhunderte langen Geschichte durchgemacht. Wir haben wohl kaum eine rechte Vorstellung von den fürchtbaren Leiden, die die vielen Kriege im Bunde mit Epidemien über die friedlichen Bewohner unserer engeren Heimat brachten.

Im Vergleich zu all diesem Elend ist das nördliche Ermland im Weltkrieg verhältnismäßig glimpflich davongekommen. Die Schrecken des Krieges sind selbst bei dem vorübergehenden Russeneinfall nur angedeutet worden, und auch die Hungersnot, die dem deutschen Volkskörper das Mark auszog, bis er zusammenbrach, hat die größtenteils ländliche Bevölkerung unseres Kreises nicht merklich gespürt. Der Kriegsgott zeigte sich hier mehr in seiner heldischen Größe, in seiner heroischen Gestalt. Die Begeisterung für Kaiser und Reich, die sich in den langen Friedensjahren nur in wohlgelesenen Reden und brausenden Hochrufen Luft machen konnte, schlug jetzt nicht etwa in Verzagtheit und Kleinmut um, sondern verwandelte sich, abgedämpft freilich dem Ernst der Stunde gemäß, in die entsprechende Tat. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt kannte jeder, welchen Alters und Geschlechtes, welchen Standes oder Bekenntnisses er sein mochte, nur die eine Pflicht, den Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland, ob nun unbeholfene Kinderfinger oder zitternde Greisenhände die Nadeln rührten, ob schwache Frauenschultern beherzt die Last der Wirtschaft trugen und stille Schwestern Wunden heilten oder ob der Mann an der Front todesmutig dem Feind entgegenging.

Wenn wir uns hier mit der Weltkriegsgeschichte beschäftigen, so werden wir den Krieg in der Hauptsache zu sehen bekommen im Sinne des Dichters, der da sagt:

„Der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen.“

I.

Ereignisse und Stimmungen Ende Juli und
Anfang August 1914.

1. Die Schüsse von Serajewo.

Eine lebendige Vorstellung von den Geschehnissen und Stimmungen im Kreise Braunsberg kurz vor und während der Mobilmachung erhalten wir, wenn wir die Bilder an uns vorüberziehen lassen, die die Kreishauptstadt mit ihrer Garnison in jenen denkwürdigen Tagen bot. Einzelheiten aus anderen Teilen des Kreises können den Eindruck nur vervollständigen und vertiefen.

Die Kunde von dem fluchwürdigen Attentat der serbischen Muechelmörder an dem Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Oesterreich und seiner Gemahlin wurde in Braunsberg durch ein Sonderblatt der Ermländischen Zeitung am Sonntag, dem 28. Juni 1914, verbreitet und rief unter den zum Jubiläum des katholischen Gesellenvereins von allen benachbarten Städten zusammengeströmten Festgästen sowie in der Bürgerschaft beklemmende Ahnungen verhängnisvoller Entwicklungen hervor. Doch sagte man sich, daß in den letzten Jahren das Gespenst eines europäischen Krieges schon manches Mal durch die Friedensliebe der verbündeten Monarchen und die diplomatische Kunst der Staatsmänner beschworen worden war; so legte sich nach einigen Tagen die Aufregung, und man hoffte auch dieses Mal wieder auf eine friedliche Lösung. Die Note der österreichisch-ungarischen Regierung an Serbien vom 23. Juli, die eine bündige Antwort innerhalb drei Tagen verlangte und einen offensichtlich kriegerischen Ton anschlug, wirkte deshalb wie ein Bombenschlag, und die Erörterungen in der Presse ließen keinen Zweifel an dem Ernst der Lage. Mit fieberhafter Spannung erwartete man den Sonntag, da die Mobilmachung der Donaumonarchie sicher auch Deutschland in den Krieg hineinziehen mußte. Am Montag, dem 27. Juli, wurde der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien bekannt, und an demselben Tage knallten am Donauufer bei Belgrad die ersten Schüsse.

Die Lage verschärfte sich, als am Donnerstag, dem 30. Juli, bekannt gegeben wurde, daß Rußland Serbien decke und die Mobilmachung der östlichen Korps angeordnet habe. Das Gespenst eines großen Krieges trat jetzt greifbar aus dem Schatten heraus, und eine unheimliche Ahnung kommender Fährnisse lähmte für den Augenblick

alle Kräfte. Die Grenzregimenter erhielten die Weisung, sich zum Abmarsch bereit zu halten, die Offiziere wurden telegraphisch in ihre Standorte berufen, in den Kasernen arbeitete man fieberhaft an der feldmarschmäßigen Ausrüstung der Truppen. Die ersten feldgrauen Uniformen tauchten in den Straßen auf, die Soldaten kamen in die Stadt ohne Seitengewehre — diese wurden in den Kasernenhöfen scharf geschliffen — ein eiliges Abschiednehmen und Rennen überall. Am Freitag begann die Bahn- und Telegraphiersperre, Vorboten der Mobilmachung. Schon mittags wurde in der Stadt bekannt, daß das Braunsberger (3.) Bataillon des Inf.-Reg. 148 am Abend abfahren werde, und große Menschenmassen sammelten sich in den Straßen, um den Abzug der Truppen zu sehen. In den nächsten Stunden wurde das Telegramm bekannt, in dem der Kaiser das deutsche Reichsgebiet als im Kriegszustand befindlich erklärte. Damit war jede Hoffnung auf einen friedlichen Verlauf der Krise restlos beseitigt.

In der Nacht von Freitag zu Sonnabend erfolgte dann der Auszug des Bataillons. Den ganzen Nachmittag waren schon Wagen mit Gepäck zum Bahnhof gefahren, dann wurden die Pferde der Offiziere von den feldmarschmäßig ausgerüsteten Burschen zum Verladen gebracht, gegen Mitternacht endlich folgte die Truppe. Die Straßen waren erhellt, Tausende von Menschen trotz der späten Stunde auf den Beinen, es herrschte eine ungeheure Begeisterung und eine hochgehende patriotische Stimmung. Alle wollten den braven Soldaten, die hinausziehen zum blutigen Streit, noch einmal Lebewohl sagen und ihre heißesten Glückwünsche mit ins Feld geben. Und als nun die Spitze anrückte mit Pfeifen und Trommeln, die umhüllte Fahne voran, und dann die Kompagnien mit ihren Führern, diese prächtigen, jugendfrischen Mannschaften in den funkelnagelneuen Uniformen und hellen Stiefeln, singend und fröhlich, als ginge es ins Manöver, da war wohl niemand, der sich der Rührung erwehren konnte, der nicht mit Stolz und Dank diese Nacht an Deutschlands Grenze ziehen sah. Am Bahnhof durchbrach die Menge die Sperre und wartete, bis der Zug vorfuhr, der das Bataillon entführen sollte. Da traten die Militärgeistlichen, Superintendent Grämer und Kaplan Rafter vor auf den Steig am Mehlsacker Gleis und richteten zum Abschied begeisternde, kräftige Worte an die Truppen. Auch der Bataillonsführer, Major B., wandte sich an die Soldaten, wies sie hin auf den Ernst der Stunde und das Gelöbniß der Treue, das sie dem König geschworen, und brachte ein brausend aufgenommenes Hoch auf den obersten Kriegsherrn aus. Dann verabschiedeten sich die Offiziere

zum letzten Mal von ihren Familien und Bekannten, Kommandos erschollen, und die Soldaten stiegen in die Wagen. Ein Pfiff der Lokomotive, und langsam setzte sich der Zug in Bewegung, von endlosen Rufen und Tücherschwenken der Zurückbleibenden begleitet. „Deutschland, Deutschland über alles“ sang die Menge, die Soldaten fielen ein, und mit dem Liede entschwand der Zug in der Ferne. Tief bewegt, und doch erhobenen Herzens verließen die Tausende den Bahnhof.

Wie viele von den 600, die jung und stark und gesund hinausgezogen, werden wiederkehren? —

2. Die Mobilmachung und ihre Auswirkung auf die Kreisbevölkerung.

Nach der unerträglichen Spannung der letzten Tage wirkte die Anordnung der Mobilmachung, die Sonnabend, den 1. August, nachmittags eintraf, fast wie eine Befreiung. Nun wußte man wenigstens, was bevorstand. Als um 6 Uhr abends die Glocken von allen Türmen zu läuten begannen und ihre Töne dumpf und feierlich, aber auch wieder grell und aufreizend über Markt und Straßen klangen, da „falteten sich unwillkürlich die Hände zum Gebet, und die Frauen schluchzten laut auf vor dem Weh der Züchtigung, deren erste, schmerzliche Schläge jetzt niederfielen“.¹ Besonders erregte die Bevölkerung der Gestellungsbefehl für den Landsturm vom 17.—45. Lebensjahre. Der Landsturm war 1870/71 nicht aufgerufen worden, selbst von der Landwehr 2. Aufgebots waren damals nur einige Verbände in die Schlacht gekommen, und jetzt der ganze Landsturm am ersten Tage! Es war also doch wohl schlimmer, als man ahnte!

Nunmehr begann das große Abschiednehmen, ein schmerzlicher Augenblick, aber mit Fassung ertragen in dem Gedanken an das Vaterland. Nicht viele Worte werden gemacht, jeder weiß, was der andere fühlt: ein inniger Blick, ein Händedruck, ein letzter Kuß auf die bebenden Lippen, dann ist alles vorüber. Jetzt lebe wohl, gute Mutter, lebe wohl, teures Weib, behüt' euch Gott, liebe Kinder, betet für mich!

Zu Tausenden strömten vom frühen Sonntagmorgen (2. August) ab die Reservisten, Landwehr- und Landsturmmänner in Braunsberg zusammen, um sich beim Bezirkskommando zu melden und in den Kasernen eingekleidet zu werden. Schon am Vormittag rückten die ersten Züge unter Führung von Unteroffizieren ab, in der blauen

¹ so wörtlich der ungenannte zeitgenössische Berichtskatter.

Litewka mit dem altmodischen Landsturmhelm. Ein ausgedehnter und umfangreicher Bahnschutz wurde an allen Strecken der Eisenbahn eingerichtet; überall sah man Streifen an den Ueberwegen und Brücken, alle Bahnhöfe waren militärisch besetzt, und alle Zugänge zur Stadt wurden mit Doppelposten versehen.

Ein reges Leben entfaltete sich auf den Kasernenhöfen, wo sich die Gestellungspflichtigen mit ihren Koffern oder Schachteln versammelten. Aus den Fenstern des KammerSpeichers warfen die Kammerunteroffiziere ganze Stöße von Uniformen und Wolldecken hinunter, die die Luft mit Wolken von Kampfer und Salycil erfüllten. Unten vollzog sich die Bekleidung. Die seltsamsten Gestalten sah man da herumgehen: die meisten in ihren Zivilhosen, nur mit der LandsturmbLuse bekleidet und eine grellfarbige Decke quer über die Brust gebunden. Manche, die wegen ihres bedeutenden Leibumfangs keine passenden Stücke fanden, nähten an ihre Jacke einfach Unteroffizierkreuzen und Knöpfe und verlängerten den zu engen Säbelgurt durch Einbinden von Stricken. Viele Frauen hatten ihre Männer bis an die Kaserne begleitet und halfen ihnen bei der Umkleidung. Dazu das fortwährende Ein- und Abrücken der Truppen, laute Kommandorufe der bis zum äußersten angestregten Offiziere und Feldwebel, das Stimmengewirr der wartenden Menschenmenge, die die ganze Straße erfüllte, kurz, es war ein Bild wie aus Wallensteins Lager.

Am Nachmittag verkündete ein Sonderblatt der Ermländischen Zeitung, daß an der Grenze bei Prostkien und Johannisburg die ersten Gefechte stattgefunden hätten, der Krieg gegen Rußland war damit eröffnet.

Die folgenden Tage standen ununterbrochen unter der Hochflut der Mobilmachung. Starke Einquartierungen von Reservisten wurden in die Stadt gelegt, die aber nach einigen Tagen zu ihren Truppenteilen abzogen, Freiwillige, namentlich aus den höheren Schulen, meldeten sich in großen Scharen, die Reserveoffiziere erhielten ihre Ordres und fuhren eilends zu ihren Regimentern. Der Auszug der Mannschaften durch die Stadt auf den Bahnhof gab jedesmal Anlaß zu großen vaterländischen Kundgebungen. Tausende begleiteten die jungen Krieger hinaus und sangen mit ihnen das neue, schnell allgemein verbreitete Lied: „Die Vöglein im Walde in der Heimat, in der Heimat“.

Am 5. August wurden 350 russische Staatsangehörige, die auf der Heimreise vom Kriege überrascht worden waren, auf dem Bahn-

hof Braunsberg ausgeladen und zunächst in der Katholischen Knabenschule untergebracht. Es war ein seltsam zusammengewürfelter Zug, der unter nicht gerade freundlichen Zurufen seitens der Bevölkerung durch die Straßen zog: feine Herren und elegante Damen in seidenen Kleidern und kostbaren Pelzgarnituren, Studenten und eine Anzahl einfacher Arbeiter. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich in die unangenehme Lage zu fügen und mit dem Strohlager in den Klassenräumen vorlieb zu nehmen. Am Tage spazierten sie auf dem Hofe der Schule umher, von Scharen neugieriger Gaffer umlagert, und kauften von fliegenden Händlern Lebensmittel ein. Erst nach mehreren Tagen, als die Mobilmachung und der Aufmarsch der Truppen beendet war, wurden sie wieder verfrachtet und in Massenlager weiter im Lande abgeschoben.

Inzwischen begannen die Feindseligkeiten an der Grenze bei Endtuhnen, Stallupönen, Prostkten und Soldau. Die Zeitungen brachten einige knappe Mitteilungen darüber, die aber von privaten Nachrichten und Gerüchten bald überboten wurden. Es sollten siegreiche Gefechte stattgefunden haben; märchenhafte Zahlen von Gefangenen und erbeuteten Geschützen wurden genannt. Die Schwarzseher dagegen raunten von schweren Verlusten unserer Truppen: Einbruch der Russen bei Thorn, Vernichtung mehrerer deutscher Regimenter bei Soldau. Da trafen eines Abends Züge von russischen Gefangenen auf der Fahrt nach dem Westen am Bahnhof Braunsberg ein, wo sie gespeist wurden. Einige Bürger hatten sie gesehen, mit ihnen gesprochen und erfahren, daß sie geschlagen worden waren. Es mußte also gut um unsere Sache stehen.

Die geschilderten Verhältnisse in Braunsberg geben, wie gesagt, ein ungefähres Bild von den Vorgängen und der Stimmung in den übrigen Städten des Kreises sowie auf dem platten Lande. Einiges jedoch sei noch zur Ergänzung hinzugefügt.

Den Ausbruch des Krieges nahm man, wenn auch nicht immer gerade mit Begeisterung, so doch ruhig und gefaßt hin; nirgends hörte man Äußerungen des Unmuts, nur ein Gedanke besetzte alle: es mußte sein, es ging nicht anders, es war nicht unsere Schuld. In manchen Orten freilich rief das Gerücht, Ostpreußen solle bis zur Weichsel freigegeben werden, starke Beunruhigung hervor, als deren Folgen vielfach Unlust zur Arbeit, Appetitlosigkeit und Mangel an Schlaf von den Berichterstattern genannt werden. Auf entlegenen Abbauten erfuhr man den Mobilmachungsbefehl erst am Sonntag vormittags auf dem Kirchgange, hier und da kümmerte man sich nicht

viel darum und ging früh schlafen oder, wie in Kaschaunen, ins Gasthaus, „um die heimliche Angst, die man sich nicht anmerken lassen wollte, hinunterzuspülen“. Manche Ortsbehörden wußten nicht recht, wie sie sich zu der Mobilmachungsdepesche verhalten sollten; ein Gemeindevorsteher vermutete „ein Versehen des Postboten“ (?), und auf einem Rathaus hielt sich zunächst niemand zur Oeffnung für berechtigt. Ueberall aber wurde der Krieg mit sämtlichen Glocken eingeläutet. In Frauenburg verlas der Bürgermeister auf dem Marktplatz die Mobilmachungsurkunde und hielt eine Ansprache. Im Anschluß daran wurden vaterländische Lieder gesungen. Auch in Bafien versammelte der Rittergutsbesitzer v. Woisky, Hauptmann der Reserve, die Dorfbewohner und richtete ermutigende Worte an sie. Die Gesellschaftspflichtigen forderte er auf, ohne Zögern dem Ruf des Königs zu folgen. Die Zurückbleibenden ermahnte er, die Zügel der Wirtschaft fest in die Hand zu nehmen. Ferner wies er darauf hin, daß der Kurswert des Papiergeldes derselbe geblieben und jeder verpflichtet sei, solches in Zahlung zu nehmen.

Auch auf dem Lande eilten die Jungen voll Mut und Begeisterung zu den Fahnen, voll ruhigen, doch entschlossenen Ernstes die Alten. Vaterländische Gesänge erschollen auf den gemeinschaftlichen Märschen zur Bahn. Wie bitter weh es aber manchmal tat, wenn liebe Angehörige aus dem Schoß der Familie gerissen wurden, zeigen die schlichten Worte eines Schulmädchens, das im Kuffaß schrieb:

das Schwerste war mir der Abschied von meinem Vater, denn von einem Vater Abschied nehmen, und vielleicht für immer, ist nicht so leicht; den 2. August werde ich in meinem Leben nicht vergessen.“

Der seelischen Verfassung der Bevölkerung in jenen Tagen leiht ein begeisterter Dorfdichter, der Lehrer in Karschau, passende Worte in folgendem spontanen Erguß:

„Das Korn war reif, die Sense sang,
Und rings umher war Friedensklang,
Da fielen sie über uns her.
Da warfen wir Sense und Rechen hin
Und banden den Helm uns fest unterm Kinn
Und griffen zornig zum Schwert.“

Dann fügt er in Prosa hinzu:

„Es hieß Abschied nehmen von den Lieben daheim. Hierbei hat sich so recht die Seelengröße des deutschen Volkes gezeigt. Schwer

und schmerzlich war dieser Abschied, gewiß, und manche Träne ist geflossen, aber in jeder Brust lebte auch ein heiliges und starkes Gefühl, daß es einer großen, herrlichen Sache galt. Darum auch kein lautes Wehklagen. Der Schmerz war groß, aber größer die Ueberwindung. Nachdem sie mit ihren Angehörigen am Richterstuhl der Buße gekniet und sich dem Schutze Gottes empfohlen, sammelten sich die Abziehenden, und die Begeisterung lohte zur hellen Flamme empor. Wie Donnerhall, wie Sturmeswehen, wie Wogenprall brauste es durch die deutschen Lande. Jetzt lernte man erst verstehen, was man früher in den Zeiten des Friedens nicht hatte fühlen können, wenn die „Macht am Rhein“ gesungen wurde: „Solang' ein Tropfen Blut noch glüht.“ Und dann der Schwur nach der Parole des Kaisers: „Bis zum letzten Hauch von Mann und Roß!“ Und wie selbstverständlich das alles war in der Brust eines jeden einzelnen Mannes! Das war die große, herrliche Zeit, von der Glut der Begeisterung umlobert. Krieg, wo bleibt jetzt dein Schrecken? Keiner sah seine finstere, bluttriefende Maske, jeder sah nur das strahlende Anliß des lorbeergeschmückten Siegers. Das war die Stimmung Deutschlands, das war die Stimmung unserer engeren Heimat, unseres Dorfes.“ —

Nicht nur aus den Städten, sondern auch vom Lande war der Andrang der Freiwilligen gewaltig groß. Landsturmpflichtige meldeten sich zum Eintritt in das aktive Heer. Ueberjährige traten in die Front zurück. Wer nicht gedient hatte, stellte sich freiwillig zur Musterung. Der Kreis Braunsberg lieferte, wie Ostpreußen überhaupt, eine unverhältnismäßig hohe Zahl Diensttauglicher. Drei und vier Brüder standen oft unter den Fahnen. Die wackere Familie Angrid aus Heinrichau steht wohl an der Spitze: sieben Brüder, „alle echt ermländische Eichen“,¹ traten gleich am ersten Mobilmachungstage (Sonntag, 2. August) auf dem Bahnhof Heinrichau die Reise zum Gestellungsplatz an, und der achte Bruder meldete sich in Berlin.

Mit besonderer Genugtuung hören wir die Anerkennung, die der Kommandeur dem 1. Batl. des Res.-Inf.-Reg. 148 ausspricht, bei dem zahlreiche Söhne Braunsberger Familien standen: „Für schwierige und gefährliche Patrouillengänge werden die Braunsberger mit Vorliebe ausgewählt, alle sind mit Begeisterung für die hohe Aufgabe erfüllt.“

¹ so der Berichterstatter in der „Ermländischen“.

3. Maßnahmen der Ortsbehörden.

In erster Linie galt es, die zur Durchführung der Mobilmachung erforderlichen Pferde und Wagen bereitzustellen.

Schon in den letzten Tagen des Juli 1914 waren für das 3. in Braunsberg stehende Bat. Inf. Reg. 148 26 Pferde zu beschaffen, die dann, als der Befehl zum Ausrücken kam, für einen Durchschnittspreis von 875 M. das Stück käuflich erworben wurden.

Insgesamt sind bis zum 15. Oktober 1914 im Stadtbezirk Braunsberg 211 Pferde für den militärischen Dienst aufgekauft worden. Die Preise schwankten zwischen 325 und 1350 M. Die Bergschlößchenbrauerei gab allein 28 Tiere ab.

Ferner wurden im August 20 Wagen zur Beförderung von Lebensmitteln und Munition zu einem Durchschnittspreis von 450 M. aus der Stadt an die Militärverwaltung geliefert und 50 Leiterwagen nebst Bespannung zur Beförderung von Verwundeten vom Bahnhof zum Reserve-Lazarett bereit gehalten, ebenso 31 Roll- und Möbelwagen auf Ansuchen des Roten Kreuzes für den gleichen Zweck zur Verfügung gestellt.

Mit Beginn des Winters lieferte die Stadt der Heeresverwaltung 3 Last- und 3 Personenschlitten, außerdem für das Landsturmbataillon Braunsberg 1 16 Reitzzeuge.

Der übrige Kreis stellte zusammen mit den im Januar 1915 angekauften Tieren im ganzen rund 2300 Pferde, außerdem 133 Wagen und 102 Schlitten. Sehr gute Pferde kosteten im Januar 1915 bis 3000 M.

Der Stadtverwaltung Braunsbergs als Garnisonstadt brachte die Mobilmachung noch eine ganz besonders reiche Fülle von Arbeit, die trotz des durch militärische Einberufung nicht unerheblich verminderten Beamtenkörpers mit größter Beschleunigung erledigt werden mußten.

Schon am 1. August trafen die ersten Mannschaften des in Braunsberg zu bildenden 1. Bat. Res. Inf. Reg. 18 ein, die in einer Stärke von 1050 Mann zum Teil in der Kaserne, zum Teil aber in Bürgerquartieren untergebracht werden mußten, bis sie am 8. August zur Front abrückten. An sonstigen Formationen wurden in Braunsberg aufgestellt: Das Landsturmbataillon Braunsberg I mit etwa 1000 Mann, die Etappenfuhrparkkolonne 61 mit 101 Mann und 139 Pferden, die Fuhrparkkolonne 2 mit 97 Mann und 139 Pferden, das

Ersatzbataillon Inf. Reg. 148 mit 372 Mann und die Magazin-Fuhrparkkolonnen 84 und 85 mit je 100 Mann und 100 Pferden.

Bei all diesen Aufstellungen wurde die städtische Verwaltung durch Heranschaffung von Pferden und sonstigem Material sowie durch Bereithaltung von Quartieren stark in Anspruch genommen. Sofort mit dem 1. Mobilmachungstage mußten auch die Anmeldungen zur Landsturmrulle vorgenommen werden, eine Aufgabe, die Tage lang einen Beamten vollauf beschäftigte. Bereits am 1. August war ferner der Befehl ergangen, daß für den 6. August vormittags 8 Uhr auf dem Hauptbahnhof in Braunsberg 66 gewöhnliche Arbeiter, 18 Maurer, 25 Holzarbeiter, 24 Eisen- und Metallarbeiter, 8 Zimmergesellen und 15 Viehwärter, insgesamt 156 Mann, bereit zu halten seien, um zur genannten Zeit nach Königsberg befördert zu werden, wo sie bei den Befestigungsarbeiten Verwendung finden sollten.

Wenn auch eine ernsthafte Bedrohung Braunsbergs durch den Feind kaum in Frage kam, so war doch mit Rücksicht auf die große Verantwortlichkeit und die immerhin bestehende Einbruchgefahr die Sicherstellung der kommunalen Kassenbestände unvermeidlich. Es wurde daher beschlossen, die bei der Stadthaupt- und der Stadtparkasse sowie beim Magistrats- Depositorium ruhenden Bestände an Wertpapieren ausschließlich der Hypothekendokumente, einschließlich jedoch des Reservefonds der Stadtparkasse und der der Seeligerschen Erziehungsanstalt gehörigen Wertstücke sowie der goldenen Amtskette des Bürgermeisters der Preussischen Zentralgenossenschaftskasse in Berlin zu übersenden. Diesem Beschluß gemäß ging am 3. August 1914 die Wertsendung, die mit 610 000 M. deklariert wurde, an die bezeichnete Genossenschaft zur Aufbewahrung und Verwaltung ab.

Die Amtskette des Bürgermeisters kam bald zurück, während die übrigen Wertstücke bis zum Ende des Krieges in Berlin blieben.

4. Thronrede und Aufrufe des Kaisers.

Im Einklang mit der geschlossenen Einsatzbereitschaft des deutschen Volkes standen Reichstagsrede und Aufrufe des Kaisers an Volk und Wehrmacht. Muten diese Kundgebungen uns Staatsbürger des dritten Reiches in ihrer ganzen Art auch schon etwas fremdartig an, so können sie doch durch die Lauterkeit der Gesinnung, das Vertrauen auf die gerechte Sache und die harte Entschlossenheit den Eindruck nicht verfehlen. Sie sollen deshalb hierhergesetzt werden.

Die Kriegssitzung des Reichstages vom 4. August 1914 eröffnete der Kaiser mit folgender

Thronrede:

„Geehrte Herren! In schicksalschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdet wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen. Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden, da tat sich mit der Ermordung meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Josef, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit des Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee gegen den Nachbarn mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gekämpft hat. Mit aufrichtigem Leid sah ich eine von Deutschland treu gewahrte Freundschaft zerbrechen. Die kaiserlich russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundschaftlichen Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit längerer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zur

hellen Flamme aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessentkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor. Sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Uebelwollens gegen Macht und Gedeihen des deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungssucht, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den Gott uns gestellt hat — für uns und alle kommenden Geschlechter. Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie meine Regierung und vor allem mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Aeußerste abzuwenden. In aufgezwungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reinen Händen ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des deutschen Reiches ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und tapfer vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle.

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist mein innigster Wunsch.“

Die Rede wurde wiederholt von Bravorufen unterbrochen, die sich immer mehr steigerten. Eifiges Schweigen begleitete die Erwähnung Rußlands.

Der Kaiser fügte zum Schluß der Thronrede noch Folgendes hinzu:

„Sie haben gelesen, meine Herren, was ich meinem Volk vom Balkon gesagt habe. Ich wiederhole: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche! (Stürmisches Bravo!) Zum Zeugen dessen, daß Sie entschlossen sind, ohne Parteiunterschiede, ohne Stellungen- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit mir durch Dick und Dünn und durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dieses in die Hand zu geloben.“

Als der Kaiser seinen Zusatz beendet hatte, traten die anwesenden Parteiführer vor. Jedem einzelnen schüttelte der Kaiser kräftig die Hand. Die Anwesenden stimmten die Nationalhymne an, die der Kaiser entblößten Hauptes anhörte. Dann verließ der Kaiser den weißen Saal unter nicht endenwollenden Hoch- und Hurraufen.

Aufruf des Kaisers an das Volk.

Seit Gründung des Reiches ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten, im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher getragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Ueberfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft, mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern ist Verrat am Vaterland. Um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes handelt es sich, das unsere Väter sich neu grüneten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht, deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Wir werden den Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit unseren Vätern war.

Wilhelm II. R.

Aufruf des Kaisers an Heer und Marine.

Nach 43jähriger Friedensarbeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligen Güter, das Vaterland und den eigenen Herd gilt es gegen ruchlosen Ueberfall zu schützen. Feinde ringsum, das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf und große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige Kampfgeist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

Ich vertraue auf euch, ihr deutschen Soldaten! In jedem von euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Sieg. Jeder von euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben. Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß ihr Deutsche seid! Gott hilft uns!

Berlin Schloß, den 6. August 1914.

Wilhelm.

II.

Kriegspsychose.**1. Die wilden Gerüchte.**

Die jeelische Verfassung, in der sich die Bevölkerung während der ersten Tage des Krieges befand, wäre nicht vollständig gezeichnet, wenn nicht eine Erscheinung erwähnt würde, die am besten als Kriegspsychose anzusprechen ist. Dieser sonderbare Gemütszustand gibt uns den Schlüssel zum Verständnis mancher mehr als merkwürdig anmutenden Seelenäußerungen jener unruhigen Tage. Das ungeheuerliche Ereignis des Krieges traf die Zivilbevölkerung nicht nur wirtschaftlich, sondern auch jeelisch unvorbereitet, es riß deshalb Schranken ein und richtete Verwirrung an auch in gefestigten Gemütern. Vom Kriege konnte man sich keine rechte Vorstellung machen, vom russischen Nachbarn wußte man wenig. Auch die Stellen, von denen man sich sonst Aufklärung und Sicherheit holte, Behörden und Zeitungen, mußten versagen, da sie selbst nicht viel wußten. So befand sich die Bevölkerung in einem Fieberzustand, hervorgerufen durch das plötzliche Aufhören des bürgerlichen Lebens und die gespannte Erwartung des Kommenden, dem man hilflos und unentschlossen entgegen sah. Als dann die ersten Kosaken an der Grenze sengten und mordeten, flutete eine Welle von Angst und Entsetzen über die ganze Provinz, getragen von den Gerüchten der Flüchtlinge, die umso furchtbarer waren, je weniger die Leute von den Russen gesehen hatten. Das Unmöglichste wurde geglaubt, von Mund zu Mund weitergegeben und dabei noch vergrößert. So entstand eine Reizbarkeit, eine Empfänglichkeit für Falschmeldungen, eine Massenpsychose, deren Äußerungen uns heute vielfach lächerlich erscheinen, der damals aber auch mancher Besonnene und urteilsfähige Mann unterlag.¹

Immer wieder wurden die unsinnigsten Gerüchte von märchenhaften Siegen und katastrophalen Niederlagen in Umlauf gesetzt. Jedes vernünftige Denken schien ausgeschaltet, der Urgrund der menschlichen Seele bloßgelegt zu sein; die altersgraue Zeit der Legendenbildung und Heldensagegestaltung war wiedergekehrt. Teufelische Martyrien seitens der Russen erfand die angstverkrampfte Phantasie der Flüchtlinge von der Grenze, ein abwegiges Vorstellungsvermögen konstruierte Heldentaten (aber auch das Gegenteil) von herkulischer Größe. Schließlich sahen sich die Behörden genötigt, gegen solchen Un-

¹ vgl. Gauße, Russeneinfall, S. 20 f.

fug entschieden Front zu machen. Am 24. August gibt der Landrat des Kreises Braunsberg, v. Bieler, bekannt: „Die Bevölkerung wird nach wie vor durch übertriebene und durch nichts bewiesene Gerüchte beunruhigt; selbst Beamte haben die Pflichtvergessenheit gezeigt, solche Falschmeldungen in das Volk zu rufen. Ich werde von jetzt ab gegen die Verbreiter von solch sensationellen Nachrichten unnachsichtlich vorgehen. Zuverlässig sind nur die Mitteilungen, die durch das Wolffsche Telegraphenbüro gehen, dessen Depeschen vom Generalstab geprüft werden.“

2. Die Goldautos.

Zu den eigenartigen Auswüchsen der Kriegsspinne gehört auch die Jagd auf die „Goldautos“, eine Erscheinung, die für uns einer gewissen Komik nicht entbehrt, sich aber aus der damaligen Ueberspanntheit der deutschen Seele und dem Uebereifer für die gute Sache sehr wohl begreifen läßt. Diese Autos sollten sich auf der Durchfahrt von Frankreich nach Rußland befinden. Wie dieses sonderbare Gerücht, an das auch die Militärbehörde glaubte, angekommen ist, wird wohl nie ergründet werden. Um die Autos abzufangen, wurden die schärfsten Maßregeln getroffen. Quer über die Kesselbrücke in Braunsberg (die Mühlenbrücke war im Umbau begriffen und unbefahrbar) wurde eine Kette gespannt, und Posten mit geladenem Gewehr hielten Tag und Nacht Wache. Auch die sich durch Frauenburg hinziehende Heerstraße wurde an einigen Stellen durch Leiterwagen und Ketten gesperrt, um jedes Auto anzuhalten. Die Insassen mußten sich über ihre Person und das Ziel der Reise ausweisen. Die Polizei unterstützten hierbei Bürger und freiwillige Feuerwehr, die mit scharf geladenen Gewehren ausgerüstet wurden. Auch in den Dörfern war die Straße durch Bäume, Wagen, Eggen usw. verbarrikadiert. Da man aber keinen Erfolg hatte und sogar Unglücksfälle vorkamen, legte sich der Eifer, und schließlich gab man die Jagd auf. Schon am 8. August verordnete der Generalstab des Feldheeres, daß keine „Automobile“ mehr anzuhalten seien.

3. Spionenriechei.

Für den einzelnen noch lästiger und unangenehmer, unter Umständen lebensgefährlich¹ war die Angst vor den Spionen, die sich im Zusammenhang mit den notwendigen Maßnahmen gegen feindliche Schädigungen unserer Verteidigungsmittel überall, vor allem natür-

¹ In dieser Lage war einmal der Verfasser in Ortelsburg.

lich in den Grenzprovinzen bemerkbar machte. Zahlreiche harmlose Bürger, besonders solche mit slawischem Aussehen, wurden von Streifen angehalten und zur Polizei gebracht, wo sich ihre Unschuld oft schon nach wenigen Fragen herausstellte, andere hatten große Scherereien, wurden in ihrer Reise behindert und mitunter zu stunden- und tagelangem Aufenthalt gezwungen.

Unter dem Verdacht der Spionage wurde z. B. auf Anordnung des Generalkommandos der Besitzer eines großen Leinwandzeltes, das an der Straße nach Königsberg zwischen Chaussee und Bahndamm einige Tage vor Kriegsausbruch für religiöse Vortragsabende aufgeschlagen worden war, verhaftet und das Zelt abgebrochen. Aber schon nach einigen Tagen mußte der Mann als unschuldig entlassen werden.

Ein katholischer Geistlicher aus Frauenburg, der sich in einer anderen Stadt zum Lazarettendienst zu stellen hatte, wurde am ersten Tage seines Aufenthaltes dreimal, am nächsten Tage noch einmal verhaftet, ein anderer sogar als „Verräter“ mit Steinen beworfen.

In Bafien glaubte man bereits in den ersten Tagen drei verdächtige Frauenspersonen beobachtet zu haben, die von der Wormditter Polizei als Spione festgenommen wurden; ob mit Recht oder Unrecht mag dahingestellt bleiben.

Ein russischer Ziegeleiarbeiter in Böhmenhöfen wurde der Spionage überführt und in der Nähe der Kaserne standrechtlich erschossen.

Sonderbares Pech hatte der Kreisarzt von Heilsberg Dr. P., der zur Vertretung seines Amtsgenossen Dr. J. nach Braunsberg gereist war, wo er am 29. August 19½ Uhr eintraf. Auf dem Landratsamt erfuhr er, daß bereits ein anderer Vertreter ernannt sei, und wollte nun noch in derselben Nacht nach Heilsberg zurückfahren. Der Zug über Mehlsack—Wormditt sollte um 1,15 Uhr abgehen.

Wir geben nunmehr Dr. P. selbst das Wort zu seinem Bericht: „Als ich um 10 Uhr abends den Bahnhof Braunsberg betrat, fand ich die Räume und Flure derartig mit Flüchtlingen angefüllt, daß die meisten auf dem Fußboden sitzen oder liegen mußten. Alle Stühle waren besetzt, und ich hatte die Aussicht, so müde wie ich war (ich befand mich bereits fünf Nächte unterwegs), drei Stunden stehend auf die Abfahrt meines Zuges warten zu müssen. Als aber ein Stuhl vor einem Tisch, an dem etwa fünf Herren saßen, zufällig frei wurde, beeilte ich mich, ihn zu besetzen. Die Herren, von denen einer, wie es mir schien, die Uniform eines Eisenbahnunterbeamten trug, unter-

hielten sich über die durch den Einfall der Russen verursachten Störungen des Eisenbahnbetriebes. Meine Frage, ob die Züge nach Heilsberg verkehrten, wurde verneint. Infolge Umherstreifens einzelner Trupps russischer Kavallerie sei der Verkehr unsicher und daher unterbrochen. Um zuverlässige Auskunft zu erhalten, begab ich mich noch in ein anderes Zimmer zum Bahnhofskommandanten, der mir bestätigte, was ich gehört hatte. Zu den Herren an den Tisch zurückgekehrt, sagte ich, da ich diese Nacht doch nicht mehr nach Heilsberg gelangen könne, wolle ich versuchen, mir in Braunsberg in einem Hotel Unterkunft zu besorgen. Ob mir dies gelingen werde, sahten mir wegen der starken Ueberfüllung der Stadt mit Flüchtlingen zweifelhaft. Daher bat ich die Herren, meinen Platz noch für eine Weile frei zu halten, und lehnte den Stuhl schräge an den Tisch. Ich wollte im schlimmsten Falle auf den Bahnhof zurückkehren, um für die folgende Nacht wenigstens eine Sitzgelegenheit zu haben. Darauf nahm ich meine auf dem Fensterkopf des Warteraums liegenden Sachen (Ueberzieher und Schirm) an mich und verließ ungefähr um 11 Uhr den Bahnhof, um mir ein Hotel in der mir fast ganz unbekanntem Stadt zu suchen. Auf diesem Wege schloß sich mir ein unbekannter Mann an (er machte den Eindruck eines Viehhändlers) und suchte eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen, wozu ich aus begreiflichen Gründen wenig Lust hatte. Im Hotel „Reichshof“ angekommen, erklärte mir der Oberkellner, der mich zufällig persönlich kannte und mich sogleich bei meinem Namen anredete, er könne mir nur noch ein Bett in einem Zimmer geben, in dem drei andere Herren schlafen sollten. Bei meiner großen Müdigkeit ging ich darauf ein und war gerade beim Auskleiden, als ein Unteroffizier mit ein oder zwei Mann das Zimmer betrat. Er befragte mich eingehend nach Namen, Stand, Herkunft, Reiseziel und ging dann wieder fort. Etwa eine halbe Stunde später, ich war eben eingeschlafen, erschien ein Hauptmann mit 3—4 Mann und stellte dasselbe Verhör mit mir an, nur noch viel umständlicher. Ich mußte auf das ausführlichste meinen Reisetweg beschreiben. Mehr als einmal hatte ich die Frage zu beantworten, was ich in Heilsberg zu tun habe. Zur Feststellung meiner Person genügte es ihm nicht, daß ich ihm einen von der Polizeiverwaltung ausgestellten Ausweis, meine Approbation als Arzt, meine vom Regierungspräsidenten unterzeichnete und unterstempelte Ausweiskarte als Königl. Kreisarzt sowie mehrere auf meinen Namen ausgestellte Sparkassenbücher vorlegen konnte. Ich bat ihn, doch den Oberkellner zu fragen, wer ich sei. Hierauf ging er

nicht ein, wenigstens augenblicklich nicht. Doch mußte ich, um zu beweisen, daß ich ein Arzt sei, mehrere medizinische Rezepte in sein Notizbuch schreiben. Während dieses Verhörs erschien auch der Eisenbahnbeamte, mit dem ich im Bahnhofswarterraum an einem Tisch gegessen hatte. Er zeigte auf mich und sagte: „Sie haben sich, nachdem Sie Erkundigungen über den Gang der Züge eingeholt hatten, im Warterraum einen Stuhl reservieren lassen, gingen aber offenbar ohne die Absicht wiederzukehren fort, denn Sie nahmen Ihre Sachen gleich mit.“ Jetzt wußte ich erst, was mich verdächtig gemacht hatte. Ich führte nun die Gründe meiner Handlungsweise (wie oben ausführlich beschrieben) an, doch sie leuchteten dem Hauptmann nicht ein. Er erklärte mich vielmehr für verhaftet. In meinem Bett durfte ich zwar bleiben, vor die Tür wurde aber ein Posten gestellt. Wenn dieser am nächsten Morgen um 5 Uhr nicht mehr dastehe, sei ich frei. Eine Weile, nachdem der Hauptmann nebst Begleitung gegangen war, erschienen laut lachend zwei Herren, mit denen ich das Zimmer teilen sollte, und erzählten aufs höchste belustigt, daß der Herr Hauptmann auch noch unten im Restaurant längere Vernehmungen angestellt habe. Er habe dort außer dem Oberkellner auch noch andere Personen gefunden, die mich kannten. Am nächsten Morgen war der Posten verschwunden. An den nächtlichen Besuch wurde ich nur noch durch ein Blatt erinnert, das der Herr Hauptmann „versehentlich“ bei mir liegen gelassen hatte. Es enthielt eine militärische Meldung, die kurz zuvor bei ihm eingegangen war; Tag, Stunde und Minute waren angegeben. Ein Spion oder Landesverräter hätte, wie ich glaube, daraus Nutzen ziehen können.

Einige Tage später nahm ich auf Einladung des stellvertretenden Kreisarztes an der vom Herrn Regierungspräsidenten angeordneten Beschäftigung der Wasserleitung der Stadt Braunsberg teil. An demselben oder am nächsten Tage trat, als ich mich auf dem Spaziergang außerhalb der Stadt befand, ein Unteroffizier an mich heran mit der höflichen, aber bestimmten Aufforderung, ihn zu begleiten. Er führte mich in eine Wohnung, wo ich Platz nehmen und warten sollte. Nach einem kurzen Verhör durch einen Feldwebel erschien wieder der Hauptmann, der mich nachts im Hotel „Reichshof“ besucht hatte. Wieder dieselben Fragen nach Namen, Stand, Reiseziel usw. Dann sagte er unter anderem: „Sie sind aus dem „Reichshof“ „unbekannt, wohin“, verzogen! Sie haben sich an der hiesigen Wasserleitung zu schaffen gemacht!“ Das waren also die Gründe meiner zweiten Verhaftung. Wenn außer diesen noch andere Gründe vorgelegen haben sollten, so

waren sie ebenso nichtig. Ich hatte ja nicht die leiseste Ahnung davon, daß ich inzwischen weiter beobachtet worden war, und benahm mich daher völlig zwanglos. Aber jeder, der mich kennt, wird zugeben, daß mein Auftreten in keiner Weise jemals auffallend gewesen ist. Ich war bereit und in der Lage, mich schnell und leicht von jedem Verdacht zu reinigen. Um dem Hauptmann den Zweifel an meiner Identität zu nehmen, wollte ich ihm ein Duzend angesehenen Herren von Braunsberg nennen, die leicht zu erreichen waren, mich persönlich seit Jahren genau kannten und mir auch jede Befähigung zum Landesverrat absprechen mußten. Ich wollte ihm ferner sagen, daß ich nicht gern in einem Hotel mit drei unbekanntem Herren schlafte, daß ich mir aus diesem Grunde eine andere Wohnung genommen, daß ich den Wohnungswechsel sofort der Polizei gemeldet und auch dem Besitzer des „Reichshofs“ meine Adresse angegeben hätte. Auch wollte ich ihm mitteilen, daß das Interesse für Wasserleitungen allen Kreisärzten eigentümlich sei, auch solchen, die nicht Spionage treiben wollen. Das alles wollte ich tun — kam aber nicht dazu, denn der Herr Hauptmann schnitt mir sehr energisch das Wort ab und sagte, er wisse allein, was er zu tun und wonach er zu fragen habe. Er stellte noch verschiedene Fragen an mich, u. a. weshalb ich denn nach Heilsberg reisen wolle u. dgl. Dem Feldwebel befahl er, meine neue Wohnung zu notieren, verbot mir, mich aus der Stadt zu entfernen und entließ mich.

Ich sollte also als verdächtige Person noch weiter unter Kontrolle bleiben. Höflich und bescheiden bat ich den Hauptmann, bevor ich ging, mir seinen Namen zu nennen. Er verweigerte es.

Das Verbot, die Stadt zu verlassen, stand im Widerspruch mit der mir von der vorgesetzten Behörde erteilten Anweisung. Ich begab mich daher zu dem mir persönlich bekannten Garnisonkommandeur, der mir eine Legitimation ausstellte mit dem Vermerk, daß ich nach Belieben fortreisen könne.

Am 9. September war die Bahnverbindung nach Heilsberg wieder hergestellt, und am 10. mittags traf ich dort ein.“

Schlimmer noch erging es einem Herrn K. aus Open. Auch sein Bericht, der in mancher Hinsicht recht merkwürdig anmutet, soll in der Ausführlichkeit, wie er bei den Akten liegt, hier wiedergegeben werden, „den kommenden Geschlechtern zum Beweise, daß unter der gleißenden Hülle von Edelinn und Heldentum nicht nur Unüberlegtheit und Torheit, sondern sogar Bosheit und Roheit schlummerte“.¹

¹ So wörtlich K.

„Ich radelte“, so erzählt K., „am 31. August 1914 nach Wormditt, um Brot einzukaufen und Erkundigungen über die Kriegslage einzuziehen. Auf der Rückfahrt fielen an der Ueberwegbrücke am Bahnhof Open 5—6 Schüsse aus der Richtung des Schillingskruges. Ich sprang vom Rad und zeigte unseren Soldaten, die dort lagen und denen ich auf ihre Bitten meine letzten Zigarren zuwarf, durch Armbewegungen die Richtung der Schüsse an, da sie diese wegen des vor ihrer Front liegenden Bendaufer Wäldchens wohl nicht recht wahrnehmen konnten. Dann eilte ich schnell nach Hause. Am Morgen nach dem Wormdittter Gefecht wollte ich mir die Umgegend ansehen. Um nicht etwa von Russen erblickt zu werden, legte ich mich in der Nähe eines Gehölzes nieder und beobachtete mit meinem Fernglas, das ich noch von meiner Dienstzeit bei der Marine her besaß, das Gelände. Ich bemerkte drei Reiter, die in weiter Entfernung hielten und sich offenbar durch zwei Frauen mittels Armbewegungen die Richtung nach Landsberg angeben ließen. Bei dieser Beobachtung wurde ich plötzlich durch die Worte aufgeschreckt: „Herr K., Sie machen sich verdächtig!“ Aufspringend erblickte ich den Herrn Pfarrer und wies seine Bemerkung zurück mit der Erwiderung, daß man mit ebensowenig das Anschauen verbieten könne wie anderen. Ohne etwas zu erwidern, sah nun der Herr Pfarrer auch durch mein Glas. Ein dabeistehender Schmiedemeister brummte etwas von „Armbewegungen“ und „Binden“. Ich merkte nunmehr, daß etwas gegen mich im Werke war, und begab mich nach meiner Wohnung. Unterwegs sah ich eine große Menge Volks am Gasthaus, die sich aufgeregter unterhielt, hauptsächlich Frauen und Kinder. Alles schaute gespannt nach mir; dem Gemeindevorsteher, der mich beim Namen rief, schenkte ich aus später noch zu erörternden Gründen keine Beachtung. Kaum war ich zu Hause angelangt, so fand sich die ganze Menge mit dem Schulzen und dem Gemeinbediener an meiner Wohnung ein; auch ein Fuhrwerk stand bereit. Ich verlangte vom Gemeindevorsteher Aufklärung. Der hüllte sich in gewichtiges Schweigen, sprach etwas von „gleich mitnehmen“ und begab sich mit seiner Begleitung zum Gasthaus. Kurz darauf erschienen einige Reiter, die sich langsam auf mein Haus zu bewegten. Im ersten Augenblick glaubte ich, man habe mich den Kosaken denunziert und mein Ende stehe bevor. Ich ging auf die Straße; die Leute fragten mich, ob ich K. heiße, was ich bejahte. Nun aber bemerkte ich doch an dem bezogenen Tschako der Soldaten den Totenkopf und erkannte sie als deutsche Husaren. Ich wollte mit ihnen sprechen, doch der Schreck hatte mir fast die Zunge

gelähmt, ich brachte nur gurgelnde Laute hervor, worauf die Soldaten mit „wie? was?“ erwiderten.

Netzt erschien meine Frau und versuchte, die Patrouille von der völligen Schuldlosigkeit ihres Mannes zu überzeugen. Der Führer aber meinte, es seien schon drei Zeugen vorhanden, er könne mich also ohne Umstände erschließen. Da kehrte mir die Sprache wieder; ich schob meine Frau der Türe zu und erklärte dem Wortführer, ich wisse von nichts, ich hätte selbst als ehemaliger Marinesoldat von 1887 bis 1890 drei Kaisern geschworen, sie mögen ruhig ihre Pflicht tun. Nach kurzer Besprechung forderte mich der Führer auf, ihm zum Spritzenhaus zu folgen, wo ich eingesperrt wurde. Nach einigen Minuten ließ man mich hinaus und in den Kreis der Dorfbewohner (hauptsächlich Frauen und Kinder) treten. Der Führer der Husaren rief der Menge entgegen: „Wer ist dieser Mann?“ Alles war still, nur das Postfräulein machte Sprechversuche, doch wollte sie niemand hören. Nun wurde ein Strick an meinen Arm gebunden, und ich mußte, obwohl dauernd Ganzinvalide, durch das Spalier der gaffenden Menge die Reiter begleiten. Am Ende des Dorfes hielt der Gemeindevorsteher mit seinem Wagen und gestattete mir einzusteigen. Als ich ihn fragte, wie er zu einem so furchtbaren Verdacht komme, sagte er wörtlich: „Ich habe an einen solchen Verdacht auch nicht geglaubt, aber Sie haben im Leben schon öfters Mißerfolge gehabt.“ An der Dorfgrenze kehrte der Gemeindevorsteher zurück. Auf dem Weitermarsch durch das „Seda!“ der Husaren aufmerksam gemacht, sah ich im Straßengraben einen russischen Reiter liegen in einer Stellung, als ob er noch lebe. Ein Hieb saß ihm am linken Auge, auf dem Rücken hatte man ihm sein schmutziges Hemd hochgezogen, durch den ganzen Körper lief ein faustgroßes Loch. —

An einer Ziegelei wurde ich einigen Offizieren vorgeführt. Ein Major, den ich, ohne hinzusehen, mit „Herr Leutnant“ anredete, sprach von „dummen Leuten bei der Marine“ und ließ mich dann seine Charge feststellen. Auf Chausseesteinen saßen schon zwei Leidensgenossen, der Stadtförster N. und ein alter Herr mit dem Eisernen Kreuz von 1870, wie es sich später herausstellte, ein Offizier. Ich mußte mich nun zu den beiden setzen; jeder erhielt einen Posten mit dem Befehl, uns sofort totzuschießen, sobald wir uns ohne Erlaubnis rührten. Die gehässigen Anpöbeleien der Soldaten ignorierte ich zunächst, gab sie dann aber schließlich wütend zurück. Unfern über der Straße stand am eisernen Geländer einer Treppe Generaloberst

v. Hindenburg¹ mit einem schlanken Offizier über eine Karte gebeugt; er trug Feldmütze und lange Stiefel. Wie ich bemerkte, sah H. lange zu den „Spionen“ hinüber, besonders, wie es schien, auf mich, der ich den Blick in der Hoffnung auf ein eventuelles Einschreiten zurückgab. — Von einem starken Regen wurde ich in meiner unzureichenden Kleidung vollständig durchnäßt; die Folge davon war eine Lungenentzündung und ein dauerndes Ohrenleiden.

Nach längerem Aufenthalt wurden wir drei in strammem Schritt mit je einem Soldaten zwischen uns zur Stadt in ein Hotel gebracht. Des Försters mutiges Weib begleitete den Zug. Der Offizier von anno 70, der wegen einer von den Russen abgetriebenen Viehherde in diesen schmachvollen Verdacht gekommen war, rauchte seine Zigarre, lehnte es aber ebenso wie N. ab, ein zühes Fleischstück zu verspeisen, während ich nach einigen Bissen, die nicht rutschen wollten, einen weiteren Versuch aufgab. Die Gefangenen wurden scharf beobachtet, konnten aber, soweit sie Geld hatten, sich einiges kaufen. Gegen Abend ging es in den städtischen Arrest. An Schlaf war wenig zu denken. Am 2. September wurden wir in einem Auto fortgebracht. Soweit das Auge reichte, nichts als Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr Kopf an Kopf. Viele drangen auf die Verhafteten ein. „Ostpreußen lauter Spione!“ hieß es. Unter Verwünschungen suchten sie den Wagen zu stürmen, während der Bewachungsposten durch allerlei gute Worte vergebens sich der Anstürmenden zu erwehren suchte. Einige hatten den Wagen bestiegen. Der ehemalige Offizier erhielt einen Faustschlag ins Gesicht, dem Förster hatte man mit dem Seitengewehr das Nasenbein aufgerichtet; beide wurden unter Schlägen übereinander geworfen, wobei ich, hinter dem Koffer des Offiziers Deckung findend, als Unterlage zu liegen kam. Ich suchte mein Gesicht zu schützen und kam mit einigen schweren Koppschlägen davon. Die Haltung des alten Offiziers, sein Rauchen, sein Eisernes Kreuz und nicht zum wenigsten seine Bemerkung, daß sein Sohn bei Stallupönen gefallen sei, schien die Soldaten erst recht in Wut zu setzen.

Dem Posten war es endlich gelungen, mit Hilfe eines höheren Vorgesetzten sowie mehrerer herangekommenen Unteroffiziere den Weg frei zu machen. Nachdem der Motor eine volle Stunde an ein und derselben Stelle gerattert hatte, wurde jetzt abgefahren, und abends langten wir in Elbing an. Der dortige Markt war voller Neugieriger, jeder wollte die „Spione“ sehen; doch hier hinter der Front herrschte

Ordnung. Wir wurden sofort in den Hof des Arrestgebäudes gefahren. Der Aufseher riet bei der Abnahme der Sachen dem Offizier, sein „Eisernes“ anzustecken, was dieser mit Rücksicht auf seine früheren Erfahrungen ablehnte. Sein Auge war durch eine große Beule entstellt.

Die Gefangenen wurden getrennt eingeschlossen. Als Gesellschafter erhielt ich bald einen wie aus dem Ei gepellten Kurländer; von oben bis unten war er vollständig neu eingekleidet. Wie er erzählte, war er ein Gutsbesitzersohn, gelernter Schlosser, und hatte angeblich nicht gegen Deutschland kämpfen wollen. Der Mann lief nervös die Zelle auf und ab und brüllte mich an: „Na, reden Sie doch!“ Darauf ich: „Wie komme ich dazu?“

Die Nacht vom 3. zum 4. September wurde ich, der Förster und der Kurländer (der Offizier war gleich entlassen worden) gemeinsam in eine Zelle gebracht. Der Förster wälzte sich unruhig auf seinem Lager und fuhr bei jedem Geräusch erschreckt in die Höhe in der Meinung, sie kämen ihn schon holen. Er stöhnte fortgesetzt, und ich hatte Mühe, ihn zu beruhigen mit dem Bemerkten, daß ohne Urteil in einem Rechtsstaat niemand hingerichtet werde. Er sagte darauf nur immer wieder: „Nur der Bürgermeister von Wormditt kennt meine Feinde, nur er kann mich retten, wenn er es will.“ Auf Befragen erzählte er folgendes: Im Gefecht bei Wormditt mußte er aus dem Walde vor den Russen flüchten. Er fragte einen deutschen Offizier, ob er sich in seiner Ziviljacke am Gefecht beteiligen dürfe. Es wurde ihm gestattet. Im Verlauf des Kampfes erhielt er von dem Offizier den Befehl, von dem Beobachtungsposten auf dem Turm der Andreasheilstätte Nachricht einzuholen, ob nicht bald die erwartete Artillerie komme, da die Stadt sonst nicht zu halten sei. Bei der Rückkehr zur Truppe hatte ein anderer Offizier das Kommando übernommen, und dieser ließ ihn kurzer Hand verhaften. Dies war übrigens bereits das dritte Mal, daß N. militärischerseits festgenommen wurde.

Am folgenden Morgen wurden wir alle drei nach wohlwollenden Ratschlägen des Herrn Kriegsgerichtsrats freigelassen.“

Dazu gibt A. folgende „Erläuterungen“:

„Der Verdacht der Spionage ist entstanden auf Grund meiner oben erwähnten Armbewegungen vom 31. August, die ein alter, rachsüchtiger Mensch, der Maler S. aus B., bemerkt und in gehässiger, entstellter Weise verbreitet hatte aus Rache dafür, daß ich ihn vor 16 Jahren wegen eines Verbrechens zur Anzeige und Bestrafung gebracht hatte. S. starb bald darauf. Ein gewisser G. als vorgeschobener Rädelsführer wurde vom Amtsgericht wegen des Wortes „Spion“,

nicht aber wegen der durch diesen Ausdruck veranlaßten Aufhegereien und Lügen mit 5 Mark wegen Beleidigung bestraft.“

III.

Der Russeneinfall.

1. Das Gefecht bei Wormditt (am 31. August 1914).¹

Zwar blieb der Kreis Braunsberg von einer längeren Besetzung durch den östlichen Feind verschont, ganz ungeschoren aber kam auch er nicht davon. Wenigstens dem südlichen Zipfel statteten die Russen einen, wenn auch nur vorübergehenden Besuch ab, bei dem sie wegen der Kürze der Zeit ihre wahre Natur nur teilweise zeigen konnten.

Am 25. August machte der Wormditter Etappenkommandant in der Ortszeitung folgendes bekannt: „Vorläufig keine Gefahr im Verzuge“, telegraphiert in dieser Nacht die Inspektion. Ueberdies beweisen die vielen Flüchtlinge, die von der Behörde über Wormditt geschickt werden, daß zunächst für die Stadt keine Gefahr vorliegt; denn Flüchtlinge schickt man nicht auf gefährdete Wege. Sollte die Stadt gefährdet werden, werde ich die Bewohner heizzeiten benachrichtigen. Bis dahin erwarte ich, daß sie die solange bewahrte treffliche Haltung aufrechterhalten werde.“ Gern nahm die Bevölkerung diese beruhigende Mitteilung zur Kenntnis und wurde in ihrem Vertrauen auf eine günstige Kriegslage noch bestärkt, als sie am 29. August in der „Wormditter Zeitung“ die offenbar unter dem Eindruck der Nachricht von dem glänzenden Sieg bei Tannenberg abgesetzte amtliche Anweisung las: „Die Flüchtlinge sollen sich sofort in ihre Heimat begeben, da auch nicht die geringste Gefahr für sie besteht.“ In Wirklichkeit jedoch war die Lage durchaus nicht rosig. Die Nachricht vom 28. August, daß die Russen von Frauendorf her nach Freimarkt im Anmarsch seien, schien sich zu bewahrheiten; denn schon am folgenden Tag hörte man Schüsse. Ueber die Heilige-Geist-Heide ritt eine russische Patrouille von Krickhausen her kommend nach dem Hospitalswalde. Abends fuhren dann die Familien der Bahnbeamten mit dem Bergungszuge fort; auch viele Bürger flüchteten. In der Nacht zum 30. August machte sich die auf dem Wirtschaftshofe der Erzpriesterei einquartierte Feldbäckerei Hals über Kopf davon. Auch

¹ Die eigentliche Gefechtsbehandlung ist (größtenteils wörtlich) der auf kriegswissenschaftlicher Literatur fußenden, sehr eingehenden Darstellung von Franz Buchholz in „Bilder aus Wormditts Vergangenheit“ entnommen.

die Etappenkommandantur verließ die Stadt. Trotzdem erhielt der Erzpriester Hinzmann von amtlicher Seite beruhigende Auskünfte, die er der Gemeinde vor dem Hochamt in der Kirche weitergab mit der Weisung, wer gleichwohl flüchten wolle, möge es ohne Ueberstürzung tun.

An diesem Sonntag (30. August) sandte der Landrat von Braunschweig an den Regierungspräsidenten folgendes Telegramm: „In der Gegend von Wormditt ist die schon mehrfach aus anderen Kreisen gemeldete Abteilung Kosaken mit Artillerie gemeldet worden; die beiden Landwehrebataillone und das Landsturmbataillon haben Truppen zur Verfolgung auf Automobilen und Radfahrer dorthin abgehen lassen, um die Abteilung abzuschießen. Dieselbe wird sich vermutlich in den Wormditter Stadtwald „Meile“ zurückgezogen haben.“

An der Passarge westlich Wormditt und Mehlsack hatte Major Klein, Kommandeur des Ersatzbataillons Inf. Reg. 148, die Sicherung mit diesem Bataillon, dem 2. Bataillon des Landwehr-Reg. 21, der Ersatz-Eskadron der 1. Husaren, einer Ersatz-Batterie des Feldartillerie-Reg. 36 und der 2. Kompanie der Landwehr-Pioniere des 17. Armeekorps übernommen.

Die russische Kavallerie der Njemen-Armee hatte sich unterdessen unter Führung des Generalleutnants Chan Hussain Rachitschewanski von Nordosten her dem mittleren Ermland genähert, am Morgen des 30. August Heilsberg erreicht, die Fernleitungen zerschnitten, bei Launau die Schienen aufgerissen und den Frühzug nach Wormditt unter Feuer genommen. Auf die Meldung östlicher Kavallerieabteilungen ließ Major Klein, dessen besondere Aufgabe die Besetzung der Flußübergänge zwischen Alken und Rawusen war, mit Genehmigung seiner vorgesetzten Dienststelle am 30. August in Mehlsack und Wormditt je eine Kompanie Infanterie zurück.

Am Montag, dem 31. August, früh erhielt Chan Rachitschewanski bei Guttstadt den Befehl, mit zwei Kavallerie-Divisionen den Wormditter Bahnhof zu zerstören. Die 2. und 3. Dragoner und die 2. und 3. Manen sollten von Osten, vier Eskadrons des 3. Husaren-Reg. mit Maschinengewehren umfassend von Norden vorgehen; als Reserve blieb angeblich nur eine halbe Eskadron Husaren und zwei Geschütze. Gegen 3 Uhr nachmittags meldete Gutsbesitzer Hoenig telephonisch von Karlsruhof aus feindliche Massen, die aus den östlichen Wäldern ausbrachen. Die bei der Ziegelei Buchholz liegende Feldwache, ein Zug der 4. Komp. Ers.-Reg. 148 ging an dem Opener Weg vor, schwärmte aus und begann das Feuer auf die heranreitenden Russen. Von diesen entwickelten sich in kurzer Zeit etwa zwei Schwadronen zum Schützen-

gefecht zwischen Krossen und der Chaussee. Die 4. Komp. war inzwischen herangeeilt und hatte ihre Stellung zu beiden Seiten der Heilsberger Chaussee besetzt. Die Feldartillerie-Batterie in Schlobien war von Major Klein telephonisch zu Hilfe beordert worden. Das Feuer des Gegners verstärkte sich mehr und mehr. Während sich nach der Darstellung des russischen Generalmajors A. Martinow in seinem Werk: „Die Kavallerie der 1. russischen Armee in Ostpreußen am Anfang des Krieges 1914“ nur zwei Geschütze in Reserve am Gefecht beteiligten, stellte nach dem Bericht des Majors Klein und der Aussage anderer Zeugen die Deutschen zwei bis drei Gruppen Artillerie zu zwei bis drei Geschützen südöstlich von Krossen und bei Karlshof fest. Zum Glück war die russische Munition, besonders die Granaten, schlecht. So richtete die Artillerie bei ihrer Beschießung der Ziegelei, des Bahnhofs und der Stadt unverhältnismäßig geringen Schaden an. Ein Geschöß, das in der starken Fundamentmauer des der Mühle Henke gehörigen Hauses, Obertorstr. 159, stecken blieb, erinnert noch heute an jenen kritischen Tag.

Mit dem zunehmenden feindlichen Feuer stieg naturgemäß die panikartige Furcht der verängstigten Stadtbewohner, die jeden Augenblick gewärtig waren, den Feind einmarschieren zu sehen. Major Klein suchte sie zu beruhigen: „Wir erwarten Artillerie; wenn diese rechtzeitig kommt, wird sich die Flucht der Bevölkerung vielleicht erübrigen.“ Schon aber stürmten Boten durch die Stadt mit dem Ruf: „Hinaus, hinaus, auf die Chaussee nach Wagten!“ Diese war auch tatsächlich die einzige Straße, die von den feindlichen Geschossen nicht erreicht wurde, alle anderen standen unter dem Feuer der Russen. In hellen Scharen zog nun das Volk dort hinaus, Alt und Jung, Groß und Klein, Arm und Reich, ein buntes Durcheinander. Die Stadt wird menschenleer; bei der unheimlichen Stille hallt jeder Schritt wider. Ein Dunstschleier, vom Rauch der vielen Geschosse, wohl auch vom Brand Krossens her-rührend, hüllt die Stadt ein; fast sieht es so aus wie bei der Sonnenfinsternis einige Tage vorher. Außer den KlosterSchwestern, den Insassen der Krankenanstalten und 15—20 anderen Personen waren alle Bewohner flüchtig. Hätten bisher schätzungsweise 1500 Leute die Stadt verlassen, so fluteten jetzt 3500 Menschen der Passarge zu. Wie unser Gewährsmann berichtet, hatten sie sich nach der ersten Aufregung bereits in ihr Schicksal gefunden und faßten ihren ungewollten Ausflug nicht gar zu tragisch auf, niemand war kopflos, ja, kaum einer, der auch nur einen verängstigten Eindruck gemacht hätte. Schon nach wenigen Tagen kehrten die meisten zurück. —

Da loderten von Krossen her plötzlich mächtige Flammen schauerlich gegen den östlichen Himmel empor. Russische Brandkommandos hatten sämtliche Gebäude des Stiftes angezündet, und nun flackerten die reichen Ernteschähe wie Zunder auf. Die schöne Wallfahrtskirche wurde an Dach und Türmen vom Feuer schwer beschädigt, blieb aber im Innern wie durch ein Wunder unversehrt. Auch das Gehöft des Abbau-besitzers Ochsenknecht sowie eine Feldscheune des Gutes Karls Hof gingen in Flammen auf.

Inzwischen hatte Major Klein die 5. Komp. des Landwehr-Reg. 21 links der 4/148 eingesetzt. Außerdem hatte er das eine ihm aus Braunsberg zur Verfügung gestellte Festungs-Maschinengewehr in die Zegelei geschafft, um vom erhöhten Standpunkt aus erst die Handpferde, später die Geschütze unter Feuer zu nehmen. Auch beim Feind traten zwei Maschinengewehre mit ihrem eintönigen Tack-Tack in Tätigkeit. Die beiden tapferen Kompanien kämpften unter heftigem Feuer, zum Teil aus der Flanke, stundenlang allein gegen die russische Uebermacht. Major z. D. Fiedler gab unter anfeuernden Worten, in der Schützenlinie stehend, einige Schüsse ab, um seinen Landwehrmännern, die sich nur notdürftig eingegraben hatten, ein Beispiel von Ruhe und Kaltblütigkeit zu geben, aber er wurde durch den Hals und an der Wirbelsäule schwer verwundet und starb in Marienburg den Heldentod. Auf schmerzlichem Krankenlager gab er der Pflegetochter gegenüber seiner Freude darüber Ausdruck, daß er das Städtchen habe retten helfen dürfen.

Major Klein gab angesichts der bedrohlichen Lage den Befehl, die Infanterie solle sich hinter den Bahndamm zurückziehen. Ein Teil der Landwehr ging zurück. Aber heldenmütig erklärte der Führer der Komp. 4/148, Oberleutnant Simon, er werde die Stadt bis zum letzten Mann halten. Infolge seines standhaften Ausharrens konnte der Feind dort nicht vorkommen. Zuletzt lag er nur noch mit zwölf Schützen einem weit überlegenen Gegner gegenüber, hatte aber an dem ruhmreichen Ausgang des Gefechtes den Löwenanteil.

Unterdessen waren drei weitere Kompanien und eine halbe Schwadron Husaren zur Verstärkung herbeigeeilt. Auch eine Radfahrabteilung des Braunsberger Landsturmataillons unter Hauptmann v. Z., die kriegslustig auf Rosafenjagd¹ losgefahren war, griff bereitwillig ein. Der Kommandeur dieses Landsturmataillons, Major a. D. Bronsart v. Schellendorf, der aus ähnlichen Absichten im Auto herüber-

¹ vgl. das oben erwähnte Telegramm des Landrats von Braunsberg an den Regierungspräsidenten.

gekommen war, konnte bei der Weiterentwicklung der Gefechts-handlung ebenso wie Hauptmann v. Z. mit seinem Räte hilfsreich mitwirken.

Inzwischen waren russische Dragoner und Manen über Krossen in die Hospitalsheide eingedrungen. Major Klein befahl deshalb, daß zwei Landwehrkompanien mit dem rechten Flügel am Bahndamm eine Stellung gegenüber dem Südwestrande der Hospitalsheide und den Ausgang nach NeuhoF besetzten, während die halbe Schwadron Husaren den Ausgang nach Krickhausen besetzen sollte. Eine weitere Kompanie und die LandsturMLEUTE gingen auf dem Höhenrücken zwischen den Chaussees nach NeuhoF und Krickhausen in Stellung, um von dort den Gegner in der Hospitalsheide zu beschießen.

Nach dem russischen Bericht soll Chan Kachitschewanski, der sich mit dem Führer der 3. Kavallerie-Division, Generalleutnant Belgard, am Nordrande von Krossen befand, bei dem Schützenfeuer vom Waldbrand her geglaubt haben, daß geflüchtete Einwohner schossen. Er galoppierte daher mit einer kleinen Husarenabteilung in den Wald, um sie von dort zu vertreiben. In der Nähe der Försterei gerieten sie aber in starkes Gewehrfeuer, bei dem beide verwundet wurden, General Belgard tödlich. Die Husaren und Ordonnanzen waren, heißt es weiter, abgeseffen und ergriffen die Karabiner; beide Geschütze waren herangezogen und eröffneten das Feuer. Dabei wurde übrigens besonders die epileptische Anstalt mit Schrapnells belegt. Der überraschte deutsche Gegner, so fährt der russische Bericht fort, stellte auf kurze Zeit das Feuern ein; aber bald erdröhnte von Wormditt her der erste deutsche Kanonenschuß. Das bedeutete den Russen die Ankunft von Verstärkungen aus Braunsberg, und sogleich wurde das deutsche Schützenfeuer heftiger. Der Chan befahl, das Gefecht abzubrechen. Mit Hilfe der abgeseffenen Husaren gelang es, die beiden Geschütze aufzuprohen und wegzuführen. Auf eine Proze legte man den General Belgard, der aber schon soviel Blut verloren hatte, daß er bald darauf starb. Aus der verlassenen Munition schlossen unsere Truppen, daß der Rückzug recht beschleunigt erfolgt sein muß.

Inzwischen war um 17½ Uhr die heißersehnte Feldartillerie-Batterie im Trab und Galopp aus Schlodien eingetroffen, mit Jubel und Dankestränen empfangen und als Retter der Stadt begrüßt. Westlich der Straße nach Krickhausen, nahe dem jüdischen Friedhof, nahm sie Stellung, und um 17,50 Uhr fiel der erste Schuß. Neuer Mut beseeelte unsere wackeren Infanteristen. Die Artillerie entwickelte ein lebhaftes Feuer und erzielte augenscheinlich gute Treffer. Nach einer halben Stunde schwieg die feindliche Artillerie. Bald ging Major

Klein zum Angriff vom linken Flügel vor. Die Husaren saßen auf und deckten die Batterie. Die Russen ließen die Schützen teilweise unbeschossen, um sie beim Vorgehen plötzlich mit Maschinengewehrfeuer zu überschütten. Vor den vordringenden Deutschen räumte der Feind die Stellung. Bei der Verfolgung wurde der Anschluß an den rechten Flügel erreicht, und dann ging die ganze Linie vor. Das Gefecht hatte den Deutschen 11 Tote, 20 Verwundete und 8 Vermißte, den Russen ungleich größere Verluste gekostet.

Der Feind, dessen Vorstoß gegen die Bahnstrecke Wormditt—Sportehnen ebenfalls an der tapferen Haltung unserer Truppen gescheitert war, zog sich in zwei Kolonnen zurück, die eine über Migeñnen, die andere über Kaschaunen. Der Rückzug war durch weggeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke, durch ein zurückgelassenes, stark zerstücktes Auto und Wagen gekennzeichnet. Zahlreiche Verwundete und Tote sollen die Russen mitgeführt haben, andere Tote blieben liegen und wurden in Gräbern kurz vor Karlsdorf und nahe dem Buchholzischen Hof bestattet. Die deutschen Verwundeten fanden im Elisabeth-Krankenhaus und in der Haushaltungsschule Aufnahme und liebevolle Pflege, die Toten wurden bis auf einen in die Leichenhalle des Krankenhauses gebracht und am folgenden Tage in gemeinsamem Grabe beerdigt.

Ehrenvoll soll noch des Mühlenbesizers Templin aus Biesterfelde (Westpr.) gedacht werden, der seine Kopfwunde im Krankenhaus verbinden ließ und dann in begeistertem Pflichtgefühl von neuem auf das Kampffeld eilte, um dort für die Stadt Wormditt sein Leben zu opfern. Er wurde als Leiche zurückgebracht.¹ —

Wormditt hat, wie bereits angedeutet, durch die Beschließung keinen nennenswerten Schaden genommen. Die russische Artillerie hatte es besonders auf den Turm der Heilstätte St. Andreasberg abgesehen, wo sich ein deutscher Beobachtungsposten befand. Die Anstalt barg 400 fallsüchtige, schwachsinnige und krüppelhafte Pfleglinge. Der Anstaltsgeistliche, Oberlehrer Preuschoff, gibt als Augenzeuge folgenden Bericht: „Die Spannung, in die uns die Nachricht von den immer näher heranrückenden Russen versetzte, erreichte ihren Höhepunkt, als am 31. August um 3 Uhr nachmittags plötzlich Kanonendonner von Krossen her zu hören war. Ohne an eine Gefahr zu denken, stieg ich auf den Kirchturm von St. Andreasberg, um das sich entwickelnde Ge-

¹ Welche Unannehmlichkeiten dem Wormditter Stadtförster N. sein Uebereifer, das deutsche Militär zu unterstützen, einbrachte, wurde oben S. 21 berichtet.

² Schwarz, Der Feind im Land, S. 185.

seht besser beobachten zu können. Zunächst fielen einige Kanonenschüsse, dann hörte man bald das Knattern von Gewehrfeuer und das eigenartige Taß-Taß der Maschinengewehre. Ich konnte vom Turm aus bemerken, daß die russische Artillerie vorrückte und wie die kleinen weißen Rauchwölkchen der Schrapnells am blauen Sommerhimmel sich abzeichneten. Nach und nach kamen die Schrapnellwölkchen näher, ich hörte ununterbrochen das Zischen der vorbeijausenden Geschosse und merkte, daß die Anstalt und besonders der Turm der Kirche zum Ziel genommen wurde. Bald platzten auch bereits einige Schrapnells im Bereich der Anstalt; eins durchschlug das Dach eines Männerhauses, zertrümmerte ein Fahrrad, verletzte einen Lüftungsschacht und zerriß den Fußboden, ein zweites durchschlug das Dach eines anderen Hauses, ohne weiteren Schaden anzurichten, andere beschädigten die Gebäude von außen; ein Sprengstück traf den Rahmen eines Giebelfensters und warf die losgerissenen Holzstücke ins Zimmer, kleine Bleikugeln zertrümmerten unzählige Dachpfannen, durchlöcherten viele Fensterscheiben und fielen in die Betten der Kranken, glücklicherweise ohne jemand zu beschädigen. Als ein Schrapnell in meiner unmittelbaren Nähe platzte, so daß die Kugeln mir um den Kopf flogen und der Turm von Schwefelgeruch und Dunst erfüllt wurde, stieg ich schleunigst herab und suchte Sicherheit im Keller des Verwaltungsgebäudes, wo bereits der Anstaltsarzt Schutz gesucht hatte. Aus dem anfangs interessanten Schauspiel war bitterer Ernst geworden. Die Soldaten, die rings um die Anstalt in Deckung lagen, glaubten, daß es um Andreasberg geschehen sei. Daß es nicht dazu gekommen ist, haben wir dem schneidigen Eingreifen und der Treffsicherheit unserer Artillerie zu verdanken.

Was die Stimmung der Kranken in der kritischen Zeit der Beschickung betrifft, so waren die Verblödeten völlig teilnahmslos und ruhig, weil sie naturgemäß nicht wußten, was um sie geschah; die übrigen aber gerieten durch die einschlagenden Geschosse in große Aufregung; einige schreien und weinten. Die meisten nahmen unter Anleitung der Schwestern ihre Zuflucht zu den Kellerräumen. Kein Pflegling ist verletzt worden; eine Schwester befand sich gerade im Dachgeschoß, als ein Schrapnell das Dach durchschlug, und wurde durch den Luftdruck zu Boden geschleudert, allein auch sie hat keine Verletzung erlitten.“ —

Die Russen glaubten merkwürdigerweise, bei Wormditt eine Heldentat vollbracht zu haben. In Nr. 59 der russischen „Wojenaja lietapis“ (Kriegschronik) findet sich ein Bericht, der in ziemlich wortgetreuer Uebersetzung des schwerfälligen russischen Kanzleistils folgen-

den Wortlaut hat: „Der Herrscher und Kaiser hat geruhen wollen, als Auszeichnung bei den Unternehmungen gegen den Feind den Orden IV. Klasse des heiligen Großmartyrers und Siegers Georg dem Generalleutnant Vladimir Belgard dafür zu verleihen, daß er am 18. (nach unserer Rechnung am 31.) August des Jahres 1914 an der Spitze der im Verbande der Kavallerie ihm anvertrauten Truppenteile auf die Stadt Wormditt vorgehend mit bedeutenden Kräften des Gegners in Kampf geriet und, dem starken Feuer des Feindes ausgesetzt, durch seine Tapferkeit und ruhige Ueberlegtheit und geschickte Operationen so sehr zum allgemeinen Erfolg beitrug, daß der Feind geschlagen und die ungeheuren in der Stadt Wormditt vorhandenen Benzin- und Petroleumlager vernichtet wurden, wodurch die feindliche Armee einen großen Schaden erlitt und er selbst verwundet wurde.“¹

Dazu bemerkt Erzpriester Hinzmann: „Daß der Generalleutnant B. durch unser Feuer verwundet worden ist, mag richtig sein, von der Vernichtung von Benzin und Petroleumlagern aber, die es in Wormditt überhaupt nicht gab, oder gar von einem Siege der russischen Truppen haben wir nichts gemerkt. Auch sind uns die geschickten Operationen und die Tapferkeit und die ruhige Ueberlegtheit des Generalleutnants nicht zum Bewußtsein gekommen. Jedenfalls aber schätzen wir uns glücklich, daß es ihm trotz seiner gerühmten Vorzüge nicht vergönnt gewesen ist, mit seinen Truppen in Wormditt einzurücken. Denn was wir von ihnen zu erwarten gehabt hätten, können wir mit Schaudern aus den Greuelthaten schließen, welche sie allein schon im Bereich unserer Pfarrgemeinde verübt haben. Es mag anerkannt werden, daß sie auf verschiedenen Wormditter Abbauten sich einwandfrei benommen und sich mit der Forderung von Speise und Trank begnügt haben, aber das Stiftsgut Krossen, wo sie einen schuldlosen Arbeiter niederschossen und die meisten Gebäude sowie das Dach und die Türme der Wallfahrtskirche in Asche legten, und das Dorf Thalbach, wo sie rücksichtslos geraubt und geplündert und vor allem drei Mädchen und zwei verheirateten Frauen — einer sogar in Gegenwart ihrer zwölfjährigen Tochter — in roher Weise Gewalt angetan haben, sind dauernde Zeugen grausamer Willkür und abschreckender Zuchtlosigkeit russischer Soldaten.“ —

¹ Bei dieser Gelegenheit sei Spätes halber eine russische „Siegesnachricht“ erwähnt, die ein Wighold im Fenster seines Geschäftslokals in Braunschweig ausgehängt hatte und die von zahlreichen Neugierigen mit verständnisvollem Schmüzeln gelesen wurde. Die Nachricht lautete: „Die Russen haben Wutti eingenommen“.

Am 1. Jahrestag der Beschließung Wormditts fand ein feierlicher Dankgottesdienst statt. Nachmittags wurde unter strömendem Regen ein sinniges, schlichtes Denkmal von Bürgermeister Frans enthüllt an der Stelle des Waldsaumes der Hospitalsheide, wo russische Geschütze die Stadt beschossen. Allen kommenden Geschlechtern soll es künden, daß im Weltkrieg 1914 bis hierher und nicht weiter die Armee des russischen Generals Rennenkampf von Osten her in unsere schwer geprüfte Heimatprovinz vorgeedrungen war. Zahlreiche Bäume in diesem Walde, die damals Spuren von deutschen Geschößeneinschlägen aufwiesen, wurden übrigens bald nach dem Gefecht durch rote Ringe bezeichnet und waren noch lange Jahre erkennbar, wie andererseits auch Spuren russischer Einschläge an einzelnen Stellen noch lange zu finden waren. —

M e h l s a ß wurde von dem Russeneinfall kaum berührt, sicher nicht zum wenigsten durch das Verdienst des findigen Kommandanten der Brückenwache, die sogar mächtige „Kanonen“ — auf Wagenräder gelegte Baumstämme — aufgestellt und dadurch eine starke Besatzung vorgetäuscht hatte. Nur eine Patrouille von sechs Reitern drang am Morgen des 30. August auf der Heilsberger Chaussee bis in die Nähe der Stadt vor. Von der Bahnhofswache beschossen, zog sie sich schnell zurück, nachdem ein Reiter bei der Holzkytschen Ziegelei mit seinem getroffenen Pferde gestürzt und gefangen genommen worden war.

2. Die russische Soldateska.

Das Verhalten der russischen Truppen während ihres kurzen Aufenthaltes im Kreise Braunsberg war verschieden je nach der Gattung, der sie angehörten. Schandtaten fallen im allgemeinen den Kosaken zur Last. Manche, wie die Gardedragonier, die etwas auf sich gaben und verächtlich auf den „Kosak“ herabsehen, benahmen sich einwandfrei, hatten wohl gar Sinn für Humor. Am 29. August rückte eine Dragonerpatrouille von 30—40 Mann in Eschenau ein. Der fließend deutsch sprechende Offizier begrüßte einen ihm am Dorfeingang begegnenden Mann mit den Worten: „Nun sind die Russen da!“, worauf dieser erwiderte: „Wat Donna, na nu doch nich all!“ Dem Gastwirt gegenüber rühmte der Offizier die gute Disziplin unserer Truppen, stellte den deutschen Kaiser als Anstifter des Krieges hin, hoffte in wenigen Tagen siegreich in Berlin einzuziehen und meinte, die Bewohner dürften sich schon als russische Untertanen betrachten, was auch besser für sie sei, da sie unter der Zarenherrschaft lange nicht soviel Steuern zu zahlen hätten. Ein anderer Trupp Dragoner erschien an demselben Tage in Lotterbach. Der Offizier besuchte den Ortslehrer;

er blieb von 18—22 Uhr, aß Abendbrot und trank einige Glas Wein. Wenn russische Dragoner in Millenberg das Gehöft des Bauern Schulz in Brand steckten, so taten sie es aus Rache dafür, daß tags vorher ihre Patrouille zwei Tote und zwei Verwundete gehabt hatte.

Daß übrigens die Russen wochenlang vor Kriegsausbruch mit der Mobilmachung gerechnet haben müssen, geht aus folgendem Gespräch hervor: Am 30. August kam ein russischer Offizier mit seinem Burschen zum Gasthaus E. in Plauten geritten. Im Laufe der Unterhaltung äußerte E. u. a.: „Mein Herr, wir leben in einer schweren Zeit.“ Darauf erwiderte der Offizier, der gut deutsch sprach: „Ja, mir macht es auch keinen Spaß, ich bin jetzt schon 8 Wochen unterwegs.“

Auf den Abbauten und teilweise auch in den Ortschaften benahmen sich die Moskowiter im ganzen anständig und beschränkten sich gewöhnlich auf das Verlangen nach Brot und Buttk. Häufig bedankten sie sich, wenn sie es erhielten, oder boten gar russisches Papiergeld dafür an. In einem Falle verhielten sie sich so tadellos, daß die bewirtende Familie erst nach ihrem Fortgange erfuhr, sie habe es mit Russen zu tun gehabt. Man hatte sie für fremdsprachige Soldaten der verbündeten Donaumonarchie gehalten. Beim Essen zeigten sie einen eigenartigen Geschmack: Jeder hatte einen Saß mit Farin bei sich, schüttete sich in den Kaffee beinahe die Tasse voll, streute sich den Zucker in großer Menge auf Eier, Fleisch und Brot, gebrauchte ihn überhaupt als Salz, das er unberührt stehen ließ. Vom Brot schnitten sie ungewöhnlich dicke Scheiben ab und aßen die Butter dazu in großen Stücken mit dem Löffel.

Aus den Gasthäusern gingen sie meist ohne Bezahlung davon, einige raubten sie aus; so schädigten sie z. B. den Krug in Kaschaunen, wo man übrigens die Kosaken anfangs auch für Oesterreicher hielt, durch Plünderung um 1100 Mark. Einigen Pferdebesitzern nahmen sie die wertvollsten Tiere fort. Fälle von Sachbeschädigung und Beraubung einzelner Personen werden verschiedentlich gemeldet. Jedes Fahrrad, das sie sahen, wurde zertrümmert, denn Radfahrer waren „Spione“. Sonst hatten sie es besonders auf Uhren abgesehen, die sie den Leuten aus der Tasche zogen. Eine Bauerntochter versteckte sich im Holzstall; sie wurde hervorgeholt und um ihren Geldbeutel mit 15 M. Inhalt erleichtert. Auch noch andere Gelddiebstähle sollen vorgekommen sein.

Schlimmer jedoch waren die Schädigungen an Leib und Leben der Bevölkerung. Einige Personen kamen mit dem bloßen Schrecken davon; so wurden in Open zwei Leute zunächst mitgenommen, aber bald frei-

gelassen. Zwei Abbaubesitzer aus Neuhoj bei Wormditt bedrohte man mit Erschießen; sie sollten bekennen, wer aus dem Dorfe auf die Russen geschossen habe. Die Kugel saß ihnen, wie man das schon wußte, lose im Lauf. Bei ihrem Einzug in Open stand eine Frau mit dem kleinen Kinde auf dem Arm nur ein Weilchen auf der Treppe vor ihrem Hause, und schon legte ein Russe auf sie an. In Migeñnen stellten sich wiederholt Kosaken ein, die es besonders auf die jungen Leute abgesehen hatten; sie verfolgten sie überall hin und gaben Schüsse auf sie ab. Hinter seinem Gehöft schaute ein Bauer nach Russen aus; plötzlich tauchten solche hinter ihm auf und knallten ihn meuchlings nieder. Er war Vater von mehreren unverorgten Kindern; nachmittags schaufelten ihm die eigenen Söhne das Grab. Ein im Hause des Bauern Ruhнау plündernder Russe schoß aus Aerger darüber, daß er nicht genug fand, was des Mitnehmers wert war, sein Gewehr ab. Ein vor dem Hause stehender Russe glaubte wohl, sein Kamerad sei bedroht, feuerte blindlings in das Zimmer hinein und traf zwei Flüchtlingskinder. Das vierzehnjährige Mädchen starb im Wormditter Krankenhaus an dem Bauchschuß, der vierjährige Junge erblindete. In Migeñnen wurde ferner der Bauer Erdmann, der am Sonntag aus der Kirche nach Hause ging, ohne jeden Grund erschossen, ebenso der Hirt Bader und der Mühlenbesitzer Malud. Ihm heftete ein russischer Reitmeister einen Zettel an mit der Aufschrift: „Nach russischer Patrouille geschossen.“ Es ist rührend zu lesen, wie seine Frau für ihn das Grab schaufeln hilft und ihn, „das Teuerste, was sie auf Erden hatte“, in einem halbfertigen Sarge bestattet. In Krossen fiel ein alter, schwächlicher Arbeiter der feindlichen Willkür zum Opfer.

Am Montag, dem 31. August, nachmittags wollte der Bauernsohn Leo Damerau aus Heinrichau nach Braunsberg radeln, wo er sich beim Bezirkskommando zu stellen hatte. Zwischen seinem Gehöft und dem Dorfe stieß er auf eine Kosakenpatrouille, die ihm „Halt, Stoi!“ entgegenrief. „Ich sprang“, so erzählt D., „vom Rad, das von feindlichen Säbeln sofort zerhauen wurde. Der eine Russe stieg vom Pferd, untersuchte mir die Taschen und zog mir die silberne Uhr aus der Weste sowie die goldene aus der Hosentasche, auch nahm er mir den Militärpaß und einen Feldstecher fort. Ein anderer hielt meinem Bruder, der mit dem Fuhrwerk auf mich wartete, den Karabiner auf die Brust und zeigte auf mich: „Spion, Spion!“ Meine gegenteiligen Versicherungen brachten mir nur Kolbenstöße ein, und schließlich mußte ich mit den Kosaken mitlaufen. Auf einen Pfiff der Kerle kam ein Offizier herbei, dem ich gleichfalls meine Unschuld beteuerte; er ritt, mit seinen Leuten

leise sprechend, die Chaussee weiter, während ich folgte; ein Russe blieb etwas zurück. Nun wußte ich, daß meine Stunde geschlagen hatte. Plötzlich krachte ein Schuß; er hatte mir nur die Hüfte stark gestreift. Da höre ich drei Schritte hinter mir wieder laden, ich wende mich etwas um. Da kracht auch schon der zweite Schuß. In den Hals getroffen und von dem Knall betäubt, falle ich nieder. Nach einer Weile versuchte ich, den Kopf zu heben. Es ging noch an, und ich schleppte mich langsam bis an den Rand des Chausseegrabens. Eine Patrouille sprengte an mir vorbei, bald auch eine zweite, aber ich rührte mich nicht. Als ich dann glaubte, daß die Luft rein sei, band ich mir das Taschentuch um den Hals und lief die Chaussee nach Mehlsack zu. Glücklicherweise traf ich bald ein Fuhrwerk, das mich nach der Stadt mitnahm, wo ich verbunden wurde.

„Mit Grausen“, so schließt D. seinen Bericht, „denke ich an die schreckliche Stunde, wenn ich an dieser Mordstelle vorübergehe. Selbst im Traume ziehen die Kosakenhorden drohend an mir vorüber. Aber die Rache schläft nicht! Wenn das Vaterland ruft, sollen die Russen meine Kugeln spüren.“

Die Schändung dreier Mädchen und zweier Frauen in Thalbach ist bereits erwähnt, ebenso die Einäscherung Krossens. Propst Zint betont ausdrücklich, daß keins der vernichteten Gebäude durch Granaten in Brand geriet, sondern alle absichtlich angesteckt wurden. Ein russischer Oberst gab gleich nach seiner Ankunft den Befehl, alles anzuzünden. Ein Augenzeuge, der Bauer Franz Weiß aus Thalbach, den die Russen mit nach Krossen schleppten, hat selbst gesehen, wie ein Soldat die Scheune ansteckte. Der Oberst rief Weiß zu: „Ganz Krossen wird abgefengt und alles, was darin ist, wird totgemacht; du sollst gehängt werden!“

Daß die rauen Gesellen nicht jeden menschlichen Empfindens bar waren, zeigen ein paar Fälle, wo sie sich erweichen ließen. Ein Bauer, der flüchten wollte, wurde festgehalten und des Geldes beraubt. Dabei fand man bei ihm einen Revolver, den er sich wegen der einsamen Lage seines Gehöftes angeschafft hatte, und er sollte erschossen werden. Auf die inständigen Bitten seiner kleinen Kinder hin wurde er freigelassen. Einen nicht gelinden Schreden jagte ein Kosak der Gastwirtsfrau Gosse in Migeppen ein. Der Russe gab im Gastraum einen Schuß ab. Ob er selbst betrunken war oder auf einen angetrunkenen Ortsbewohner, der nach einem Streit mit ihm das Lokal verlassen haben soll, durch das Fenster geschossen hat, bleibt sich gleich. Für seine draußen wartenden Kameraden war es selbstverständlich, daß

nur ein Zivilist geschossen haben könne. Sie nahmen das Haus unter Feuer und zündeten die Wirtschaftsgebäude an. Frau G. — ihr Mann stand im Felde — wurde sofort verhaftet, doch sprach der Führer der Russen sein Bedauern über den Vorfall aus, nachdem er sich von dem Mißverständnis überzeugt hatte. Während nun Frau G. ihre Kinder suchen ging, waren die Russen verschwunden, hatten aber ein Gewehr zurückgelassen. In ihrer Angst warf Frau G. es ins Feuer. Nach 10 Minuten kam ein Russe zurück und verlangte die Waffe. Da sie nicht da war, wollte er Frau G. und ihren Vater mit der Lanze erstechen, aber sie wichen zurück. Der Russe rief: „Stoi!“ und lief zu seinem Gewehr, um zu schießen. In diesem Augenblick kam der sechsjährige Otto und schrie, was er schreien konnte: „Liebe Mutti, laß dich nicht erschießen!“ Nun verlangte der Kerl wieder das Gewehr. Da brachte ihm die verängstigte Frau durch Gesten bei, es seien drei Russen gekommen und hätten es mitgenommen, was er schließlich glaubte. Jetzt aber sollte der Vater alles büßen. All sein Bitten half nichts, bis die Tochter dem alten Mann um den Hals fiel und schrie: „Es ist doch mein Vater!“ Da sah der rohe Patron sie zähneknirschend an und sagte: „Vater?“ Schließlich ließ er beide frei, nachdem er sie eine Stunde gefoltert hatte.

IV.

Die Fluchtbewegung.

1. Die Flucht der Kreisbevölkerung.

Nach dem Rausche der ersten Mobilmachungstage trat bald eine Ernüchterung ein, die Menschheit stand wieder mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Die Braunsberger bekamen schon früh einen kleinen Vorgeschmack von den Opfern, die der so begeistert angenommene Krieg dem Einzelnen sowohl wie der Gesamtheit bringen sollte: die ersten Verwundeten trafen auf dem Bahnhof ein. Welch ein trauriger Anblick nach den wenigen Tagen seit dem erhebenden Auszug der Garnison ins Feld! Langsam und still, müde und erschlagen, mit blutigen Verbänden um den Kopf, den Arm in der Binde, viele hinkend und auf den Stoß gestützt, so zogen die jungen Krieger durch die Straßen. Und dann kamen Autos, Möbelwagen und Gefährte aller Art, eins hinter dem andern, im Schritt, und auf ihnen sah man in Stroh gebettet, von Sanitätsmannschaften gehalten, blaß, mit geschlossenen Augen oder teilnahmslos vor sich hin blickend, die Schwer-

verwundeten. Da wurde es ganz still in den Straßen, und ergriffen liegen die Fußgänger die Schar der wunden Krieger vorüberziehen.

Auch russische Verwundete wurden bald in die Braunsberger Lazarette gebracht. Mit Ingrimm und Abscheu betrachtete die Einwohnerschaft die fremdartigen Gestalten mit ihren verwegenen, rohen Gesichtern. Waren doch schon die Gerüchte von ihrer grausamen Kriegsführung bis in das Innere der Provinz gedrungen und hatten überall Schrecken und Entsetzen hervorgerufen. Wehe uns, so dachte wohl mancher, wenn es diesen Horden je gelingen sollte, unsere Heimat zu betreten. Doch fühlte man sich vorläufig im Schutze der Grenzkorps sicher. Immer wieder war der Bevölkerung gesagt worden, daß für Ostpreußen keine Gefahr bestehe und es Monate dauern müsse, bis die schwerfälligen Russen ihre Rüstungen beendet haben würden.

Doch es sollte bald anders kommen. Die deutschen Streitkräfte in Ostpreußen waren der feindlichen Uebermacht nicht gewachsen und mußten sich trotz der Siege bei Stallupönen und Gumbinnen zurückziehen. Schon seit Mitte August begann deshalb die Bevölkerung der östlichen Kreise nach Westen zu fliehen. Die Züge der Ostbahn beförderten endlose Massen von Flüchtlingen, deren stumpfen, teilnahmslosen Gesichtern man den ausgestandenen Schrecken ansehen konnte. Ihre vielfach übertriebenen Erzählungen von dem Sengen und Morden der Kosaken, der Zerstörung der Grenzdörfer und Städte, ließen das Schlimmste befürchten. Auch in Braunsberg begann man jetzt unruhig zu werden, und vorsichtige Leute fingen an, ihre Sachen zu packen. Wieder, wie in den ersten Augusttagen, wurden die Sparkassen gestürmt, da zahlreiche Einleger sich für die Reise mit Geld versehen wollten, und nur mit Mühe vermochten die Banken den gewaltigen Anforderungen gerecht zu werden.

So melden denn die Telegramme des Landrats an den Regierungspräsidenten in der 4. Augustwoche Tag für Tag die Stimmung der Kreisbevölkerung als eine sehr gedrückte. Die Bewohner Braunsbergs insbesondere sahen, wie seit Mitte August Tag und Nacht in kurzen Abständen hintereinander die Militärzüge mit Truppen, Geschützen und Bagage aller Art von Königsberg vorüberrollten. Der wehmütige Pfiff der Lokomotive zog fast ununterbrochen über die Stadt. So merkte sie, wie die Ostgrenze entblößt wurde, ohne zu wissen, daß der Aufmarsch für Tannenberg vor sich ging. Deshalb setzte sich langsam, aber sicher das Gerücht durch, die Provinz Ostpreußen werde bis zur Weichsel vor dem Feinde geräumt und nur Königsberg und die Weichselfestungen sollten verteidigt werden. Fehl

gab es kein Halten mehr. Die Warnungen der amtlichen Stellen vor Verbreitung falscher Gerüchte machten keinen Eindruck, zumal die Tatsachen lauter als alle Warnungen das Vorrücken der Russen in die Provinz bestätigten und die Behörden selbst alle Vorbereitungen zum Verlassen der Stadt trafen. Nach unserem Gewährsmann wird das Bild der Stadt all denen, die jene Tage durchgemacht haben, unvergänglich bleiben: die Scharen von Menschen, die auf dem Bahnhof und in den Anlagen davor auf einen Zug warteten, oft tagelang, die verödeten Straßen und die ernsten, verstörten Gesichter der eilig zum Bahnhof strebenden, mit schwerem Gepäck beladenen Reisefertigen.

Tapfer hielten sich die Braunsberger Geistlichen; sie hatten sich das Wort gegeben, auch im Falle der Besetzung der Stadt durch den Feind zu bleiben, um der Gemeinde raten und helfen zu können. Auch die Schwestern des St. Marienkrankenhauses versprachen, selbst wenn der letzte Arzt sie verlasse, bei den Kranken auszuharren.

In der ärmeren Bevölkerung zeigte sich Erbitterung gegen die Bessergestellten, die Geld hatten und fliehen konnten ohne Rücksicht auf die Pflicht, sich der wirtschaftlich schwächeren Volksgenossen anzunehmen.

Unterdessen waren die Behörden krampfhaft bemüht, der Flucht vor allem der ländlichen Bevölkerung Einhalt zu tun. Sie wiesen darauf hin, daß das Verhalten der Russen von Leuten, die mit ihnen in Berührung gekommen seien, sogar „gerühmt“ werde, Frauen und Kinder seien nicht berührt worden. Jedenfalls sei der Schaden, der durch das Verlassen der ländlichen Wirtschaften entstehe, größer als der, den die Russen auf einem Gehöft anrichten könnten, wo der Besitzer bleibe. Die Gefahr für einen Zurückgebliebenen durch den Besuch einiger Kosaken sei nicht annähernd zu vergleichen mit der Gefahr der Krieger an der Front. „Seien wir also“, so heißt es in dem Aufruf des Landrats (28. August) weiter, „Soldaten auf unseren Höfen, stehen wir Schildwacht vor unseren Ställen und Scheunen, hüten wir unser und des Vaterlandes Gut!“ Kaufleuten, Fleischern, Bäckern, Banken und sonstigen Gewerbetreibenden, die ihren Betrieb einstellen, wird angedroht, daß ihn die Militärbehörde auf Kosten des Inhabers fortsetzen bezw. wieder eröffnen werde. Unter Hinweis auf die Vorgänge in Allenstein, wo verlassene Wohnungen und Läden ausgeräumt worden waren, wird daran erinnert, daß herrenlose Betriebe leicht der Plünderung des Pöbels anheimfallen. „Feiglinge, alte Weiber in Männerkleidung sind solche, die ihr Hab und Gut nicht früh genug im Stich lassen können.“

Wenn die Behörden den beabsichtigten Erfolg nicht erzielten, so lag das zum großen Teil an ihrer eigenen unsicheren Haltung, aber auch an dem Mangel einheitlicher Zusammenarbeit zwischen den amtlichen Stellen von Zivil und Militär. In einem zukünftigen Kriege werden diese Mängel abgestellt sein, und der Zivilist des dritten Reiches wird zu seinem und der Allgemeinheit Vorteil ebensowenig fahnenflüchtig werden wie der Soldat an der Front.

Am 23. August wurde im ganzen Regierungsbezirk Königsberg auf militärischen Befehl ein amtlicher Erlaß verbreitet, der allen Landwirten anbefahl, schnellstens sämtliche Ernteerzeugnisse und das Vieh auf das westliche Weichselufer oder nach den militärischen Sammelstellen Heiligenbeil, Wormditt und Mohrungen zu schaffen. Dieser verhängnisvolle Befehl, der sich, bei Nacht gesehen, überhaupt nicht durchführen ließ, hat nicht nur wirtschaftlich unermesslichen Schaden angerichtet, sondern auch sehr viele zur Flucht veranlaßt, die sonst nicht daran gedacht hätten, ihr Haus zu verlassen. Durch ihn wurde das schreckliche Gerücht von der Preisgabe Ostpreußens amtlich bestätigt und sanktioniert. Ratlos stand der Landrat der verheerenden Wirkung des Erlasses gegenüber und drahtete noch am 23. August der Regierung: „Anordnung betreffend Fortschaffung von Vieh und Ernteerzeugnissen hat große Aufregung hervorgerufen, die ich durch abschwächendes Telegramm von heute wieder zu beseitigen hoffe“, und am 26. August: „Die Stimmung der Bevölkerung ist trotz aller Beruhigungsversuche einer Panik gleich; aus der Stadt sind viele Familien abgereist. Auf dem Lande gehen die Leute auf Leiterwagen mit dem notwendigsten Hab und Gut von der Scholle. Die Verordnung betreffend Viehtransport hat der Bevölkerung jede Besinnung genommen. Nur eine beruhigende Erklärung der Armeeführung könnte die Leute überzeugen. Leider sind auch die jungen Mädchen, die für die Verband- und Erfrischungsstelle in Braunsberg verpflichtet waren, zum Teil fortgefahren, ohne mich auch nur zu benachrichtigen, so daß die Stelle ihren Dienst gestern einstellen mußte; es wird mir kaum möglich sein, in der Stadt brauchbares Ersatzpersonal zu finden, doch bin ich bemüht, die Verband- und Erfrischungsstelle bis morgen wieder in Tätigkeit zu setzen.“

Noch am Abend desselben Tages trat die Stelle mit neuem Personal wieder in Tätigkeit, stellte aber schon am 28. im Einvernehmen mit dem Bahnhofskommandanten den Betrieb wieder ein, „da die wenigen, noch hier weilenden Helferinnen mit ihren Eltern und An-

gehörigen mitreisen wollen und Verwundetentransporte scheinbar nicht zu erwarten sind“.

Am 29. August schickt der Regierungspräsident an den Minister des Innern nach Berlin ein Staatstelegramm, das in ziemlich verzweifelter, teilweise vorwurfsvollem Tone gehalten ist. Es lautet: „... allgemeine Stimmung sehr gedrückt. Befürchte Rückschlag auf Truppenstimmung. Hebung nur durch rasche Veröffentlichung jedes Waffenerfolges auf östlichem Kriegsschauplatz möglich. Schweigen lastet schwer auf Bevölkerung. Erbitterung gegen Staatsregierung. Bitte Mitteilung an Generalquartiermeister. Zivilbehörden von Beginn des Krieges im Unklaren über alle militärischen Maßnahmen, konnten keine Vorkehrungen für Bevölkerung treffen. Bitte dringend, uns rechtzeitig besser vertraulich informieren.“

In Ausführung des erwähnten Erlasses begann nun am Montag, dem 24. August, der Durchzug der Viehherden durch Braunsberg von der Sammelstelle Heiligenbeil her. Ungeheure Mengen von prächtigen Tieren, Dachsen und Kühen, Kälbern und Schafen, wurden von Soldaten durch die Stadt gen Elbing getrieben. Brüllend, sich stoßend und drängend zogen die Herden über die Kesselbrücke durch die enge Poststraße, mitunter auf längere Zeit den Verkehr sperrend. Die Kühe mit vor Milch strotzendem Euter, vor Schmerz brüllend, waren kaum imstande, weiter zu gehen. Zahlreiche Frauen holten Eimer und melkten die Tiere notdürftig aus. Links und rechts von der Straße brach das Vieh fortwährend aus und richtete in den Klee- und Rübenfeldern der Anlieger bedeutenden Schaden an.

In Open wurde der Vieherlaß am Sonntag kurz vor dem Gottesdienst bekannt; da erhob sich in der Kirche ein Weinen und Wehklagen, wie man es sonst an dieser Stätte nicht hört. Als bald begann die Viehwanderung aus dem Kreise Heilsberg. Um die Mittagszeit war schon eine solche Menge in der Sammelstelle Wormditt, daß der Strom bereits zurückflutete. Von Karlsruhof bis Wormditt sah man nichts als Vieh, die angrenzenden Gemüesfelder waren vollständig kahl gefressen. Herrenlose Tiere zerstreuten sich auf den Feldern und in den Wäldern. Ohne Unterbrechung folgte in den nächsten Tagen Herde auf Herde, oftmals wunderschöne Tiere, besonders aus dem Kreise Gerdaun. Ostpreußens Reichtum war auf der Wandererschaft.

Die allermeisten Ortschaften des Kreises Braunsberg hielten mit der Ablieferung zurück und haben so ihren Viehbestand gerettet.

Hatte der Vieherlaß der Bevölkerung begründete Angst eingejagt, so war die Bestürzung womöglich noch größer, als eine Verordnung

der Kommandantur Marienburg bekannt wurde, wonach die Notagniederung vor der Festung Marienburg unter Wasser gesetzt werden sollte. Wenn noch jemand daran zweifelte, daß unsere Provinz freigegeben werden sollte, so wurde durch diesen Erlaß auch die letzte Hoffnung vernichtet. So entleerte sich Braunsberg immer mehr. Der größte Teil der auswärtigen Schüler und Schülerinnen fuhr nach Hause, die Schulen wurden geschlossen. Am 26. August machten auch Land- und Amtsgericht Schluß, die meisten Beamten verließen die Stadt.

Am 25. August fand ein schleuniges Kriegsersatzgeschäft in Braunsberg statt, um alle im militärpflichtigen Alter stehenden Männer vor der Gefangennahme zu bewahren; in den folgenden Tagen wurden sie in großen Massen mit Zügen nach Westen abgeschoben. Dann wurden die Lazarette geräumt, zunächst die Leichtverletzten mit der Bahn befördert, darauf auch die Schwerverwundeten und Kranken, ein Teil mit dem Dampfer „Braunsberg“ über das Haff nach Danzig. Am 29. August rückte auch das Landgestüt ab, um die wertvollen Tiere in Sicherheit zu bringen.

In den übrigen Städten des Kreises nahm die Flucht nicht den Umfang an wie in der Hauptstadt, die an der Ostbahn lag und die oben erwähnten Truppenbewegungen beobachten konnte. Aber auch in Wormditt stürzte, wie schon angedeutet, auf die „Räuberpistolen“ der Flüchtlinge hin im letzten Augustdrittel das „bessere“, reisefähige Publikum auf den Bahnhof, andere mieteten Fuhrwerke und Autos, um sich zur Ostbahn oder bis Elbing bringen zu lassen. Mancher zahlte für die Fahrt nach Schlobitten (30 Kilometer) 50 Mark. Die vorübergehende Verödung der Stadt anlässlich der Beschießung ist bereits erwähnt worden. Aus Mehlsack floh mehr als die Hälfte der Einwohnerschaft vorübergehend, obgleich sie nicht unmittelbar bedroht war. Die Mehlsäcker hätten sich manchen wirtschaftlichen Schaden erspart, wenn sie dem vernünftigen Rate ihres Bürgermeisters folgend zu Hause geblieben wären. Auch die Frauenburger bekamen schließlich Angst, als der Strom der Flüchtlinge aus dem Osten ununterbrochen durch ihren Ort flutete, und viele machten sich davon, obgleich seitens der Behörde, der Kanzel und der Schule dahin gewirkt wurde, daß man die Heimat nicht voreilig verlassen solle. Ein Teil fuhr über das Haff nach Stutthof, um in der Gegend von Danzig sichere Zetten abzuwarten. Einige brachten ihre Habseligkeiten auf die Mehrung, blieben aber in Frauenburg wohnen.

Vom platten Lande verließen naturgemäß die wenigsten ihre Scholle; man wollte die Wirtschaft nicht leichtfertig verkommen lassen. In der vierten Augustwoche erschienen in Regitten LandsturMLEute und stellten Feldwachen aus, da Kosaken in der Damerauer Forst vermutet wurden. Die Soldaten warfen zu beiden Seiten des Damerauer Weges SchützengrÄben aus, wÄhrend andere an den StraÙen und GrÄben das Buschwerk lichteten. Trotzdem floh niemand aus dem Orte. Nur die Bauern von Klenau und Huntenberg mieteten in Karmeln auf der Nehrung Wohnungen und brachten dort ihre Frauen und Kinder in Sicherheit. Lebensmittel und Brennstoff wurden aus Neu-Passarge auf RÄhnen hinübergeschafft. Die Basier begnügten sich vorläufig damit, für den Ernstfall ein Programm aufzustellen, das von einem schönen Gemeinschaftssinn zeugt. Auf Anregung des Pfarrers Schwarz versammelten sich die MÄnner des Dorfes in der Schule, um über die Flucht zu beraten. Man kam überein: Bei einem Durchzug der Russen soll jeder tun, was er für richtig hält. Sollte aber der Feind den Uebergang über die Passarge erzwingen wollen und Basten dadurch in die Gefechtslinie geraten, so wollte man sich gemeinsam in Sicherheit bringen. Kein Kranker und Hilfsbedürftiger sollte zurückgelassen werden, eher wollte man auf wirtschaftliche Gegenstände verzichten. Auf jeden Wagen mit zwei Pferden rechnete man 8—10 Personen.

Die Opener machten am 30. August einen krampfhaften Versuch, nach Sportehnen auszurücken, aber sie kamen nicht weit. Die Erntewagen waren so überladen, daß sie im Sande stecken blieben und nach 2 Kilometer Fahrt umkehrten. Nur die zehnköpfige Lehrerfamilie flüchtete.

Nebenbei sei hier die Aeußerung des kinderreichen Lehrers G. erwähnt, weil sie die Auffassung jener liberalistischen Zeit über Kinderlegen schlagartig beleuchtet. G. sagt wörtlich: „Soviel Spott, Hohn und anzügliche Redensarten wegen meiner acht Kinder im Alter von $\frac{1}{2}$ —9 Jahren als auf dieser Reise habe ich noch niemals erlebt. Es war gerade so, als ob es auch in unserem Vaterlande eine Schande sei, Kinder zu haben.“

Die Bewohner verschiedener Ortschaften hielten die bepakteten Wagen für alle Fälle zur Abfahrt bereit und suchten beim Anrücken der Feinde das Weite. Aus Neuhof flüchteten viele noch nach dem Abzug der Russen. Auch aus Heinrichau machte sich ein großer Teil der Einwohner auf ein paar Tage davon. Manche Dörfer jedoch, wie Lotterbach, Bürgerwalde, Thalbach wurden so plötzlich vom Feinde

überrascht, daß an ein Entkommen nicht mehr zu denken war. Einzelne Leute versteckten sich während der Anwesenheit der Russen in Schluckten und Büschen.

Es gab aber auch Elemente, die absichtlich blieben und das Verschwinden der andern sehnsüchtig erwarteten, um durch Plündern der verlassenen Wohnstätten sich zu bereichern. „Es herrschte die irrige Ansicht, im Kriege sei das Stehlen erlaubt“, bemerkt ein Dorflehrer, der bei seiner Rückkehr von der Flucht in seiner Behausung die größte Unordnung vorfand. Jeder Kasten und jedes Kästchen war geöffnet, Wäsche und Kleidungsstücke durcheinander geworfen, viele Sachen entwendet oder beschädigt. Der Ziegeleibesitzer Buchholz in Wormditt fand seine Wohnung furchtbar verschmutzt vor. Alles Mitnehmenswerte war verschwunden: Enten, Hühner, Kälber, Fohlen, Kartoffeln, Futter, Stroh, Wäsche, Kleider. Wenn der Schaden dem Betroffenen auch vom Staate ersetzt wurde, so wirkt solch unwürdiges Verhalten den eigenen Landsleuten gegenüber auf manche unserer Volksgenossen ein trübes Licht. —

Auf einen feindlichen Einfall waren fast alle Landbewohner gefaßt und hatten gewisse Vorräte, vor allem aber Wertgegenstände, im Keller eingemauert oder draußen vergraben. Sie eggten die betreffende Stelle ein oder besäten sie auch; lag sie im Garten, so pflanzten sie Blumen darauf.

Die im Oktober von neuem einsetzende Fluchtbewegung aus der Ostprovinz trug auch wieder Unruhe in unsern Kreis. Die Zahl derer aber, die die Heimat verließen, war sehr gering. Die Bevölkerung folgte der Mahnung des Landrats vom 9. November 1914: „Ruhe bewahren! Nicht flüchten! Die Einwohner des Kreises Braunsberg werden ermahnt, sich durch neu eintreffende Flüchtlinge aus den Grenzkreisen nicht verleiten zu lassen, ihrerseits die Heimat ohne zwingenden Grund zu verlassen. Wer dieses trotzdem tut, darf Vieh nicht mitnehmen. Den ihm entstehenden Schaden hat er selbst zu tragen und auf Kriegsschädigung nicht zu rechnen.“

Anhang: Die Zurückgebliebenen.

Die schlimmste Zeit war für die Daheimgebliebenen das letzte Drittel des August. Furchtbar war besonders die schreckliche Ungewißheit. Niemand wußte etwas Sicheres über die Lage; man sprach von einer großen Schlacht bei Allenstein, auch von der beginnenden Belagerung Königsbergs, sonst war nichts bekannt. Post und Telegraphie

schwiegen, selbst die „Ermländische Zeitung“ mußte sich mitunter aus Mangel an Nachrichten auf einen halben Bogen beschränken. Erst am 25. August brachte der Telegraph die amtliche Kunde über den Rückzug unserer Truppen von der Ostfront und der „unmittelbar bevorstehenden neuen Entscheidung“ im Süden der Provinz. Die nun folgenden Tage der Erwartung waren wohl die härteste Belastungsprobe für die ohnehin schon bis zum Äußersten gespannten Nerven. Tag für Tag wartete man sehnsüchtig auf eine Nachricht von der Ostarmee. Der Westen meldete große, entscheidende Erfolge, das österreichische Hauptquartier berichtete den Sieg nach der dreitägigen Schlacht bei Krasnik. Die Siegesnachrichten jedoch vermochten bei den Zurückgebliebenen keine rechte Freude hervorzurufen. Unter ein Sonderblatt an der Depeschentafel der „Ermländischen Zeitung“, das einen großen Sieg im Westen meldete, schrieb einer mit Bleistift: „Was nützt das uns?“ — „Die Berliner Zeitungen schrieben von andauernden Siegesfeiern, vom Beslaggen der Straßen und jubelnder Begeisterung; nur Ostpreußen weinte, und seine Kinder machten sich, von Schmerz zerrissen, auf den Weg in die Fremde“, so klagt ein Zeitgenosse unter dem unmittelbaren Eindruck jener trüben Tage. Am 28. August liefen endlich die ersten, wenngleich noch unsicheren Nachrichten von Gefechten im südlichen Ermland und bei Gilgenburg ein; sie stimmten alle darin überein, daß die Lage dort für uns günstig stehe und die Russen zurückweichen.

Am 29. August gegen Mittag traf das sehnlichst erwartete Telegramm des Generalquartiermeisters v. Stein auf der Redaktion der „Ermländischen Zeitung“ ein, das in fünf knappen Zeilen den großen Sieg bei Gilgenburg und Ortelsburg meldete sowie den Namen des Siegers, des Generalobersten v. Hindenburg, verkündigte. Die Depesche rief eine ungeheure Begeisterung unter den Einheimischen sowohl wie unter den zahlreichen Flüchtlingen hervor. Sofort wurden die Fahnen ausgesteckt, und bis in die Nacht hinein währte in den Straßen der Jubel.

An demselben Nachmittag kam ein Landwehrregiment, das bei Soldau und Neidenburg in Reserve gelegen hatte, in Braunsberg an und wurde in Bürgerquartiere gelegt. Zugleich bemerkte man eine erhöhte Tätigkeit am Bahnhof und längs der Ostbahnstrecke zur Sicherung dieser wichtigen Linie. Flüchtlinge aus der Pr. Enlauer Gegend erzählten, daß die Russen von Friedland und Bartenstein her im Anrücken seien; Landsberg hätten sie schon besetzt, ebenso Guttstadt und Heilsberg. Sie beabsichtigten also offenbar einen Vorstoß gegen

die Ostbahn, um die Verbindung mit Königsberg zu unterbrechen, dessen Ostforts bereits von den Russen beschossen wurden.

Die Vorsicht der Militärbehörden um die Sicherung von Braunsberg war in der That nicht unbegründet. Ein Ueberfall durch eine verwegene Reiterpatrouille, um die Bahn durch Sprengung von Brücken zu unterbrechen, lag durchaus im Bereich der Möglichkeit. Deshalb waren längs des Bahndammes starke Posten auf Abbauten und kleine Gehölze verteilt. An der Provinzstraße längs der Passarge nach Mehlsack hatte man alle Ertenbüsche geköpft, um freies Schussfeld zu schaffen; und am Damm der Haffuferbahn waren Schützengräben angelegt. Am Bahnhof aber und am Landratsamt sah man starke Abteilungen Infanterie und zahlreiche Gendarme in Alarmbereitschaft stehen, eine Maschinengewehr-Kompanie endlich harrete auf dem Hofe der Zementfabrik von Sankowski der Befehle.

Aber die Nacht zum 30. August ging ungestört vorüber, nur noch ein Bataillon Reserve-Infanterie traf um Mitternacht in Braunsberg ein und ging in die Quartiere. Flüchtlinge aus der Mehlsacker Gegend jedoch berichteten, daß die Russen auf Wormditt vorgerückt seien. Die Einquartierung verließ am Vormittag die Stadt, und gegen Mittag zogen große Massen angesehener Gestellungspflichtiger aus allen Jahrgängen durch die Straßen zum Bahnhof, um nach Westen gerollt zu werden.

Am Montag, dem 31. August, wurden genaue Nachrichten über die Größe des Sieges bei Lannenberg bekannt, aber die Beunruhigung durch die drohende Nähe der Russen ließ keine rechte Freude aufkommen. Ja, am Nachmittag wurde sogar starker Rauch in der Gegend von Wormditt bemerkt, und Dienstag berichteten Flüchtlinge aus Heinrichau, daß die Russen halb Wormditt in Brand geschossen und in den Dörfern umher furchtbar gemordet und geplündert hätten. Zum Glück erwiesen sich die Gerüchte als übertrieben, aber erst als nun wieder die Rückbeförderung der Truppen zur zweiten Befreiungsschlacht (an den masurischen Seen) begann und sichere Nachrichten von dem Rückzug der Russen über Landsberg und Friedland einliefen, atmeten die Bewohner von Stadt und Kreis Braunsberg auf; jetzt wußten sie, daß die Gefahr endgiltig vorüber war.

2. Die Flucht der auswärtigen Bevölkerung.

Die Flucht der Einwohner aus den östlichen Kreisen der Provinz, die bald nach Kriegsausbruch einsetzte, nahm schnell einen gewaltigen Umfang an. Der Kreis Braunsberg mußte bei seiner westlichen Lage

riefige Scharen der abgekehrten, verängstigten Heimatlosen anlocken, die sich hier vorläufig sicher fühlen konnten. So wurde der nördliche Teil des Ermlandens von Flüchtlingen förmlich überschwemmt, deren Massen sich schwerfällig die alte Heeresstraße Königsberg—Berlin sowie die Lindenauer und Mehlsäcker Chaussee entlang schoben. Eine neue Völkerwanderung schien im Gange zu sein; Wagen an Wagen, dicht hintereinander, zogen vom Morgen bis zum Abend ununterbrochen durch die Lande. Meist waren es ärmliche Gefährte, gegen die die vereinzelt Luxuswagen der Gutsbesitzer um so schroffer abstachen. Was man noch gerade hatte zusammenraffen können, war auf den Leiterwagen verstaut: Betten, Lebensmittel, Kochgeräte, ein paar Sack Kartoffeln und ein wenig Futter für die Pferde; dazwischen kauerten Männer und Frauen, Kinder und Greise und Mütter mit Säuglingen an der Brust. Viele irrten suchend umher und forschten nach den Angehörigen, die ihnen unterwegs abhanden gekommen waren. Bis 600 durchfahrende Fuhrwerke wurden in manchen Ortschaften an einem Tag gezählt. Gebrechliche Leute hielten die wochenlangen Anstrengungen und Entbehrungen nicht aus; sie wurden krank und starben auf der Landstraße. Frauen übertam die schwere Stunde auf freiem Felde, wenn der Troß stockte. Ohne Hilfe ist manches Menschenleben zu Grunde gegangen; denn die Flucht drängte die Kraftvollen ohne Rücksicht auf den Nächsten der Weichsel zu. Mehr Mitleid zeigte das Wetter; der klare, sonnige Augusthimmel trug wesentlich zur Milderrung des Elendes bei. Und doch war es unsäglich groß; „man muß die Flüchtlingsnot gesehen haben, um sie in ihrer ganzen Größe zu würdigen“, ist eine oft wiederholte Aeußerung von Augenzeugen.

Auf der Feldmark Lanß lagerte am 25. und 26. August der etwa 1000 Personen zählende Flüchtlingszug aus Trakehnen, der auf 95 bespannten Wagen dort ankam; 20 davon wurden von je vier rotbraunen Ochsen mit Stirnjoch gezogen. Außerdem führte der Zug ungefähr 2000 Stück Rindvieh und 550 ein- und zweijährige Remonten mit.

Das unterwegs vielfach krank gewordene Flüchtlingsvieh schleppte die Maul- und Klauenseuche in verschiedene Ortschaften des Kreises ein. Nach einem Telegramm des Landrats an den Regierungspräsidenten vom 11. September wurden die von Elbing zurückgetriebenen Tiere auf den Wiesen zwischen Frauenburg und Rosenort untergebracht. Die Meldung vom 14. September lautet: „Artikel 7 der Preussischen Verfassungsurkunde für den Kreis außer Kraft gesetzt. Das vom Westen zurückgeführte Vieh ist in einer Zahl von 4150

Stück auf den Wiesen bei Frauenburg untergebracht und hat hinreichende Nahrung," Veranlassung zu dieser Maßnahme war der Umstand, daß die Weide in der Weichselniederung knapp geworden war. Die Landwirte von Frauenburg mußten ihr Vieh einstellen. Es war gestattet, ohne Zahlung einer Entschädigung die Kühe zu melken und die Milch zu verwenden. In dieser Zeit haben manche Arbeiterfrauen durch Herstellung und Verkauf von Butter einen lohnenden Erwerb gehabt.

Bei der Räumung der gefährdeten Gebiete im Oktober war der Zustrom der Flüchtlinge bei weitem nicht so stark wie das erste Mal. Erwähnt sei, daß ein Eisenbahnzug mit Familienmitgliedern von Bahnbeamten der Grenzbezirke in Frauenburg einquartiert war. Im übrigen durften nach einer landrätlichen Verfügung vom 16. November 1914 Flüchtlinge im Kreise Braunsberg auf Kosten des Flüchtlingsfonds nicht untergebracht werden. Sie hatten in der Richtung Elbing—Dirschau weiterzufahren. Nur auf Flüchtlinge, die sich schon länger als drei Wochen im Kreise aufhielten, sollte diese Bestimmung keine Anwendung finden.

Schätzungsweise haben etwa 100 000 Flüchtlinge mit 40 bis 50 000 Stück Vieh den Kreis Braunsberg berührt.

Mit den Vorbereitungen zur Rückbeförderung der Geflohenen wurde Mitte Februar 1915 begonnen. Eine sofortige Rückfahrt in die besetzt gewesenen Gebietsteile, auch soweit die Behausungen noch erhalten waren, ging nicht an, da die Wohnungen ausgeraubt und zum Teil verseucht waren. Ferner fehlte es an Lebensmitteln und Brennstoff.

Zunächst wurden die Staats-, Kreis- und Gemeindebeamten einschließlich der Schöffen und Lehrer zur Heimreise in die zerstörten Gegenden aufgefordert. Nach und nach wurde von Ende Februar 1915 ab das ganze geräumte Gebiet für die Rückkehr freigegeben, so daß Anfang März die Reise in alle Kreise des Regierungsbezirks Königsberg sowie in die Kreise Allenstein, Osterode, Köhnel, Sensburg, Insterburg, Niederung, Heydekrug, Lilsit und teilweise Ragnit freistand.

Den Flüchtlingen wurde die Heimkehr so leicht wie möglich gemacht. Die Eisenbahn beförderte all ihr Hab und Gut (Pferde, Vieh, Wagen, Hausrat u. s. w.) umsonst, auch die Leute selbst erhielten gegen eine vom Landrat des Aufenthaltsortes auszustellende Bescheinigung, aus der die Eigenschaft als Flüchtling, die zeitige Mittellosigkeit und der Bestimmungsort ersichtlich sein mußte, freie Fahrt.

V.

Kriegsfürsorgemaßnahmen und Wohlfahrtspflege.**1. Flüchtlingsfürsorge.**

Groß, sehr groß war die Not der Flüchtlinge, aber größer noch war die Opferwilligkeit und der Eifer der Mitmenschen, sie zu lindern. Die armen, von ihrer Scholle vertriebenen Volksgenossen erregten allseitiges Mitleid, und jeder erachtete es als eine Pflicht der Nächstenliebe, ihnen zu helfen. Bereitwillig gab man ihnen Obdach und Essen oder stellte denen, die das nicht beanspruchten, wenigstens den Kochherd zur Verfügung. In manchen ländlichen Ortschaften erhielten Hunderte von Flüchtlingen wochenlang bei den Ortsinsassen unentgeltlich Unterkunft und Verpflegung. Vielfach zeigten sich die Fremden erkenntlich durch Hilfe bei den Erntearbeiten.

In rührender Weise nahm sich gerade die mittlere und ärmere Bevölkerungsklasse der Heimatlosen an. Die Leuten rückten in ihren ohnehin beschränkten Wohnräumen zusammen, um hier ein erschöpftes Mütterchen, dort eine hilflose Kriegerfrau mit abgehärmten Kindern aufzunehmen. Schnell wurden entbehrliche Tische, Stühle, Schlafgestelle und sonstiger Hausrat zusammengetragen. Brot, Kartoffeln und Feuerung brachte man herbei, um den in den leerstehenden Wohnungen untergebrachten Heimatlosen eine Stätte zu bereiten, ihnen über die größte Not hinwegzuhelfen. Es sei schon hier festgestellt, daß der Unterschied des Religionsbekenntnisses die Liebestätigkeit gegenüber den meist evangelischen Flüchtlingen nicht im mindesten beeinträchtigt hat.

Die Hauptlast der Flüchtlingsfürsorge jedoch mußten auf die Dauer die örtlichen Behörden¹ und die Wohltätigkeitsvereine übernehmen; sie haben vorbildlich und segensreich gewirkt. Vor allem flaute sich der Strom der Fliehenden in den an der großen Verkehrsstraße liegenden Städten Braunsberg und Frauenburg. Die Massenflucht verstopfte Chaussee und Eisenbahn nach dem nördlichen Weichselgebiet, dem Endziel der meisten Auswanderer, die Flüchtlinge konnten mit ihren schwerfälligen Wagen nicht weiter und mußten sich zum großen Teil wohl oder übel an dem Orte, wo die Stodung eintrat,

¹ Landrätliche Drahtnachricht an den Regierungspräsidenten vom 31. August: „Für Unterkunft der Flüchtlinge ist gesorgt; ich habe die Gemeinden zu diesem Zweck im Kreise verteilt und nehme an, daß die diesbezüglichen Maßnahmen heute durchgeführt sind. Bei den Besitzern stoße ich hierbei leider auf Widerstand, die Flüchtlinge sind aber auch zum Teil recht anpruchsvoll.“

niederlassen; so war es für die Stadtverwaltung von Braunsberg nicht leicht, etwa 6000 Personen nebst ihrer lebenden und toten Habe unter Dach und Fach zu bringen. Das andauernd schöne Herbstwetter gestattete zunächst die Uebernachtung auf den Flüchtlingswagen. Später wurde ein Teil der Obdachlosen in Familien oder leerstehenden Wohnungen untergebracht, dem andern, größeren Teil konnte, solange die Witterung es erlaubte, nur Unterkunft in Scheunen, Schuppen, Dachhöden, und als es kälter wurde, in Schulräumen, heizbaren Turnhallen, Sälen u. s. w. gewährt werden. Auch in dem Königl. Landgestüt, dessen Pferdmaterial nach Celle i. Hann. geschafft worden war, wurden Flüchtlinge untergebracht. Jede Familie bewohnte zwei Hengstbogen, von denen die eine als Wohnstube, die andere als Schlafraum diente. Die Räume sämtlicher evangelischen Anstalten wurden bis auf die letzte Dachkammer den Flüchtlingen geöffnet. Im Magdalenenstift, aus welchem im Einverständnis mit dem Landeshauptmann die Zöglinge am 24. August bis auf einen kleinen Rest entlassen worden waren, fanden die Waisenhäuser aus Rosengarten und Drengfurt, bei der zweiten Flucht das Waisenhaus aus Wartenburg und Sieche aus Löhen Aufnahme. Im Mädchenwaisenhaus wurden einige Familien mit 24 Köpfen untergebracht. Das Siechenhaus nahm Alte und Kranke auf, mehr als es eigentlich beherbergen konnte.

Da eine große Anzahl der Flüchtlinge vollkommen mittellos war, mußte auch für ihre Verpflegung gesorgt werden. Hierzu leistete die vom Roten Kreuz am Güterbahnhof in Braunsberg errichtete „Verband- und Erfrischungsstelle“ vorzügliche Dienste. In die Küchenarbeit teilten sich anfänglich vier Klosterschwestern und sechs, später nur drei Mitglieder des Vaterländischen Frauenvereins. Für die gröberen Arbeiten wurden Kriegerfrauen eingestellt. Die Stelle wurde für ihren Hauptzweck, die Verpflegung der von der Linienkommandantur gemeldeten Verwundetentransporte, verhältnismäßig selten in Anspruch genommen und diente hauptsächlich der Flüchtlingsfürsorge.¹

Die Verpflegung der Flüchtlinge gestaltete sich in der Weise, daß von 11—13 Uhr Mittagessen und von 18 Uhr an Abendbrot verabfolgt wurde. Mittags gab es eine kräftige Fleischsuppe mit Gemüse, Reis, Graupen oder Hülsenfrüchten; Kartoffeln wurden reichlich mitgekocht. Abends wurde Milch- oder Haferuppe mit Brot verabreicht. Die Leute holten das Essen teils ab, teils verzehrten sie es in den zur Erfrischungsstelle gehörigen Räumen. Zweimal täglich wurde Milch für

¹ Näheres über die Stelle weiter unten.

Säuglinge gekocht und abgegeben, im ganzen 2825 Liter. Außerdem wurden 420 Liter Hafersuppe für die vielen kranken Kinder verteilt. Um 9 Uhr stand Badewasser für die kleinen Flüchtlingskinder bereit.

Unter Leitung des Stadtrats Moenke bestand für die Flüchtlinge auch im Rathauskeller eine unentgeltliche Ausgabe von Lebensmitteln, die sich eines regen und zeitweise mehr als regen Zuspruchs erfreute. Hier galt der Wahlspruch: „Großer Umsatz und kein Nutzen.“

Bis zum 31. Oktober 1914 wurden an Flüchtlinge 63 557 Mittag- und Abendportionen ausgeteilt; den Rekord mit 3162 Portionen schlug der 7. September. An Milch und Kaffee wurden 56—270 Tassen verabreicht.

Von Anfang September 1914 bis April 1915 wurden rund 133 000 durchreisende Flüchtlinge — einschließlich der Rückfahrer — in 158 Zügen mit heißem Kaffee, warmer Suppe und Brot versorgt. Die Verpflegung des Nachts war bei 36 Zügen notwendig. Im November 1914 allein kamen fünf lange Züge mit 10 350 Menschen durch, zwei davon mit 1600 Personen nachts.

Vom Landeshauptmann wurden der Stadtgemeinde Braunsberg zur Unterhaltung der ansässigen Flüchtlinge Naturalien überwiesen, die im Rathaus verteilt wurden. Hiervon sind von Anfang September bis Dezember 1914 an 16 579 Personen in einzelnen Anteilen abgegeben worden: 2037 kg Reis, 2155 kg Erbsen, 1516 kg Bohnen, 555 kg Speck, 2136 kg Schmalz, 1122 kg Farin, 981 kg Graupen, 1308 kg Grütze, 1097 kg Gries, 1153 kg Salz, 887 kg gebrannte Gerste, 28 542 Brote zu je 1½ kg und 21 113 Heringe.

Nachdem der Feind aus der Provinz vertrieben war, begannen, wie gesagt, die Flüchtlinge gegen Ende Februar 1915 in die Heimat zurückzukehren; nur 800 blieben der weiteren Fürsorge anvertraut. Die Naturalverpflegung hörte jetzt auf, an ihre Stelle trat die Gewährung von Barmitteln, aus denen der Lebensunterhalt, soweit Privatvermögen oder Erwerb nicht ausreichten, bestritten werden mußte. Die Höhe dieser Unterstützung wurde von der zuständigen Stelle auf 1 Mark für die erwachsene Person, auf 0,50 Mark für das Kind festgesetzt. Denselben Satz bekamen die Quartiergeber vergütet, falls sie Antrag stellten. Insgesamt sind hierfür 203 000 Mark aufgewendet worden. Hiervon entfielen rund 48 000 Mark auf die Stadt Braunsberg.

Nicht zu vergessen ist die Leistung des Katharinenklosters in der Flüchtlingsfürsorge. Durchschnittlich wurden in der zweiten Augusthälfte und der ersten Septemberwoche 100 Personen täglich im Kloster

beherbergt und zum Teil auch beköstigt. Rund 15 Familien, die mit den notwendigsten Sachen auf Leiterwagen geflohen waren, wurden mit der gesamten Habe im Wirtschaftshof untergebracht. Etwa 15 Morgen Alee und 30 Morgen Wiesen wurden den Pferden und dem Vieh der Flüchtlinge eingeräumt. Die Tätigkeit der Schwestern in der Bahnhofsfürsorge ist bereits erwähnt.

Auch das St. Andreas-Hospital nahm trotz der beschränkten Räume gleich anfangs Vertriebene auf und verpflegte 4 Monate hindurch mehrere Familien unentgeltlich.

Ebenso nahm sich der St. Elisabeth-Verein der Flüchtlinge an. Aus der „Brodenammlung“ wurden Kleider und Wäschestücke ausgegeben, außerdem der Inhalt von fünf großen Kisten verteilt, die vom ermländischen Bischof kamen. 130 Heimatlose dankten dem Verein für die Wohlthat der Bekleidung.

Auf diesem Gebiet arbeitete vor allem auch der Vaterländische Frauenverein, obwohl er, wie gesagt, in erster Linie die Erfrischungsstelle unter sich hatte. Von ihm wurden etwa 500 Familien mit Bekleidungsstücken bedacht, die teils von gutherzigen Gebern geschenkt, teils von der Zentralstelle des Vereins in Königsberg überwiesen oder aus Mitteln des Roten Kreuzes beschafft worden waren. Im ganzen sind dafür 3300 Mark aufgewendet worden. Auch wurde eine Nähstube für Wäscheausbesserung eingerichtet, die die Flüchtlinge (später auch die Soldaten) stark in Anspruch nahmen.

Daß die Nutznießer die Wohlthaten der Flüchtlingsfürsorge auch anerkannten, beweist ein Schreiben der „dankbaren“ Gumbinner, in dem sie „dem hohen Magistrat, dem Landratsamt und den edlen Damen von der Feldküche“ ihren innigsten Dank für alle Liebe und ein herzliches Vergelts Gott zusandten.

Im Katharinen-Kloster in Wormditt fanden wiederholt 20—40 Geflüchtete unentgeltlich Herberge und Verpflegung. 13 Personen wurden für 8 Tage aufgenommen und beköstigt. Auch das Vieh erhielt mehrfach Unterkunft und Futter in den Wirtschaftsgebäuden.

In der Haushaltungsschule wurden 14 Tage lang 20—40 Flüchtlinge zum Teil ohne jegliche Entschädigung von Katharinen-Schwestern beherbergt und verpflegt. Am 18. August verteilte man dort etwa 100 Portionen Mittagessen an mittellose Fremde. An demselben Tage wurden zwei Familien mit zusammen 13 Köpfen aufgenommen und eine Woche hindurch umsonst unterhalten. Am 30. August wurden die schon erwähnten zwei von den Russen angeschossenen Flüchtlingskinder eingeliefert, von denen das eine, wie gesagt, gleich nach seiner

Ankunft starb, während das andere dem Elisabeth-Krankenhaus zur weiteren Behandlung zugeführt wurde. Zur Beerdigung des toten Mädchens beschafften die Schwestern den Sarg und die Leichenausstattung, trugen überhaupt alle Unkosten des Begräbnisses.

Das Elisabeth-Krankenhaus beherbergte viele Flüchtlinge, zehn Familien gleichzeitig mehrere Wochen hindurch, andere 4—8 Wochen lang. Am 18. August wurden 80 Portionen Mittagessen verteilt. Der Hof des einen dem Krankenhaus gehörigen Nebengebäudes und seine Wirtschaftsräume waren wochenlang mit Pferden und Wagen besetzt, und der vorhandene Futtermvorrat wurde zum Teil für fremde Tiere verbraucht. Viele erkrankte Leute fanden vorübergehend freie Behandlung, und vier schwangere Frauen wurden entbunden.

Eine unterwegs irrsinnig gewordene Person wurde zusammen mit ihrer Mutter und anderen hilflosen Kranken in die Heilstätte St. Andreasberg aufgenommen und von den dortigen Schwestern liebevoll gepflegt.

Der Vaterländische Frauenverein richtete für November und Dezember 1914 beim zweiten Durchzug der Flüchtlinge in der Kirchenstraße eine Küche als Erfrischungsstelle ein und verteilte kräftige Suppen, Kaffee und belegte Brote.

Liebesgaben für die ärmere Bevölkerung und die Flüchtlinge liefen auch vom Westen sowie aus anderen Teilen des Reiches ein und wurden im Rathaus in geeigneter Weise verteilt. Auch aus dem Kaiserlichen Gut Cadinen kam ein Lastauto mit Gaben. Bei der Verteilung all dieser Spenden leistete die freiwillige Feuerwehr anerkanntenswerte Hilfe.

Auch in Mehlisä widmete sich die für die durchfahrenden Soldaten eingerichtete Erfrischungsstelle seit dem 22. August 1914 zugleich der Flüchtlingsfürsorge. Für diesen Zweck spendete die Pfarrgemeinde 120 Schöä Eier, 600 kg Speä und Fleisch, weit über 1000 Brote, ferner Wein, Limonade, Kaffee, Zucker in großen Mengen, Marmelade und 1587 Mark. Das St. Georgii-Krankenhaus hat wochenlang mehrere Flüchtlingsfamilien und Einzelpersonen in Wohnung, Kost und Pflege gehabt.

In Plauten wurde die dortige Niederlassung der Grauen Schwestern bei Kriegsbeginn durch Aushang der Roten Kreuzfahne kenntlich gemacht. Sieben Flüchtlinge wohnten 5 Tage lang in der Anstalt, etwa 100 erkrankte erhielten Arznei und Verbände. Heimatlose aus der Nachbarschaft heäten sich häufig Rat und Hilfe. Ein

schwer erkranktes Flüchtlingskind pflegten die Schwestern bis zu seinem Tode.

Nicht unerwähnt soll die rührige Tätigkeit der evangelischen Frauenhilfe Braunsberg im Dienste der Flüchtlingsfürsorge bleiben. 130 Zentner Kleider und Betten, die auf besondere Bitten der Pfarrfrauen aus dem Reiche, meistens aus Sachsen, Rheinland und Schleswig-Holstein geschenkt wurden, konnten an bedürftige Fremde verteilt werden. 10 große Kisten gingen von Braunsberg aus in die Grenzkreise, nach Darkehmen, Urns, Johannsburg. Ebenfalls kamen aus Sachsen Lebensmittel und Geldspenden zu Weihnachtsbescherungen für viele Heimatlose. In den Ställen des Gestüts wurden für 150 Kinder der Trakehner Familien zwei Weihnachtsfeiern veranstaltet mit Weihnachtsbäumen und reichen Gaben. Auch dauerhafte Wäsche konnte beschafft werden.

2. Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihre Angehörigen.

a) Die Vereine.

Die warme Nächstenliebe, von der die ganze Bevölkerung durchdrungen war, zeigte sich nicht nur den Flüchtlingen gegenüber, sondern vor allem auch in der Sorge für die Krieger und ihre Angehörigen. Sie ist ohne Frage die erfreulichste Erscheinung der ersten Kriegszeit. Gemeinden und Körperschaften, Vereine und Einzelpersonen, kurz Groß und Klein, Arm und Reich, Hoch und Niedrig wetteiferten auf dem Gebiet der Liebestätigkeit, ein jeder nach seinen wirtschaftlichen Verhältnissen, nach seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten. „Kann ich auch nicht Waffen tragen, half ich doch die Feinde schlagen“: dieser zeitgemäße Sinnspruch lebte in den Herzen aller, wenn es galt, Liebesgaben zu sammeln, der Ernährer beraubten Familien zu helfen, für die Verwundeten zu sorgen oder, wie schon ausgeführt, das Los der bedauernswerten Flüchtlinge zu erleichtern.

Die verwundeten und kranken Soldaten in den Lazaretten waren in erster Linie Gegenstand der Fürsorge. Für sie wurden Liebesgaben zusammengebracht und Weihnachtsbescherungen veranstaltet, Frauen der gebildeten Stände unterrichteten sie zum Schutz gegen die Längeweile in Handfertigkeiten, besondere Gönner sorgten für Unterhaltung und Erholung durch musikalische Darbietungen oder Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung. Auch die diensttuenden Soldaten wurden nicht vergessen, vor allem nicht die Frontkämpfer. Ausschüsse der verschiedensten Art bildeten sich, um Spenden für die Truppen ent-

gegenzunehmen. In Familien, engeren Verwandtenkreisen, Frauenvereinen, Mädchenschulen regten sich fleißige Hände, um die tapferen Feldgrauen mit warmen Handschuhen, Socken, Fußwärmern, Ohrenschützern u. s. w. zu versorgen. Lebens- und Genußmittel, nützliche Gegenstände, Lesestoff, fertige Weihnachtspäckchen gingen in reicher Fülle ein, so daß die Sammelräume mitunter die Menge kaum fassen konnten. Wagonweise oder auch in einzelnen Stückgütern wurden diese Liebesgaben durch besondere Abordnungen oder durch die zuständigen Ersatzbataillone solchen Truppenteilen zugewiesen, die zum Kreis Braunsberg in enger Beziehung standen.

Bei dieser allgemeinen Wohlfahrtspflege hat die Versorgung der im Felde stehenden Verwandten keineswegs gelitten; Männer, Väter, Söhne, die draußen zeitweise den größten Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt waren, erhielten regelmäßig ihre Feldpostpäckchen.

Was an Liebeswerken für die Soldaten und zum Teil auch für ihre Angehörigen zu Hause von Einzelpersonen sowohl wie von Organisationen geleistet worden ist, läßt sich zahlenmäßig auch nicht annähernd erfassen. Jedenfalls kann mit Recht behauptet werden, daß gerade die Bewohnererschaft Braunsbergs in der Kriegsfürsorge Großes geleistet hat und für die übrigen Kreisinsassen vorbildlich gewesen ist.

Im folgenden soll versucht werden, die Tätigkeit der Wohlfahrtsvereine an den einzelnen Orten des Kreises noch besonders zu würdigen.

Das Rote Kreuz.

Das Rote Kreuz hatte in Braunsberg, Mehlsack und Wormditt Sammelstellen für alle Arten von Liebesgaben eingerichtet, die überaus reichlich eingingen. Alle kirchlichen und weltlichen Vereinigungen beider Bekenntnisse wetteiferten miteinander in der Unterstützung des Roten Kreuzes. Lebens- und Genußmittel, Kleider, Wäsche, Wollwaren u. s. w. wurden in großer Menge aus allen Kreisen der Bevölkerung angeliefert. Daß selbst die Kagen Kriegsoffer bringen mußten, geht aus einer Verlautbarung des Landrats vom 26. Oktober 1914 hervor, in der er als Vorsitzender des Vereins vom Roten Kreuz um Zusendung von Kagenfellen bittet, deren weitere Verarbeitung er veranlassen werde. Die Zahl der Kagen sei in allen Ortschaften zu groß; es sei deshalb nicht einmal ein Opfer, wenn ihre Zahl vermindert werde.

Es ist unmöglich, im einzelnen auch nur annähernd anzuführen, welche Freigebigkeit besonders auch auf dem Lande herrschte. So

manches Pfund Butter, so manche Mandel Eier, womit die Landfrauen gewöhnlich den städtischen Markt besuchten und für die sie ansehnliche Preise zu fordern und zu erhalten verstanden, ging jetzt unentgeltlich an die Sammelstellen für Liebesgaben ab. Je reger die Lehrer und andere einflußreiche Personen in den Ortschaften warben, um so reicher flossen die Gaben. Nur einige wenige Beispiele seien hier genannt:

Aus dem kleinen Dorf Lotterfeld wurden im August 1914 geschickt: 15 Schock Eier, 25 kg Butter, 15 kg Speck, 50 kg Honig, und vor Ostern 1915: 16 Schock Eier, 8 kg Speck. Aus Schöndamerau ging schon am 9. August 1914 eine große Fuhre mit Brot, Eiern, Butter, Speck und Honig an die Sammelstelle nach Braunsberg ab. Aus vielen anderen Ortschaften wurden ähnliche Wagenladungen nach den Verteilungsstellen geschickt.

Die beiden Geldsammlungen des Vereins im November 1914 und Juni 1915 brachten erhebliche Summen. Auf dem Landratsamt kamen aus dem Kreise Braunsberg 68 203 Mark zusammen.

An Liebesgaben erhielten vom Roten Kreuz:

Das I. Bat. Inf. Reg. 18 11 Kisten mit 150 Flaschen Spirituosen, 220 Kisten Zigarren, 3000 Zigaretten, 160 Stück Wollfächer, 50 kg Schokolade, 75 kg Zucker, 30 kg Tabak, 45 kg Wurst und Schinken, 20 kg Käse; ferner Karten, Merkbücher, Anisöl, Süßigkeiten, Pfeifen, Taschenmesser, Seife, Taschenlampen;

das Jägerbataillon Graf Nord v. Wartenburg (Ostpr. Nr. 1) 37 Holzkisten und 4 Päckchen mit 163 Flaschen Rum und Kognak, 60 Flaschen Rotwein, 160 Kisten Zigarren, 3000 Zigaretten, 700 Stück Wollfächer, 20 kg Schokolade, 25 kg Wurst, 75 kg Zucker, 15 kg Tabak, 13 kg Seife, ferner Briefpapier, Karten, Taschenlampen;

das Landsturmataillon Braunsberg I 28 Holzkisten und 2 Päckchen mit 360 Flaschen Rum, 110 Flaschen Wein, 240 Kisten Zigarren, 3400 Zigaretten, 30 kg Tabak, 60 kg Zucker, 65 kg Süßigkeiten, 40 kg Wurst, 20 kg Seife, 240 Stück Wollfächer, ferner Taschenlampen, Pfeifen, Lichte, Karten;

das III. Bat. Inf. Reg. 148 14 Holzkisten und 2 Fässer mit 350 Liter Rum, 122 Flaschen Wein und Kognak, 160 Kisten Zigarren, 6000 Zigaretten, 90 kg Schinken und Wurst, 10 kg Käse, 65 kg Zucker, 55 kg Schokolade, ferner 250 Stück Wollfächer, außerdem Taschenmesser, Taschentücher, Pfeifen, Tabak, Karten, Briefpapier;

die Truppen des XX. Armeekorps durch den Frauenturnverein 71 Weihnachtspakete mit Wollsocken, Süßigkeiten, Zigarren, Zigaretten, Wurst, Merkbücher u. s. w.;

das Rekruten-Depot Inf. Reg. 148 zur Weihnachtsbescherung 1914 280 Mark bares Geld;

die Verwundeten des Reserve-Lazarets Braunsberg zur Weihnachtsbescherung 280 Mark;

die erblindeten Krieger aus einer Sammlung im Gymnasium 87,45 Mark.

Außerdem wurden gespendet: zur Weihnachtsbescherung 1914 von den Lehrerinnen und Schülerinnen des Lyzeums und Oberlyzeums 278 Päckchen;

für denselben Zweck von der evangelischen höheren Mädchenschule 110 Päckchen;

von den Schülern der katholischen Volksschule brachte fast jeder eine Gabe;

die katholische Mädchenschule spendete 26 Weihnachtspäckchen im Werte von je 3—5 Mark;

von der evangelischen Volksschule gingen zu Liebesgaben für Soldaten im Felde 126 Mark ein, für erblindete Krieger 35,50 Mark.

Auf Vollständigkeit kann diese Aufzählung von Sammlungen selbstverständlich nicht Anspruch machen.

Daß es aber auch Zeitgenossen gab, die, anstatt in die Tasche zu greifen, nur meckerten, beweist eine Bemerkung des Landrats in der „Ermländischen Zeitung“ vom 19. September 1914: „Personen, die Gefallen daran finden, aus Neugierde am Bahnsteig herumzutehnen und übelwollende Kritik zu üben, kann ich nur den Rat erteilen, ihre angebliche Fürsorge für unsere Hilfsbedürftigen dadurch zu betätigen, daß sie auch ihrerseits dem Roten Kreuz Spenden zukommen lassen. Mir ist bekannt, daß einige Persönlichkeiten, die am meisten das Rote Kreuz zu tadeln für nötig befinden, noch nichts oder doch nur recht wenig gestiftet haben.“

Insbondere hat sich innerhalb des Roten Kreuzes der schon rühmlich genannte

Vaterländische Frauenverein

die größten Verdienste in der praktischen Wohlfahrtspflege erworben. Gleich nach Veröffentlichung des Mobilmachungsbefehls wurde die vom Provinzialverein vom Roten Kreuz angeordnete Einrichtung von „Verbands- und Erfrischungsstellen“ in Angriff genommen. In Brauns-

berg wurde eine solche Stelle mit Zustimmung der Königl. Eisenbahndirektion zu Königsberg, wie schon erwähnt, im Güterschuppen des Ostbahnhofes, der zur Hälfte für diesen Zweck eingeräumt werden durfte, nach Vorschrift eingerichtet. 5 Räume wurden in den Schuppen eingebaut (Verbandszimmer, Warte- und Speiseraum für Ärzte, Schwestern, Helferinnen und Sanitätsmannschaften, Anrichterraum, Vorrats- und Geschirrkammer), eine geräumige Küche mit 8 Kesselheizungen wurde angebaut. Das schon in Friedenszeiten in Aussicht genommene Personal, ergänzt durch 25 nicht ausgebildete Helferinnen, war eingeebnet. Reiche Gaben an Naturalien und Heizmaterial gingen ein, weitere Erfordernisse wurden durch vertragliche Lieferungen sicher gestellt. Die gesamte Einrichtung erforderte einen Kostenaufwand von 5400 Mark, die aus den verfügbaren Mitteln des Roten Kreuzes bestritten wurden.

Die so geschaffene „Verbands- und Erfrischungsstelle“ fand aber, wie oben gesagt, nur in geringem Maße die beabsichtigte Verwendung. Die Voraussetzung dieser Einrichtung, Braunsberg gehöre während des Krieges zum Heimatgebiet, traf nicht zu, die kriegerischen Ereignisse machten die Stadt sehr bald zum Etappenort. Nur verhältnismäßig wenige Krankenzüge sind deshalb verpflegt worden. Die Stelle hat also ihren eigentlichen Zweck nicht voll erfüllt. Sie leistete aber bekanntlich ausgezeichnete Dienste als Feldküche zur Bespeisung der zahlreichen Flüchtlinge. Ueber die aufopfernde Tätigkeit des Vaterländischen Frauenvereins in der Flüchtlingsfürsorge ist eingehend berichtet worden.

Aber auch der Unterstützung von Kriegsteilnehmerfamilien widmete sich der Verein in dankenswerter Weise. Ein Mitglied des Vorstandes nahm Anträge entgegen, die durch die städtische Armenverwaltung auf Bedürftigkeit genau geprüft wurden. Darnach richtete sich die Höhe der Zuschüsse, die sich zwischen 9 und 30 Mark vierteljährlich bewegten. Im ganzen sind 232 Familien mit zusammen 6826 Mark in der Zeit vom 1. Oktober 1914 bis 1. April 1915 unterstützt worden. Außerdem erhielten Wöchnerinnen, die keinen Anspruch auf gesetzliches Wochenlohn hatten, eine Beihilfe von je 10 Mark.

Um den Kriegerfrauen, die kleine Kinder hatten, Verdienst durch Arbeit außer dem Hause zu ermöglichen, wurde für Unterbringung der Kinder in den schon vorhandenen katholischen und evangelischen Kinderhorten sowie in Familien gesorgt. Im evangelischen Hort wurde auch eine Krippe für die ganz Kleinen eingerichtet. Etwa 130 Kinder konnte man auf diese Weise in gute Obhut geben; der

Kostenaufwand betrug 376 Mark. Ferner wurde für Beaufsichtigung der Kinder durch Wohnungsnachbarn und an Unterstützungen für Bedürftige verschiedener Art 924 Mark verausgabt.

Nachdem die Zuschüsse zur Wohnungsmiete fortgefallen waren, wurde zu Beginn des Frühjahrs 1915 ein Arbeitsnachweis eingerichtet, besonders für Kriegerfrauen. Dieser wurde nur in geringem Maße in Anspruch genommen und nach 3 Monaten wieder eingestellt, weil die erwerbsfähigen Frauen sich größtenteils selbst Beschäftigung besorgen konnten. Große Nachfrage herrschte nach Näharbeit als Heimbeschäftigung, vor allem von Handwerkerfrauen, deren Männer im Kriege waren. Da sich am Ort solche Arbeit nicht fand, setzte sich der Vaterländische Frauenverein mit dem Kriegsbekleidungsamt in Königsberg in Verbindung, das in entgegenkommender Weise Zuschnitte von Militärbekleidungsstücken nach Bedarf zur Verfügung stellte. Es wurden seit Januar 1915 durchschnittlich 35 Frauen mit Ausfertigung dieser Zuschnitte beschäftigt und viele Tausend Stück abgeliefert.

Durch eine vom Provinzialverband im Interesse der Volksernährung gestellte Wanderlehrerin wurden im Mai 1915 fünf Mitglieder des Vereins zu Kochlehrerinnen ausgebildet, die die Bevölkerung besonders der ärmeren Schichten anleiten sollten, die teuren Fleischgerichte durch andere nahr- und schmackhafte Speisen zu ersetzen. Zu diesem Zweck wurden acht Kochkurse abgehalten (7 in Braunsberg, 1 in Frauenburg), an denen 130 Frauen und Mädchen teilnahmen. Außerdem sind 55 „Kochkisten“, die viel Beifall fanden, angefertigt worden.

Während der Reichswollwoche haben sich die Vereinsmitglieder sehr eifrig betätigt und von den gesammelten Sachen 980 Decken hergestellt. Die Kriegerfrauen wurden mit Stricken von Socken für die Truppen im Felde gegen einen Stricklohn von 0,70 Mark für das Paar beschäftigt. Die Wolle dazu (3 Zentner) beschaffte der Kriegsausschuß des Vereins.

Für die Verwundeten und Kranken veranstaltete der Verein am 23. und 24. Dezember 1914 eine Weihnachtsbescherung. Die Spenden an Geld und anderen Gaben flossen so reichlich, daß ohne Zuschuß der Vereinskasse 800 Kranke, 160 Krankenwärter, 14 Polizeiunteroffiziere und 16 Stationsaufseher mit bunten Tellern und nützlichen Gegenständen erfreut werden konnten. Die Feier am 23. fand im Saale des Katharinen-Klosters und des evangelischen Gemeindehauses statt und gestaltete sich durch den Gesang von Weihnachtsliedern und die erbaulichen vaterländischen Ansprachen der Geistlichen beider Bekennt-

nisse sehr weisevoll. Am 24. schmückten die Helferinnen die Krankenzimmer mit Weihnachtsbäumen, die, 75 an der Zahl, der Magistrat gestiftet hatte; unter ihrem Lichterglanz konnten sich die Krieger am heiligen Abend ihrer Geschenke erfreuen.

Im Herbst 1915 leitete der Verein eine Sammlung von Rabatt-Sparmarken für die Zwecke des Roten Kreuzes durch Aufstellen von Sammelkästen in den einschlägigen Geschäften mit viel Erfolg in die Wege. Das Ergebnis des ersten Monats betrug 320 Mark.

Die Sammlung von eingekochtem Obst und Fruchtkästen am Geburtstag der Kaiserin für die Truppen im Felde und das Reserve-Lazarett in Braunsberg ergab rund 1000 kg Obst und 3000 Liter Saft.

Der Verein übernahm auch den Vertrieb der „Deutschen Soldatenzeitung“ und gewann eine Anzahl Bezieher.

In Wormditt entfaltete der Vaterländische Frauenverein ebenfalls eine rege Tätigkeit. Er bewirtete in der Erfrischungsstelle am Bahnhof während der Zeit der großen Truppenverschiebungen vor der Schlacht bei Tannenberg täglich 2000—2700 durchziehende Soldaten, in den letzten Augusttagen ungezählte Verwundete, die von den Schlachtfeldern über Wormditt in die Lazarette befördert wurden.

In Mehsack konnte der Verein mit Beginn des Herbstes 1914 außer großen Mengen von kleinen Gaben für 1377 Mark warme Unterkleider und Strickwaren an Kriegsteilnehmer aus der Mehlsacker Gegend in 143 Einzelpaketen senden. Weihnachten 1914 wurden 114 Pakete, je für 5 Mann, mit Unterkleidung, Wollsachen, Zigarren und Gebäck für 1710 Mark als Liebesgaben abgeschickt. Das Reserve-Lazarett in Braunsberg erhielt zu Weihnachten 1914 Gebäck und Zigarren für 155 Mark, im Februar 1915 und später 158 Federkissen mit 316 Bezügen im Werte von 650 Mark, außerdem 192 große Flaschen Saft und Wein, 18 kg Honig, 200 kg Marmeladen und Gelees. Im Herbst 1915 gingen an die Lazarette von Braunsberg und Allenstein ab: 300 kg eingekochte Früchte, 22 kg Honig, 44 Flaschen Wein, 80 Liter Saft, 4½ Schoß Eier, 200 Mark Geld.

Anfang Oktober 1914 veranstaltete die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins, Ortsgruppe Kirchspiel L a n ß, daselbst und in Engelswalde eine Sammlung für das Rote Kreuz; Ergebnis: 1670 Mark. Im zuletzt genannten Orte wurde außerdem zu Weihnachten 1914 gesammelt, wodurch an sämtliche Kriegsteilnehmer aus Gut und Dorf Päckchen gesandt werden konnten.

In Plauten gründete der Vaterländische Frauenverein zu Kriegsbeginn eine Zweigstelle, die sich besonders mit der Herstellung

ren Kleidungsstücken besaßte. Frauen und Mädchen strickten Strümpfe, Pulswärmer u. s. w. für das Rote Kreuz.

Mit warmen Worten sucht ein Mitarbeiter der „Ermländischen Zeitung“ die „Weiblichkeit“ zur Strickarbeit zu ermuntern: „Laßt die Stricknadeln hüpfen und klappern, ihr Mädchen und Frauen, in allen Stunden, wo ihr die Hände frei habt. Das ist nicht bloß nützlich, sondern auch gemütlich. Beim Strickstrumpf läßt sich schön träumen und nett plaudern. Spinnstuben gibt es kaum mehr, aber Strickstuben sind sehr zeitgemäß. Und die Gemütlichkeit teilt sich dem Erzeugnis mit. Wenn der Empfänger weiß, daß die lieben Hände der Mutter, der Schwester, der Frau, der Braut das wärmende Zeug verfertigt und ihre Zärtlichkeit, ihre Wünsche und Gebete vielleicht auch eine Träne den Faden geweiht haben, dann macht dieses Wollstück auch sein Herz warm. Die Wollfäden werden zu Gefühlsfäden, die zwischen dem fernen Schlachtfeld und der trauten Heimat vermitteln.“

Der Elisabeth-Verein (Braunsberg).

Auch er entwickelte eine rege Tätigkeit. Wöchentlich zweimal kamen die Mitglieder zusammen, um für die Truppen im Felde und für die Verwundeten in den Lazaretten zu arbeiten. Im Winter 1914/15 wurden 30 Muffen aus alten Pelzen und 70 Unterjacken aus alten Westen für die Frontsoldaten angefertigt. 705 Paar neue Unterbeinkleider erhielt die Sammelstelle des Roten Kreuzes. Die Kosten für die Wollstoffe trug der Verein vom Roten Kreuz. Alle anderen Auslagen, insbesondere den Arbeitslohn für die an dieser Arbeit mitbeteiligten bedürftigen Kriegerfrauen im Betrage von 350 Mark bezahlte der Verein aus eigenen Mitteln. In der Zeit der Reichswollwoche war er besonders eifrig tätig. 14 Tage lang schnurrten im Kreuzbündnishaus fünf Nähmaschinen vom Morgen bis zum Abend. Das Ergebnis dieser Arbeit waren 220 große Decken, die aus scheinbar unbrauchbaren Kleidern, Teppichen und Abfällen kunstvoll zusammengesetzt wurden.

Für die Verwundeten fertigte man Pantoffeln an, an denen im Lazarett ein großer Mangel war. Alte Teppiche, abgelegte Filzhüte, alte Wollstoffe wurden dazu verwertet und 350 Paar Pantoffeln hergestellt. Ferner lieferte der Verein 100 Paar Pulswärmer und 95 Paar Strümpfe an das Lazarett ab. Das Geld zur Wolle stammte teils aus der Vereinskasse, teils von gütigen Spendern. Außerdem wurden von Zeit zu Zeit die unverwendbaren Wollfäden aus den

Beständen des Lazarettts hervorgeholt und verarbeitet. Große Posten roher Wolle übernahmen die Insassen des St. Andreashospitals unentgeltlich zu spinnen, stolz und froh, auch ihre Kräfte noch in den Dienst des Vaterlandes stellen zu können.

Am 15. Juli 1915 bereitete der Verein 100 Verwundeten die Freude eines Ausfluges nach Frauenburg. Dort begrüßte sie der ermländische Bischof Dr. Bludau und bewirtete sie in seinem Garten.

Insgesamt spendete der Elisabeth-Verein für die Kriegswohlfahrtspflege folgende Summen: Rotes Kreuz 300 Mark, Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen 50 Mark, Zentraldepot für Liebesgaben 200 Mark, Versandstelle für religiöse Schriften 50 Mark, für die Notleidenden in Polen 20 Mark, für Näharbeit und sonstige Ausgaben 350 Mark, zusammen 970 Mark.

Der Verein katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen (Braunsberg und Mehlrad).

Großen Opferfinn zeigte auch dieser Verein. Obwohl seine Mitglieder, wie schon der Name sagt, den erwerbenden Ständen angehörten und gerade in der Kriegszeit um den eigenen Unterhalt oft schwer genug zu ringen hatten, so haben sie doch an der caritativen Kriegsarbeit erfreulichen Anteil genommen. Müde von des Tages Last und Anstrengung, hielten sie abends noch ihre „Strickkränzchen“ im Kreuzbündnishause und stellten dabei aus der Wolle, die vom Roten Kreuz geliefert wurde, 323 Paar Strümpfe, 94 Paar Pulswärmer, 31 Paar Kniewärmer, 18 Kopf- und Ohrenschützer, 12 Leibbinden bezw. Lungenschützer und 17 Paar Handschuhe her. Durch Vorträge über Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Selbsthilfe in der Not des Krieges, über das ganze Gebiet der staatlichen und privaten Kriegswohlfahrtspflege, über die gesetzlichen Maßnahmen zum Schutze der handarbeitenden Stände während der Kriegszeit hat der Verein außerordentlich erzieherisch und aufklärend gewirkt. Die Vereinsvorsitzende, Fräulein C., veranstaltete für die Mitglieder einen Lehrgang, um sie in der Anfertigung von warmen Schuhen und Pantoffeln aus alten Woll-, Filz- und Teppichstoffen für den eigenen Bedarf sowie zur Verwendung für die Soldaten auszubilden. Das Lazarett und das Rote Kreuz wurden mit 50 Paar solcher Schuhe und 30 Paar Pantoffeln bedacht. Wegen der großen Nachfrage nach den schönen Pantoffeln seitens der Verwundeten im Lazarett wiederholte Fräulein C. auf Wunsch später den Kursus für die Mitglieder des Elisabeth-Vereins. Vgl. oben.

Am 13. März 1915 hielt die Bezirkssekretärin, Fräulein N., einen öffentlichen Vortrag über „Volksernährung im Kriege“ und zeichnete das gegenwärtige gewaltige Waffenringen auch als einen Kampf der Küche und des Magens. Die Mitglieder des evangelischen Vereins erwerbstätiger Frauen und Mädchen nahmen auf Einladung vollzählig an dem Vortrag teil. Kochkiste und Kochbeutel wurden gezeigt und in ihrem praktischen Gebrauch erläutert und sofort von mehreren Mitgliedern in ihrem Haushalt eingeführt.

Zur Gründung einer Kriegsunterstützungskasse wurden sogenannte Kriegsmarken verkauft, die die Verbandsleitung in Berlin dem Verein unentgeltlich geliefert hatte. Der Erlös betrug 172 Mark und wurde teils zum Abschluß einer Kriegsversicherung für die im Felde stehenden Söhne und Brüder bedürftiger Mitglieder, teils zur Bekleidung von Erstkommunikanten aus bedürftigen Familien der Mitglieder sowie zur Unterstützung arbeitsloser Vereinsangehöriger verwendet. Erfreulicherweise trat Arbeitslosigkeit nur vorübergehend und in ganz unerheblichem Maße auf, so daß eine Unterstützung und Arbeitsvermittlung durch den Verein nur in einigen wenigen Fällen notwendig war.

Für das Rote Kreuz stiftete der Verein einen einmaligen Betrag von 66 Mark.

In M e h l s a c k hat der Verein das ganze erste Kriegsjahr hindurch in besonderen Arbeitsstunden für die Soldaten gestrickt und genäht. 68 Paar Socken, 32 Paar Kniewärmer, 25 Paar Ohrenschützer, 26 Hauben, 45 Paar Handschuhe und Pulswärmer, 100 Paar Pantoffeln wurden abgeliefert.

Der Kreuzbündnis-Verein (Braunsberg und Mehlsack).

Das Kreuzbündnis war in der glücklichen Lage, sein Heim nicht für Lazarettzwecke abgeben zu müssen. So konnte der Verein nicht nur selbst ungestört darin tagen, sondern sein Haus auch anderen Organisationen zur Verfügung stellen, so vor allem den erwerbstätigen Frauen und Mädchen und dem Elisabethverein, die dort ihre oben gezeigte Wirksamkeit entfalten konnten.

Auch das Kreuzbündnis war von Anfang des Krieges bemüht, Volk und Vaterland zu dienen. Seine Fürsorge galt zunächst den 25 Vereinsmitgliedern, die dem Heere angehörten. Im Winter 1914/15 wurden ihnen Liebesgaben im Werte von 496 Mark zugesandt. Für 15 Mitglieder schloß der Verein die Kriegsversicherung ab.

In demselben Winter hielten Frauen des Vereins Strickabende ab und arbeiteten 399 Paar Socken, 168 Paar Pulswärmer, 70 Kopfschützer, 40 Paar Ohrenschützer, 36 Paar Kniewärmer, 207 Paar Handschuhe, 55 Leibbinden. Die Sachen wurden zum größten Teil dem Roten Kreuz überwiesen, einige unmittelbar an Soldaten verabfolgt.

In öffentlichen Vorträgen wurden kriegszeitgemäße Fragen behandelt.

Die Soldaten der katholischen Gemeinde wurden mit Lesestoff versehen. Jeder Kriegsteilnehmer, dessen Anschrift bekannt war, erhielt alle 14 Tage, auch öfter, einen Brief mit Lektüre. Die Kosten für die ins Feld gesandten Gebetbücher, Zeitungen, Zeitschriften, Sonntagsblätter sowie für Rosenkränze beliefen sich auf 958 Mark.

Auf Anregung der Postbehörde wurde im Herbst 1915 im Kreuzbündnishaus eine Kriegsschreibstube eingerichtet. Den Dienst übernahmen Lehrerinnen der Volksschulen. Dort erhielt man nicht nur unentgeltlich Auskunft über Feldpostsendungen, sondern es wurden auch Adressen und für Personen, die wenig Schreibgewandt waren, selbst Briefe geschrieben. Pakete wurden genau nach Vorschrift verpackt. Es ist erfreuliche Arbeit geleistet worden. Solche Schreibstuben wurden vereinzelt auch von Landlehrern aufgemacht.

Das Mehlisäcker Kreuzbündnis brachte gleich nach Kriegsausbruch 150 Mark fürs Rote Kreuz zusammen.

Die evangelische Frauenhilfe (Braunsberg).

Gleich zu Beginn des Krieges begann in allen Zweigen dieses Vereins eine emsige Tätigkeit. Der Verein selbst blieb in erster Linie seiner Bestimmung: Gemeindepflege, Krankenunterstützung, Säuglingsfürsorge, Kleinkinderschule, Arbeitsbeschaffung für bedürftige und Kriegerfrauen, treu. Die Anregung der Vorsitzenden, mit Arbeiten für die ausrückenden Soldaten zu beginnen, stieß sogar zuerst bei verschiedenen Vorstandsmitgliedern auf Widerstand, mit der Begründung, das sei Sache des Vaterländischen Frauenvereins (dessen Mitglieder allerdings zum größten Teil auch der Frauenhilfe angehörten). Später hat es der Verein angenehm empfunden, daß die Mittel, die nicht wie sonst durch Basar und andere Veranstaltungen ergänzt werden konnten, während der Kriegszeit für Gemeindezwecke aufgespart waren. Dagegen haben sich alle übrigen der Frauenhilfe angeschlossenen Vereine, der evangelische Jungfrauenverein, der Frauenmissions-Nähverein, der Verein evangelischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen, die sich fast mehr der Gastlichkeit und frohen Erholung widmen, von vorn-

herein jeder Tätigkeit, die sich ihnen für die Krieger, für die Flüchtlinge, für die Lazarette bot, gern unterzogen.

Der von der evangelischen Frauenhilfe und Kirche eingerichteten Kleinkinderschule wurde auf Anregung des Vaterländischen Frauenvereins ein Kinderhort für Säuglinge und Kinder unter 3 Jahren angegliedert; 20 Kinder wurden dort den Sommer über versorgt und gespeist, um den Müttern, meist bedürftigen Kriegerfrauen, Gelegenheit zu geben, tagüber auf Arbeit zu gehen und die Kinder gegen geringes Entgelt in guter Obhut zu wissen. Die Kosten der Einrichtung und der bezahlten Hilfskräfte trug der Vaterländische Frauenverein. Mitglieder der Frauenhilfe spendeten für die Säuglinge Wäsche, Kinderwagen, Kleider, Badewannen, Waschkörbe, auch Geld sowie Obst, Gemüse und Kartoffeln; der Magistrat lieferte für die Wirtschaftsküche unentgeltlich Speck, Schmalz, Graupen. Das Essen für 20 Kinder wurde zum Teil auf eigens zu diesem Zweck beschafftem Gascocher in der Suppenküche, zum Teil im Pfarrhaus gekocht, um der Leiterin, Schwester J. mit ihrer Helferin Fr. H., die enorme Arbeitslast, welche die Beaufsichtigung von über 100 kleinen Kindern und die Beschäftigung mit ihnen mit sich brachte, etwas zu erleichtern.

Im Pfarrhaus wurden mit Hilfe von Mitgliedern Hemden, Decken, Westen, Kissen für Verwundete, Bezüge u. s. w. zugeschnitten und zum Verarbeiten gegen Bezahlung an bedürftige und Kriegerfrauen ausgeteilt sowie Wolle zum Stricken an solche vergeben.

Vorträge wurden gehalten über die Ernährung im Kriege und über die Kriegslage, Lichtbilder über Ostpreußen einst und jetzt gezeigt, Kochkisten wurden angefertigt und im Betrieb vorgeführt, verschiedene Näh-, Strick- und Handarbeitsstuben für Kriegszwecke unter dem Vorsitz von Vereinsmitgliedern eingerichtet, Obst für die Lazarette eingekocht und getrocknet. An den vom Vaterländischen Frauenverein veranstalteten Kochkursen nahmen viele Mitglieder teil.

Das Material für die Handarbeiten wurde durch Sammlungen in der Gemeinde, aus Vereinsmitteln und freiwilligen Spenden beschafft. Strickwolle, Hemdenstoffe und 6 Fuhren Kleider aus der Reichswollwoche wurden vom Roten Kreuz, Wolle auch von der Heeresverwaltung geliefert. Spenden von Federn, Kissen, Leinwand, Westentoffen, Obst kamen auf besondere Bitten in der „Ermländischen Zeitung“ in großen Mengen im Pfarrhaus ein und wurden dort verarbeitet. Abgeliefert wurden die Liebesgaben meistens an das Rote Kreuz, an die Lazarette, an das vor dem Kriege in Braunsberg stehende Bataillon im Felde. Die von der Vorsitzenden organisierte

Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen ergab durch Sammlung in allen Kreisen, Schulen, Vereinen 917 Mark. Der Verein beteiligte sich an der Sammlung „Deutscher Frauendank“. Ein „Postkartentag“ ermöglichte den Vertrieb von 7000 Karten.

174 Weihnachtspakete wurden 1914 an den Vaterländischen Frauenverein abgeliefert.

Im ersten Kriegsjahr wurden von der evangelischen Frauenhilfe und den angeschlossenen Vereinen für Militär- und Lazarettzwecke gearbeitet bzw. gesammelt: 1266 Hemden, 820 Paar Strümpfe, 36 Unterhosen, 180 Westen mit Ärmeln, 20 Unterziehhosen, 21 Muffen, 600 Taschentücher, 1060 Kissenbezüge, 530 Federkissen, 12 große Bettbezüge, 408 Decken für den Schützengraben, 120 Ohrenschützer, 50 Leibbinden, 130 Pulswärmer, 40 Paar Handschuhe, 20 Schals, 10 Kopfschützer, 10 Paar Pantoffeln; ferner: 350 kg Apfelpott, 70 Liter Backobst, 250 kg frisches Obst, 40 Flaschen Saft, 288 Weihnachtspakete, 6500 kg Betten und Kleider für Flüchtlinge.

Die evangelische Frauenhilfe und der Jungfrauenverein in Mehlisau beteiligten sich an der Arbeit des Vaterländischen Frauenvereins auf der Erfrischungsstelle für durchfahrende Truppen am Bahnhof und bei der Hinausendung von Weihnachtsgeschenken.

Zu Wollstoffen für die Soldaten verarbeiteten beide Vereine Wolle für 320 Mark aus eigenen Mitteln und freiwilligen Gaben der evangelischen Bürger Mehlisaus. Die Sammlung zur Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen ergab 241 Mark. Aus der evangelischen Gemeinde wurden für allgemeine Kriegswohlfahrtszwecke (Rotes Kreuz, Hinterbliebene der Gefallenen, Kriegsbeschädigte, Versorgung der Truppen mit Schriften, Badekuren für Kriegsbeschädigte u. s. w.) von den Vereinen 483 Mark aufgebracht. Für Kriegsteilnehmer aus der Gemeinde wurden 255 Mark gesammelt und davon öfter Schriften, Heimatberichte und kleine Gaben ins Feld geschickt.

Der Cäcilienverein Braunsberg

hat öfter seine Kunst den Lazaretten zur Verfügung gestellt und die Verwundeten durch Gesänge und deklamatorische Darbietungen erfreut, auch im Dezember 3 große Kisten mit Weihnachtsgeschenken an die Front geschickt.

Der katholische Arbeiterverein Braunsberg

ermöglichte durch Beiträge aus der Vereinskasse einer Anzahl seiner Mitglieder die Teilnahme an der Kriegsversicherung.

Der St. Marta-Verein in Wormditt

strickte 190 Paar Strümpfe, 50 Paar Handschuhe, 45 Paar Kniewärmer, 95 Kopfschüzer, 11 Leibbinden, 2 Halswärmer und nähte 15 Schwesternschürzen, 2 Arztemäntel, 2 große und 6 kleine Bezüge, 1 Duzend Laken, 28 Armtücher, 100 Binden, 100 Paar Pantoffeln — alles für Lazarettzwecke; außerdem 22 Unterkleidungsstücke für Kinder, deren Väter im Felde standen.

Der Arbeiterverein Bafien

sammelte im ersten Kriegsmonat für einige Kriegerfamilien, die in Not gerieten, ehe die staatliche Unterstützung einsetzte. Durch den Verkauf von Kriegsmarken zu 10 Pfg. das Stück brachte er 24 Mark zusammen, wovon 3 Kriegerfamilien unterstützt wurden.

Der Kriegerverein Plauten

schenkte dem Roten Kreuz 50 Mark. Hauptmann R. (Rechtsanwalt in Mehlsack), der Vorsitzende des Vereins, erhielt durch Sammlung von Mitgliedern für seine Batterie als Liebesgabe 130 Mark. Zu Kaisers Geburtstag 1915 erhielt jedes Mitglied im Heere ein Liebespaket.

Die Spar- und Darlehnskassen von Tolkdorf und Gr. Kautenberg

spendeten je 1000 Mark für das Rote Kreuz. In Tolkdorf brachte außerdem ein Lichtbildervortrag über den Russeneinfall in Ostpreußen an Eintrittsgeldern 130 Mark ein.

Der Gesellenverein in Mehlsack

gab gleich bei Kriegsausbruch 100 Mark, ebenso die Koratebruderschaft.

Vom Erzpriester in Braunsberg wurde die Begründung eines Ortsausschusses „Deutscher Frauendank“ angeregt, dem Vertreterinnen aller Frauenvereine ohne Unterschied des Bekenntnisses beitraten. Die am Sonntag, dem 5. Dezember 1914, veranstaltete Sammlung im ganzen Kirchspiel Braunsberg brachte 3600 Mark.

Auf Vollständigkeit macht obige Aufzählung von Liebeswerken keinen Anspruch; sie soll nur ein schwaches Bild geben von dem tiefen Pflichtbewußtsein und dem einen großen Willen, Volk und Vaterland zu dienen.

b) Die Gemeinden.

Abgesehen von der Flüchtlingsfürsorge stellte der Kriegsausbruch besonders an die Stadtgemeinden noch weitere nicht unbedeutende Anforderungen. Der Ehemann wurde plötzlich zum Kriegsdienst einberufen, seine Familie blieb mittellos zurück. Die staatliche Unterstützung trat erst am 1. September 1914 ein; da galt es zu helfen, zu raten, zu beruhigen, denn alle derart Betroffenen waren bei den außergewöhnlichen Ereignissen bestürzt und kopflos.

Die zur Verfügung stehenden Mittel mußten, wie der Landrat in einer Verordnung ausführte, möglichst nach einheitlichen Gesichtspunkten verwendet werden, um den zu bewältigenden Ansprüchen einigermaßen genügen zu können. Es war auf der einen Seite nach Möglichkeit zu verhüten, daß jemand über den Bedarf hinaus Unterstützungen erhielt, indem ihm von den kirchlichen Veranstaltungen von Wohltätigkeitsvereinen, von Arbeiterkassen oder Gewerkschaften und der Gemeinde zugleich geholfen wurde. Ebenso mußte auf der andern Seite dafür gesorgt werden, daß jeder Bedürftige auch wirklich unterstützt und lebensfähig erhalten wurde.

So hat die Stadtgemeinde Braunschweig für die Zeit von August 1914 bis Oktober 1915 an 282 Kriegerfamilien Heizungsmaterial verausgabt. An 123 Familien wurden Beihilfen zur Wohnungsmiete und zum Lebensunterhalt gezahlt. In 386 Krankheitsfällen übernahm die Stadt die Bezahlung für Arzt und Apotheke sowie die nicht unerheblichen Kosten für Krankenhaus und Klinik. Ferner wurden 50 Kriegsteilnehmer mit Anteilscheinen von je 10 Mark bei der ostpreussischen Kriegsversicherung — eine Sondereinrichtung der Bank der ostpr. Landschaft — versichert. Außerdem sind, um der herrschenden Teuerung in etwa zu begegnen, 8500 kg Speck, 13 000 kg Schmalz, 625 kg Erbsen und 5 Tonnen Seringe weit unter dem Höchstpreise an die Bevölkerung, insbesondere an die ärmeren Klassen, verkauft worden, eine Maßnahme, die sehr dankbar aufgenommen wurde.

Auch der Magistrat von M e h l s a ß gab Fleisch, Dauerwaren und Fische zum Selbstkostenpreis an die Bevölkerung ab, ebenso sorgte er für Kohlen und Briketts.

In diesem Zusammenhang mag auch die Großzügigkeit der Landwirte den Familien ihrer eingezogenen Instleute gegenüber erwähnt werden. Neben der staatlichen Unterstützung von 12 Mark monatlich für die Frau und 6 Mark für jedes Kind (später 15 bzw. 7,50 Mark) ließen ihnen die Arbeitgeber freiwillig den größten Teil der Natural-

bezüge: Getreide, Kartoffeln, Futter und Weide für die Kuh. Sie litten also keine Not.

3. Die Lazarette.

In Friedenszeiten galt es als selbstverständlich, daß Braunsberg im Kriegsfall „Lazarettstadt“ werden würde. Sachkundige wollten wissen, daß man in Braunsberg sicher sein werde wie in „Abrahams Schöß“. Denn eine Lazarettstadt durfte nach dem Völkerrecht nicht beschossen werden. Die Harmlosen! Man hätte sich gewaltig getäuscht, wenn das Unglück die Russen weiter geführt und die Stadt in den Kriegsschauplatz mit hineinbezogen worden wäre.

Lazarettstadt jedoch wurde Braunsberg sofort mit der Mobilmachung am 2. August 1914. Das Garnisonlazarett wurde zum „Reservelazarett“ umgewandelt mit 45 Betten (statt 21 im Frieden). Ihm wurden noch verschiedene Bauten angegliedert, und zwar das neue Haus des Katharinenklosters mit 160, das Lehrerseminar mit 200, das katholische Vereinshaus mit 109, das Evangelische Gemeindehaus mit 60, das Bürgerkasino mit 20, die Turnhalle der katholischen Knabenschule mit 47 Betten. So standen zu Anfang des Krieges 641 Betten zur Verfügung. Am 11. August war ihre Zahl auf 737 gestiegen, indem hinzukamen: das katholische Marienkrankenhaus mit 66 und das evangelische Krankenhaus mit 30 Betten.

Bald darauf erfuhr das Lazarett noch eine Erweiterung; es wurden errichtet: in der Kaserne des Inf. Reg. 148 412 und im Offiziers-Speisehaus 15 Lagerstätten, ferner im Klostergarten 4 Lazarettbaracken mit zusammen 120 Lagerstätten. So hatte man 1284 verfügbare Betten.

Am 7. September 1914 traf die 3. mobile Etappenkommandantur des I. Armeekorps in Braunsberg ein, um eine Leichtkrankenabteilung mit 200 Lagerstätten einzurichten. Zu den genügend vorhandenen Räumlichkeiten fanden sich leider nicht die notwendigen Betten. Infolgedessen gab die Braunsberger Garnisonverwaltung die ihr noch zur Verfügung stehenden 140 Betten mit Zubehör her, und es wurden aufgestellt: im bischöflichen Priesterseminar 80 und im Konvikt 60 Betten. Nach drei Tagen wurde die Etappenkommandantur nach Heiligenbeil abberufen und die Leichtkrankenabteilung mit 140 Lagerstätten dem Reservelazarett übergeben, wodurch die Zahl der Betten auf 1424 stieg.

Das Bürgerkasino wurde aus dienstlichen Gründen vom 11. November 1914 ab nicht mehr als Lazarett benutzt. Am 1. Juni 1915

wurde die städtische Turnhalle nebst der katholischen Knabenschule an das Ersatzbataillon abgegeben. 15 Lagerstätten waren unterdessen eingezogen worden, weil wegen des ausgedehnteren Geschäftsbetriebes eine Erweiterung der Diensträume nötig geworden war. Dadurch verringerte sich die Zahl 1424 um $20+47+15 = 82$ Betten, so daß seit dem 1. Juni 1915 die ständige Zahl der Krankenbetten 1342 betrug.

Wegen der verzweigten Lage war das Lazarett in „Inspektionen“ eingeteilt:

- I. Das frühere Garnisonlazarett (35) und die Offizier-Speiseanstalt (15) mit 50 Betten;
 - II. das Kloster mit 155 Betten;
 - III. das Lehrerseminar mit 200 Betten;
 - IV. die (oben erwähnten) Baracken mit 120 Betten;
 - V. das katholische Vereinshaus mit 109 Betten;
 - VI. das evangelische Gemeindehaus (62) und das evangelische Krankenhaus (32) mit 94 Betten;
 - VII. das Priesterseminar mit 73 Betten;
 - VIII. das Marienkrankenhaus (50) und das Konvikt (80) mit 130 Betten;
 - IX. die Gebäude der 9. und 11. Komp. (106+93) mit 199 Betten;
 - X. die Gebäude der 10. und 12. Komp. (je 106) mit 212 Betten;
- zusammen 1342 Betten.

Von den Betten waren 225 bestimmt für die Leichtkrankenabteilung, 160 für Schwerverwundete, 36 für Schwindkücktige.

Die größte Zahl von Verwundeten hatte das Lazarett am 27. Oktober 1915, nämlich 1352 (10 mehr als vorgesehen). Der durchschnittliche Bestand betrug 1000—1100. Die Gesamtzahl der Aufgenommenen war bis 1. Dezember 1915 12 228. An Soldaten mit ansteckenden Krankheiten wurden verpflegt: mit Typhus 50 (davon starben 8), mit Ruhr 64, mit Scharlach 5, mit Fleckfieber 1, mit Diphtherie 2.

Gestorben sind im ganzen 46, darunter 2 Russen; ferner wurden 2 Tote eingeliefert. Von all diesen wurden in die Heimat überführt 9. Die übrigen haben ihre Ruhestätte auf dem katholischen und evangelischen Gemeindefriedhof gefunden. Auf Anregungen in der „Erm-ländischen Zeitung“ wurden Schritte unternommen, einen gemeinsamen Ehrenfriedhof für sie anzulegen. Ein dahingehender Antrag des Magistrats fand jedoch aus schwerwiegenden gesundheitlichen Bedenken hinsichtlich der Ueberführung von Leichen, die zum Teil schon lange Monate in der Erde ruhten, nicht die Zustimmung der Stadtverordne-

tenversammlung, die dafür aber die Anlage eines „Ehrenhains“ in Aussicht nahm.

Die Verwaltung des Lazarett lag bis Ende August 1914 in den Händen einer Lazarett-Kommission. Dann wurde als Chefarzt der Braunsberger Kreis- und Stabsarzt d. R. Dr. Jankowski berufen, der seitdem ständig die Oberleitung führte und den gesamten Verwaltungsbetrieb regelte. Ihm zur Seite stand ein Lazarett-Oberinspektor. In jeder Inspektion wirkte ein ordinierender Arzt (entweder Militär- oder ein Vertragsarzt) und auf den einzelnen Stationen je ein Assistenzarzt.

Ferner waren dauernd beschäftigt: 10 Lazarett-Inspektoren, 13 Polizei-Unteroffiziere, 124 Militärkrankenwärter, 25 Sanitätsunteroffiziere und Gefreite.

Dazu kamen an freiwilligem Personal: 37 Vollschwestern (32 Katharinerinnen und 5 Diakonissen), 20 Hilfschwestern und 5 Helferinnen vom Roten Kreuz, 7 freiwillige Krankenpfleger von der Sanitätskolonne Schönberg-Mühlhausen und 5 aus der Sanitätskolonne Braunsberg.

Im Lazarett war eine chirurgische Spezialabteilung. Seit 1. Mai 1915 besaß sie einen Röntgenapparat. Er wurde beschafft teils aus Spenden hochherziger Personen, teils aus Gaben der Stadtverwaltung, des Roten Kreuzes, des Marienkrankenhauses und mehrerer Körperschaften Braunsbergs. Der Apparat stand im Kloster und ging nach der Demobilmachung in den Besitz des Marienkrankenhauses über.

Von großer Wichtigkeit für die baldige Wiedererlangung der Kriegsverwendungsfähigkeit war die Kräfteübungsabteilung. Bei ihrer Einrichtung ging man von dem Gedanken aus, die Soldaten in der letzten Zeit vor der Entlassung für den Dienst im Felde vorzubereiten, die geschwächten Muskeln des Skeletts und des Herzens zu kräftigen, die in den geschlossenen Räumen verweichte Haut und die Schleimhäute wieder abzuhärten. Infolgedessen wurde in der Leichtkrankenabteilung, die in der städtischen Turnhalle untergebracht war, im Januar 1915 mit Übungsmärschen und Spielen im Freien begonnen. Ferner wurden die vorhandenen Turngeräte (Schwebebaum, schräge und senkrechte Leiter, Barren, Hanteln und Stäbe) benutzt. Die Übungen wurden nach einem bestimmten Plan vorgenommen. Vormittags wechselten miteinander ab Turnen in geschlossenen Abteilungen, Hanteln, Turnen mit Stäben, Bewegungsspiele (Fußball, Faustball, Ballwerfen u. s. w.), nachmittags wurde ein Marsch oder Spaziergang unternommen, anfangs 2—3 Kilometer, dann weiter bis

zu 10 Kilometer. Die Übungen wurden von einem oder zwei Unteroffizieren geleitet. Es fanden sich unter den Kranken immer geeignete Leiter. Die Beteiligung der Mannschaften an den Turnübungen, vor allem aber an den Spielen und Märschen war sehr reger.

Da der Mangel an Beschäftigung besonders für die Verwundeten, die sich auf dem Wege der Heilung befanden, höchst nachteilig war, so wurde an Gegenmittel gedacht. Schon im Winter 1914/15 sorgte man dafür, daß die Kranken selbst die Langeweile bekämpften durch musikalische Unterhaltungen, Lichtbildervorführungen, Vorträge geselligen und wissenschaftlichen Inhalts. Es wurde ihnen Gelegenheit geboten zu Brettspielen (Dambrett, Domino, Schach, Mühle u. s. w.), außerdem war für Lesestoff gesorgt. In besonders dankenswerter Weise lieferte das Rote Kreuz je 20 Stück der „Deutschen Kriegszeitung“ und des „Deutschen Kriegeschos“ (wöchentlich erscheinend). Ebenso gaben die Braunsberger Tageblätter unentgeltlich eine größere Anzahl von Stücken her, die „Ermländische Zeitung“ täglich 160 Exemplare.

Im Sommer trat die Beschäftigung in den Zimmern zurück. Dafür wurden die Verwundeten reichlich zur Gartenarbeit herangezogen, was um so leichter war, als fast jede Station einen größeren Garten besaß. Außerdem wurden mit der Eisenbahn oder dem Dampfer „Braunsberg“ Ausflüge in die Umgegend gemacht (nach Frauenburg zur Besichtigung des Domes und des Bischoflichen Gartens, nach Cadinen, Kahlberg, Narmeln). Verschiedene Güter der Umgegend luden die Kranken ein und bewirteten sie. Besonders zu erwähnen ist dabei das schon im Kreis Heiligenbeil gelegene Dorf Grunau, wo das wiederholte Erscheinen der Verwundeten als allgemeines Volksfest betrachtet wurde.

Wie fürsorglich man übrigens auch mit den russischen Verwundeten umging, die im Kriegs lazarett des Lehrerseminars untergebracht waren, geht aus folgendem Dankschreiben an den leitenden Arzt Dr. Lieg hervor: „Gnädigster Herr Doktor, wir alle gefangenen Verwundeten, die sich in dem Lazarett befinden, dessen Leiter Sie sind, mehr als einen Monat und andere mehr als zwei Monate, wir sagen Ihnen unsern großen Dank für Ihre Sorge und Hilfe, welche wir nicht erwartet und welche wir nötig haben. Wir bitten, unsern Dank den Schwestern zu übermitteln, welche uns besucht haben, besonders den Schwestern Lina und Karolina. In der ganzen Zeit, da wir uns hier befinden, können wir uns über nichts beklagen. Noch einmal sagen wir Ihnen Dank, und Sie müssen uns glauben, daß wir Sie und Ihre Humanität immer im Herzen bewahren werden. Daß wir so schlecht

Deutsch sprechen können, läßt uns nicht so danken, wie es unser Herz verlangt. Mit besten Wünschen verbleiben wir alle .“ Es folgen 76 Unterschriften in deutscher, lateinischer und russischer Schrift.

Die vaterländischen Gedenktage wurden in den Lazaretten durch entsprechende Feiern begangen. Hierbei erfreuten mehrfach Abordnungen von Volks- und höheren Schulen die Kranken mit Vorträgen von Liedern und Gedichten; in gleicher Weise betätigte sich, wie oben erwähnt, der Cäcilienverein durch Liederspenden.

Seit Sommer 1915 begann man mit der Berufsausbildung von dienstunbrauchbaren Kriegsbeschädigten, die zur Zeit noch dem Heimatlazarett angehörten. Die Ausbildung lag in den bewährten Händen des Leiters der städtischen Fortbildungsschulen und zeitigte dankenswerte Erfolge.

Mit Herbst 1915 bildete sich ein Beschäftigungsausschuß für die Lazarette, der für jede Inspektion aus einem männlichen und einem weiblichen Vertreter bestand. Diese gaben werktäglich den Verwundeten Unterweisung in Handfertigungsarbeiten aller Art; an den Sonntagen sorgten sie für Vorträge belehrender Natur, zum Teil durch die Verwundeten selbst.

Was an Opferwilligkeit und Liebestätigkeit für die Lazarette besonders von Vereinen und Schulen geleistet wurde, ist bereits gesagt oder wird an gegebener Stelle noch gesagt werden.

In W o r m d i t t war das Elisabeth-Krankenhaus Lazarett, auch die St. Andreas-Heilstätte hatte einige Räume hergegeben.

Das St. Georgii-Krankenhaus in M e h l s a ß stellte dem Sanitätspersonal und den Schwestern des Roten Kreuzes beim Kriegslazarett des Garde-Reservekorps 2 Wochen hindurch von früh bis spät ihre 4 Baderäume mit Wäsche umsonst zur Verfügung; auch wurden mehrfach unentgeltlich Verbände angelegt.

VI.

Das wirtschaftliche Leben.

1. Handel, Gewerbe und Landwirtschaft.

Wenn das öffentliche Leben durch den Kriegsausbruch auch nicht gerade aus dem Geleise gebracht wurde, so übte doch der unmittelbare Uebergang aus dem tiefsten Frieden in den Kriegszustand natürlicherweise auf die gewerblichen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Kreises einen zum Teil nachhaltigen Einfluß aus. In allen nicht mit Heeres-

Lieferungen betrauten Betrieben machte sich ein starker Geschäftsrückgang bemerkbar. Auf wirtschaftlichem Gebiete hatte die Mobilmachung eine im Laufe der Kriegsmonate ständig wachsende Beunruhigung des Lebensmittelmarktes und eine damit zusammenhängende Preissteigerung zur Folge.

Sehr bald zeigte sich auch in jener großen Zeit die Wahrheit des Wortes, daß, wo viel Licht, auch viel Schatten ist. Gleich in den ersten Tagen traten Erscheinungen auf, die sich aus der seelischen Verfassung der Bevölkerung erklären lassen, die aber doch geeignet waren, den Schwung nach oben zu hemmen, dem auflodernden Feuer der Begeisterung ein gut Teil Nährstoff zu entziehen und den hellen Schein, den jene Tage auf die Nachwelt werfen, zu trüben. Wenn sich dem ersten Aufflammen des vaterländischen Gedankens auch keiner entziehen konnte, so klebte doch ein großer Teil der Kreisinsassen zu fest am Boden der Wirklichkeit, als daß er sich nicht von Kleinmut und Eigennutz hätte übermannen lassen. Ein förmlicher Sturm auf die Sparfassen setzte ein, und nur mit Mühe konnten die Beamten die stürmischen Forderungen der Einleger befriedigen. Die Mahnungen der Presse zur Ruhe und Besonnenheit blieben zunächst erfolglos, erst nach Tagen ebte die Flut ab. Zahlreiche Hausfrauen fürchteten Knappheit der Lebensmittel und zunehmende Teuerung; deshalb begannen sie, große Vorräte für ihren Haushalt „einzuhamstern“. Geschäftstüchtige Kaufleute nutzten die Lage aus und nahmen unverschämte Preise; für $\frac{1}{2}$ kg Salz z. B. ließen sie sich anstandslos 0,50 M. zahlen. Schon am 3. und 4. August erfolgte daher eine öffentliche Warnung des kommandierenden Generals des 20. Armeekorps vor jedem Aufkaufen, vor unberechtigter Preissteigerung sowie vor Verweigerung der Annahme von Papiergeld. Eine vom Magistrat Braunsberg am 5. August veröffentlichte Bekanntmachung, die hauptsächlich dem Zweck diente, aufklärend über die Bedeutung des Papiergeldes als gesetzlichen Zahlungsmittels zu wirken, beseitigte schnell die eingetretenen Mißstände.

Um den Mangel an Kleingeld zu beheben, beschloß die Stadtverordnetenversammlung am 21. August 1914, auf Kosten der Firma Loefer u. Wolff Gutsheine zu 1—5 Mark auszugeben, die von der Stadtparkasse eingelöst werden sollten.

Die Anwendung des Höchstpreisgesetzes führte sehr bald zu einigermaßen normalen Verhältnissen.

Für den Kreis Braunsberg wurden die Höchstpreise am 17. August 1914 folgendermaßen festgesetzt:

Getreide: Roggen 6,50—7,50 M., Hafer 4,50—5,00 M., Weizen 8,75—9,50 M., Gerste 5,50—5,75 M. der Zentner je nach Beschaffenheit.

Roggenbrot: zu $3\frac{1}{4}$ Pfund 0,50 M., zu $7\frac{1}{2}$ Pfund 1,00 M.

Bäckwaren: 6 Brötchen, Mindestgewicht 175 Gramm, 0,10 M.

Milch: Vollmilch 0,16 M., Magermilch 0,08 M. das Liter.

Butter: Meiereibutter 1,30 M., Landbutter 1,10 M. das Pfund.

Kaffee: gebrannte beste Qualität bis höchstens 2,20 M. das Pfund.

Salz: 0,20 M. das Pfund.

Gute Eßkartoffeln: 3,00 der Zentner.

Ungeschälte Kocherbsen: 0,25 M. das Pfund.

„Kolonialwaren“: Farin 0,30 M., Hartzucker 0,35 M., Reis 0,25 M., Hafergrüße und -flocken 0,27 M., Kartoffelmehl 0,30 M., Gerstengrüße 0,22 M., Weizenhartgriech 0,35 M., amerikanisches Schmalz 0,90 M. das Pfund, Streichhölzer 0,35 M. das Paket.

Fleisch: Rindfleisch von Bauch und Rippen 0,80 M., von der Keule 0,85 M., ohne Knochen 1,00 M.; Klopsfleisch vom Schwein und Rind 0,80 M.; Schweinefleisch: Schinken und Schulter 0,70 M., Bauchfleisch und Speck 0,70 M., Karbonade 0,80—0,90 M., ohne Knochen 1,00 M., geräucherter Schinken und Bauchstück 1,00 M.; Schweineschmalz 0,90 M.; Hammelfleisch 0,85 M., Hammelkeule 0,85 M.; Kalbfleisch 0,60 bis 0,90 M.; Dauerwurst 1,20—1,60 M.; Leberwurst 0,60—0,90 M.; Schinkenausschnitt 1,40—1,60 M. das Pfund.

Eine gewisse Sorte von Händlern suchte unter Ausnutzung der Kriegslage für ihren persönlichen Vorteil solche ländliche Besitzungen zu geringem Preis an sich zu bringen, die durch Einberufung der Ehemänner oder Söhne zum Heer der Obhut vielfach ratloser Frauen überlassen werden mußten. Vor diesen gewissenlosen Geschäftemachern warnte der Landrat. Ebenso ordnete er an, daß Leute, die den Flüchtlingen in ihrer Notlage Vieh, Pferde und sonstige Habe für ein Butterbrot abkauften, sofort festzunehmen und dem Gericht zur Aburteilung vorzuführen seien.

Handel und Gewerbe lagen, wie bereits angedeutet, im großen und ganzen darnieder. Dazu kam die Saumseligkeit der Kundschaft im Bezahlen der Leistungen. So erklärt sich die Mahnung an die Leser der „Ermländischen Zeitung“, schon am 19. August 1914: „Begleiche eure Rechnungen! Wenn du für das Vaterland etwas tun willst und kannst nicht mit der Flinte in den Krieg ziehen oder als Krankenschwester im Lazarett helfen, dann hilf wenigstens deinen Nebenmenschen aus der Not und bezahle deinem Kaufmann und deinem

Handwerker, was du schuldig bist. Das ist auch ein gutes Werk und in dieser Zeit besonders verdienstlich.“

Die Bautätigkeit stockte im Kreise fast völlig; auch der Neubau der Mühlenbrücke in Braunsberg mußte unterbrochen werden. Trotzdem machten die Ziegeleien gute Geschäfte, die mit Hilfe der Kriegsgefangenen ihre Betriebe weiterführen konnten und nach den Wiederaufbaugebieten reichen Absatz fanden.

Gut ging es auch der Landwirtschaft. Alle ihre Erzeugnisse bekam sie schon im 2. Kriegsjahr teuer bezahlt. Ein Pferd, das sonst 500 M. kostete, brachte im Sommer 1915 2000 M., der Zentner Schlachtvieh 70 M., Schweine 130 M., für 4 Wochen alte Ferkel zahlte man 30 M. Ebenso zogen die Getreidepreise stark an; die Höchstpreise hatte man bald vergessen. Der Zentner Roggen kostete 10 M., Hafer 15 M., Gerste 8 M., Weizen 10,50 M. Eier, Milch, Butter, Fleisch waren schon doppelt so teuer wie im Frieden. Die Holzpreise hatten sich ebenfalls verdoppelt (wohl weil es an Arbeitskräften zum Einschlag fehlte), und statt 10 M. zahlte man für das Tausend Torf 15 M. Diese Teuerung mußten vor allem Dörfer, die keinen Wald hatten, schwer empfinden, wie z. B. Neu-Passarge, dessen Fischerbevölkerung übrigens auch unter dem Mangel an Baumwolle zum Knüpfen der Netze zu leiden hatte.

Verantwortungsbewußte Vertreter der Landwirtschaft jedoch zerbrachen sich den Kopf darüber, wie man auch bei längerer Dauer des Krieges die Volksernährung sichern könne, vermochte sich aber eine gewisse Ratlosigkeit nicht zu verhehlen. Ein nachdenklicher Mitarbeiter der „Ermländischen Zeitung“ stellte am 19. September 1914 folgende Überlegungen an: „Wie lange der Krieg dauern wird, läßt sich heute überhaupt nicht übersehen; wir müssen damit rechnen, daß auch die nächste Ernte uns noch im Kriegszustand findet. Denn wir alle wollen doch gründlich mit unseren Feinden aufräumen, um lange Zeit Ruhe vor ihnen zu haben. Darum ist es auch das Beste, wir nehmen keine großen Aenderungen in der Wirtschaftsweise vor, denn jede Vernachlässigung der gewöhnlichen Fruchtfolge gibt einen Ausfall, und wir müssen jetzt darauf bedacht sein, auch im nächsten Jahr etne gute Ernte an Brotgetreide, Hafer und Hülsenfrüchten zu haben. Bisher konnte ein Ausfall von anderen Ländern gedeckt werden, auch für die nächste Zeit liegen wohl noch große Vorräte an Brotgetreide und Futtermitteln in unseren Lagerhäusern und Freihäfen, aber sie werden auch schließlich erschöpft werden, und wir wissen noch nicht, wer uns nachher

mit seiner Ernte helfen kann. Zur Fütterung werden wir zunächst alles heranziehen, was die Wirtschaft außer Brotgetreide und Hafer liefert. Die Rübenblätter bieten zusammen mit Spreu gutes Herbstfutter, statt der Delsuchen füttern wir Kleie sowie Bohnen- und Erbsenschrot. Vorläufig sind wir aber auch noch mit ausländischem Krautfutter versehen, denn wir leben ja nicht von der Hand in den Mund. Was im Herbst und Winter im Stall verfüttert werden sollte, das mußte doch schon lange von unseren Schiffen und Eisenbahnen eingeführt werden. Wer weiß aber, wie lange es dauert, dann findet sich bei unseren fortwährenden Siegen wieder ein Weg, um Nahrungsmittel und Rohstoffe einzuführen; denn unsere Industrie will doch auch beschäftigt sein, sie muß Arbeit für ihre Maschinen und Leute schaffen. Man lasse sich also nicht durch Augenblicksstimnungen verleiten, anders zu wirtschaften als in ruhigen Zeiten. Wir können ja stolz auf unsere Erfolge sein und beruhigt in die Zukunft blicken.“

Da die ländlichen Erzeugnisse so hoch im Preise standen, hörte man aus Landwirtsmunde vielfach die zwar nicht schöne aber vom liberalistischen Standpunkt aus verständliche Aeußerung: „Meinetwegen kann der Krieg noch lange dauern, jetzt wird alles gut bezahlt.“ Mancher Besitzer konnte die Schulden, womit sein Grundstück belastet war, sehr bald tilgen; die Kassen der ländlichen Genossenschaften waren teilweise mit Spareinlagen überfüllt, so daß sie den Zinsfuß herabsetzen mußten.

Dazu kamen die billigen und guten Arbeitskräfte der russischen Gefangenen, die nicht nur nichts kosteten, sondern für Kopf und Tag im Sommer noch 0,90 M. und im Winter 0,60 M. einbrachten. Die einheimischen Arbeiter waren über die Einstellung der Fremdlinge nicht gerade erbaut, da sie dadurch ihr Einkommen geschmälert sahen, zumal sie vielfach vorher schon recht hohe Forderungen verabredet hatten. Ueberhaupt herrschten anfangs gegen die Masse der Kriegsgefangenen hinsichtlich ihrer Bewachung und Ernährung große Vorurteile. Es war den Leuten schwer klar zu machen, daß bei 2 Millionen Gefangenen immer nur 2 auf 135 Bewohner kamen, wenn man die Bevölkerung Deutschlands und Oesterreichs zusammen auf 135 Millionen rechnete. Als man aber sah, daß die Russen fleißige, dabei außerordentlich billige Arbeiter waren und Fluchtversuche selten vorkamen, da stieg auch die Nachfrage nach ihnen. Es gab schließlich kaum einen landwirtschaftlichen oder gewerblichen Betrieb, der nicht Gefangene beschäftigte. Ohne sie wäre es im Kriege auf die Dauer gar nicht möglich gewesen, die Ernte zu bergen und die Felder zu bestellen,

und manches gewerbliche Unternehmen hätte seinen Betrieb einschränken oder gar einstellen müssen.

Nur mit Hilfe der gefangenen Russen konnte auch das Passarge-Kraftwerk bei Pettelkau von der Firma Schichau vollendet werden. Nach 14tägiger Unterbrechung wurden die Arbeiten Anfang September wieder aufgenommen. Am 10. Oktober langten die ersten 150 Kriegsgefangenen an, deren Zahl allmählich auf 566 stieg; bewacht wurden sie von 50 Landsturmännern, 2 Unteroffizieren, 1 Kavalleriewachmeister und 1 Feldwebelleutnant. Die umliegenden Bewohner empfanden den augenblicklichen Zustand angenehm gegen früher, da jetzt vollständige Ruhe herrschte; vor dem Kriege war es oft zu Streitigkeiten und Schlägereien gekommen, weil die Arbeiter aus aller Herren Länder stammten: Polen, Ruthenen, Galizier, Italiener, Tschechen.

2. Wiederaufbau.

Der Wiederaufbau des eingeweihten Stiftsgutes Krossen ging verhältnismäßig flott vor sich. Da 3 Insthäuser und die Försterei stehen geblieben waren, konnten alle Bewohner notdürftig Unterkommen finden. Nach der Herbstbestellung 1914 mußte zunächst wenigstens ein Stallgebäude wieder aufgebaut werden. Bis November war der Pferdestall unter Dach, so daß Pferde und Kühe dort untergebracht werden konnten; ebenso wurden in demselben Jahre noch der Schweinestall, 2 Insthausställe und 1 Insthaus fertig. Im Winter galt es nun, das Holz und die Ziegel zu den weiteren Bauten zu besorgen, die Pläne für die Wirtschaftsgebäude, das Wohnhaus und die Kirche anzufertigen und die Arbeiten an die Unternehmer zu vergeben. Zu Beginn des Frühjahrs wurde mit dem Bau begonnen. Im Herbst standen 2 große Scheunen, 1 großer Viehstall, der Speicher und das Stiftsgebäude neu da. Die Kirche, die gleich im Herbst 1914 mit einem guten Notdach versehen wurde, sollte im Jahre 1916 fertig gestellt werden. Beim Bau beschäftigten die Unternehmer 30 russische Gefangene.

Während die Gebäude des Gastwirts G. in Migeñnen schon im Sommer 1915 wieder dastanden, war der Aufbau des Schulzischen Gehöftes in Millenberg wegen Mangels an Arbeitskräften im November noch nicht beendet.

3. Verkehr.

Der modernen Ausgestaltung des Kriegswesens entsprechend, das sich alle Errungenschaften der Neuzeit in umfassendster Weise nutzbar

machte, wurde gerade das Verkehrsweisen durch den Krieg stark beeinflusst. Schon am 2. Mobilmachungstage erfolgte eine erhebliche Einschränkung des Personen- und Güterverkehrs, der am 3. ganz aufhörte, um erst nach einigen Wochen in sehr beschränktem Maße wieder aufgenommen zu werden. Aber es gab namentlich auf der Ostbahn infolge des Zweifrontenkrieges, der wiederholt Umgruppierungen von der Ost- zur Westfront und umgekehrt nötig machte, immer wieder starke Unterbrechungen des Personen- und Güterverkehrs. Unablässig rollten Militärtransporte nach Osten und Westen. Die Verpflegung unserer Riesenheere und ihre Versorgung mit Munition und sonstigem Kriegsbedarf stellten an die Eisenbahn die größten Anforderungen. Unter diesen Umständen ist es weiter nicht verwunderlich, wenn die Zufuhr nach Braunsberg und besonders auch nach Frauenburg, wo die Flüchtlinge die Lebensmittel zeitweise restlos aufgezehrt hatten, wiederholt bedenklich stockte. Besonders machte sich im Winter 1914 auch einige Zeit hindurch ein recht empfindlicher Kohlenmangel bemerkbar. Diese Anzutraglichkeiten wurden dadurch etwas gemildert, daß der Dampfer „Braunsberg“, solange es die Schifffahrtsverhältnisse gestatteten, den Warenverkehr mit Königsberg, Elbing und auch Danzig vermittelte. Gute Dienste tat auch die Haffuferbahn, die die Beförderung von Gütern, die nach der Anordnung der Linienkommandantur über Elbing hinaus nicht weiter ostwärts gehen durften, nach Braunsberg übernahm. Für die Versorgung mit Kohlen war dieser Umstand von größter Wichtigkeit. Doch nicht allein die Hauptstrecke wurde durch die militärische Inanspruchnahme für die Zivilbevölkerung sehr beeinträchtigt, sondern auch die Nebenbahn Braunsberg—Mehlsack und die eben genannte Haffuferbahn; hier jedoch war der Grund lediglich in dem Mangel an Personal und Material zu suchen, der eine Einschränkung des Verkehrs unvermeidlich machte.

Immerhin konnte der Kreis Braunsberg den Verhältnissen nach mit seinen Eisenbahnverbindungen im Kriege zufrieden sein; besonders gilt dies von der Hauptstrecke, auf der man mit derselben Geschwindigkeit wie in Friedenszeiten sowohl nach Königsberg wie nach Berlin und Breslau gelangen konnte.

Der Russeneinbruch hat auf den Verkehr der Ost- und Haffuferbahn keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt. Dagegen verkehrten auf der Strecke Braunsberg—Mehlsack einige Tage hindurch, als sich bereits in dem südlichen Teil unseres Kreises Kosakenabteilungen zeigten, keine Züge.

Die im Sommer 1914 eingerichtete Autoverbindung Braunsberg—Mehlsack ging mit dem 1. Mobilmachungstage ein, da sowohl der Kraftwagen als auch sein Führer zum Heeresdienst eingezogen wurden.

VII.

Ernte und Ackerbestellung.

Die Ernte des Jahres 1914 war in jeder Beziehung eine gute und wurde dank des günstigen Wetters in bestem Zustande reiflos eingebracht. Obwohl gerade die leistungsfähigsten Kräfte an Menschen und Pferden mitten aus der Erntearbeit fortgenommen wurden, trat doch keine merkliche Störung ein. Wiederholt wurde aber auch auf die Notwendigkeit freiwilliger Erntehilfe dringend hingewiesen, so z. B. in einem Aufruf der „Ermländischen Zeitung“ vom 4. August 1914, wo es heißt: „Krankenpflegerinnen und Schreiberinnen sind überreich vorhanden, aber es fehlt an Erntearbeiterinnen! Frauen, Mädchen, wenn ihr euch für das Vaterland betätigen wollt, helft unseren Landleuten den Hafer einbringen! Hafer binden und Garben zusammenstellen kann jeder und jede oder lernt es in einer Stunde. Ihr Mädchen in der Stadt, eilt auf das Land hinaus, und wenn es auf eine Woche ist! Wenn Gott uns das schöne Wetter erhält, können in 8—14 Tagen noch gewaltige Vorräte an Getreide und Futter geborgen werden, nur muß den Landleuten geholfen werden. Planiert nicht auf den Straßen, laßt die Decken und Spizen liegen und geht Hafer binden! Die Decken und Spizen verfaulen nicht, aber der Hafer verfault, wenn Regen kommt, und unsere Pferde haben dann im Winter nichts zu fressen.“

Tatsächlich griffen die Frauen und Mädchen wacker zu und vertraten die fehlenden Männer nicht nur mit gutem Willen und großem Eifer, sondern auch mit Kraft und Ausdauer. Recht oft konnte man das „schwache Geschlecht“ hinter der Sense und auch hinter dem Pfluge sehen. Es war ein eigenartiges Bild, wenn die jugendfrische Tochter neben dem altersgrauen Vater mit geschulterter Sense in der Morgenfrühe aufs Feld hinausging. Auch „studierte Herren“ ließen es sich nicht nehmen, freiwillig bei den Feldarbeiten zuzugreifen. Ein Braunsberger Universitätsprofessor und Geheimer Regierungsrat trat als Helfer auf einem benachbarten Stadtgut ein. Er fuhr vierspännig Hafer ein, half Drahtgäune ziehen und arbeitete auf dem Felde. Schulkinder haben oft mehr geschafft als man ihnen zugebraut hätte.

Bald war sogar ein Ueberangebot an Arbeitskräften vorhanden, und die im Kreishause eingerichtete Vermittlungsstelle für Erntehilfe mußte schon am 11. August „Schüler und Schülerinnen, auch Pfadfinder und ähnliche freiwillige Helfer“ zurückweisen, da der Bedarf gedeckt sei.

So konnte die „Ermländische“ vom 15. August 1914 berichten: „Die Ernte im Kreise Braunsberg ist glücklicherweise unter Dach und Fach gebracht und läßt einen guten Ertrag erhoffen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Ebenso wurde auch die Herbstbestellung bis auf ganz wenige Ausnahmen in dem gewöhnlichen Umfange erledigt, und mit Hilfe der Urlauber¹ und Kriegsgefangenen konnte im Frühjahr 1915 auch die Sommerung eingesät werden. Leider war die Witterung in diesem Jahre für das Wachstum äußerst ungünstig. Von April bis 24. Juni regnete es nur zweimal in geringer Menge. Zu dieser Dürre gesellten sich bis Johanni öfter starke Nachtfroste und glühender Sonnenbrand bis 33 Grad im Schatten. Trotzdem stand das Getreide auf besserem Boden, wenn auch kurz und dünn, doch immer noch mittelmäßig. Die Strohernte betrug jedoch nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{2}{5}$ der normalen Ernte, an manchen Stellen noch weniger, der Körnerertrag aber war wider Erwarten gut, zumal das Korn bei der Hitze und Trockenheit sehr voll und mehlsreich geworden war. Der erste Schnitt Rauhfutter ergab kaum $\frac{1}{3}$ der gewöhnlichen Menge. Gut gedieh dann der Grummet, das wenige Gemüse (es hatte an Pflanzen gefehlt) und besonders die Kartoffeln. Um Stroh und Futter zu sparen, benutzte man Waldstreu und trieb das Vieh noch nach Martini auf die Weide.

VIII.

Ernährung und sonstige Lebenshaltung.

Seit Oktober 1914 las man fast täglich in den Zeitungen: „Spart mit Lebensmitteln! Eßt Kriegsbrot! Die Feinde wollen uns aushungern!“ Der Bundesrat setzte das Ausmahlungsverhältnis von Roggen und Weizen fest und bedrohte das Verfüttern von Brotgetreide mit hohen Strafen. Trotzdem wurde zum Weihnachtsfeste noch überall recht viel Kuchen gebacken und auch verzehrt. Da führte die Regierung für das ganze deutsche Reich Brotkarten und für Selbstversorger Mehls-

¹ Als im Mai 15 die großen Siege auf dem östlichen Kriegsschauplatz bekannt wurden, schrieb ein Dorfschüler im Aufsatz: „Hindenburg kann seine Soldaten auf Urlaub schicken und doch siegen“.

scheine ein. Diese Verordnung war entschieden angebracht. Denn besonders in unserer durchweg wohlhabenden Gegend kannte man den Wert des Brotes nicht. Die Kinder kamen regelmäßig mit gewaltigen Brotschnitten zur Schule, von denen nach Unterrichtschluß oft mehr als die Hälfte in den Bänken lagen; die Frühstück- und Vesperbrote mußten die vorschriftsmäßige Größe haben, ob sie aufgeessen wurden oder nicht, und bei den Hauptmahlzeiten durfte das Brot auf dem Gefindetisch ebenfalls nicht fehlen, mochte es nun ein Fleisch-, Erbsen- oder Gemüsegericht geben. Niemand hatte eine Ahnung, mit wie wenig Brot man bei sparsamem Verbrauch auskommen könne; deshalb herrschte anfangs in den arbeitenden Kreisen große Aufregung darüber, daß man sich mit $\frac{1}{2}$ Pfund Brot für den Kopf und Tag begnügen solle. Zunächst konnte man die Notwendigkeit dieser Maßregel überhaupt nicht begreifen, da doch die meisten Bauern noch große Vorräte an Getreide hatten und an eine Hungersnot hierzulande anscheinend nicht zu denken war. Vereinzelt hörte man wohl auch von einem altflugen Arbeiter oder einem naseweisen Pferdejungen die Aeußerung, daß man bei so wenig Brot verhungern oder im Sommer unter der schweren Arbeit mindestens zusammenbrechen werde. Die Bauern, hieß es, lebten im Ueberfluß, und die armen Leute mußten darben. Die Hausfrauen zerbrachen sich den Kopf, was sie nun wohl immer kochen sollten, um ihre Leute satt zu machen. Durch Aufklärung in der Presse, in der Schule und in Privatgesprächen erkannten die Menschen jedoch bald die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Maßnahme, richteten sich willig danach und lernten einsehen, daß sich auch mit wenig Brot sehr gut auskommen ließ und große Brotmengen bisher sinnlos vergeudet wurden. Schon nach wenigen Wochen waren alle Klagen verstummt; auch die größten Schreier hatten erfahren, daß der Bauer trotz großer Vorräte nicht mehr Roggen mahlen lassen konnte als das Gesetz zuließ. Schließlich aß man das „Kriegsbrot“ mit einem gewissen Humor, obgleich es mindestens 10 Gewichtsteile Kartoffelmehl bezw. -Kloden oder mindestens 30 Gewichtsteile geriebene oder gequetschte Kartoffeln enthalten mußte. Zuwiderhandlungen konnten mit 1500 M. oder bis 3 Monaten Gefängnis bestraft werden. Zu leiden hatten unter der Einführung der Brotkarte die Bäcker, denn viele Hausfrauen backten jetzt selbst und streckten den Teig so sehr mit Kartoffeln, daß auf den Kopf weit mehr als 250 Gramm Brot kamen.

Fast schwerer noch als an den beschränkten Brotverbrauch gewöhnte man sich an die Beschlagnahme der Futtermittel.

Als die Felder 1915 frei wurden, ging Jung und Alt Aehren lesen, obgleich das Getreide sorgfältiger als sonst abgeerntet worden war. Manches alte Mütterchen hat mehrere Zentner gesammelt. Andere haben ihren Winterbedarf an Gerste für die Hühner auf diese Weise gedeckt. Hin und wieder gab es auch einen, der sich schon am frühen Morgen aufmachte, um auf noch nicht abgeernteten Feldern zu „lesen“, was natürlich nicht so mühevoll war und mehr schaffelte.

Im Frühjahr 1915 ergaben Zählungen und Berechnungen, daß mehrere Millionen Schweine abgeschlachtet werden müßten, wenn die Borstentiere nicht eine ernste Gefahr für die Volksernährung werden sollten. Die Folge dieses „Schweinemordens“ war eine große Knappheit besonders an Feteln, die im Preise gewaltig stiegen. Weiter stand damit die behördlich angeordnete Einschränkung des Fleisch- und Fettverbrauchs im Zusammenhang. Für alle, die Fleisch und Fleischspeisen an Verbraucher verabfolgten, also für Ladenschlächter, Gastwirte und Kostgeber wurde der Fleischverbrauch genau geregelt: Sonntag und Mittwoch herrschte volle Freiheit, Montag und Donnerstag gab es nur Kochfleisch ohne Fettverbrauch, Dienstag und Freitag waren fleischlose Tage, Sonnabend durfte kein Schweinefleisch geboten werden. Auch der Fettverbrauch war eingeschränkt: Sämtliche Empfänger von Deputat in Stadt und Land sollten die ihnen vertraglich zustehenden Lieferungen an Butter und Schmalz nur noch in Höhe von 50 Prozent erhalten. Auch sämtliche Angestellte in landwirtschaftlichen Betrieben, wie Arbeiter, Tagelöhner, Diensthofen, die in Lohn und voller Kost standen, durften nur 50 Prozent des ihnen gewährten Speisefettes (Butter und Schmalz) erhalten. Die fehlenden Fettmengen waren durch Marmelade, Mus, Kunsthonig, Syrup u. dgl. zu ersetzen.

Auf die mangelhafte Kriegsernährung und das schlechte Brot¹ führten die Fachleute die Masernepidemie zurück, die im Juli und August 1915 in Mehlsack unter den Kindern ausbrach, sich meist zur Lungenentzündung ausbildete und einen so bösartigen Verlauf nahm, daß fast jedes erkrankte Kind starb; etwa 30 Todesfälle waren zu beklagen. Ein Gesundheitspflegeauschuß, bestehend aus dem Bürgermeister, einem Arzt und dem Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins, griff tatkräftig und erfolgreich ein; so ließ die Krankheit bald nach oder führte wenigstens nicht zum Tode. Es wurden besonders in die ärmeren Familien, wo Kinder waren, Milch, Weizenbrötchen

¹ Die Bemerkung eines zeitgenössischen Berichterstatters, daß das Mehl vielfach „dem Sande gleich komme“, ist entschieden stark übertrieben.

und andere kräftige Nahrungsmittel hingeschafft und unter der Aufsicht der Vereinsmitglieder an die Kinder verteilt.

Eine der größten Kriegsnöte, unter der besonders die Landbevölkerung, aber auch die ärmeren Schichten der Städter zu leiden hatten, war die *Petroleumnot*. Da die Zufuhr aus Amerika und Rußland aufgehört hatte, waren wir nur auf das rumänische Leuchtöl angewiesen, das, teuer und schlecht, auch nur in unzureichender Menge geliefert werden konnte. Ueber keine Unannehmlichkeit der Kriegszeit wurden so allgemeine und bittere Klagen geführt wie über die Petroleumknappheit.

Die Stadt Braunsberg vermehrte im Winter 1915 die Gasanschlüsse, und manche Leute schafften sich Spiritus- oder Karbidlampen an; trotzdem waren von den 13 000 Einwohnern immer noch 7000 auf Petroleum angewiesen. Daher war die Lage des kleinen Mannes, besonders der Gewerbetreibenden, die die Abendstunden durch gewinnbringende Tätigkeit ausnutzen mußten, recht mißlich. Alle Versuche der Stadtverwaltung, hierin Wandel zu schaffen, brachten nicht den gewünschten Erfolg.

Auf dem Lande konnte Leuchtöl nur für die Stallaterne geliefert werden. 60 kg im Monat auf eine größere Ortschaft verteilt, waren natürlich selbst für diesen einen Zweck völlig unzulänglich. Der größere Teil der Landbevölkerung hätte sich Spiritusbrenner oder Karbidlampen leisten können, doch, wie ein Berichtstatter treffend bemerkt, ist der ermländische Bauer an etwas Neues schwer zu gewöhnen. So brannte man meistens Stearinkerzen, die teuer und nicht immer zu haben waren. Auch griff man wohl wieder zum alten Talglicht, aber selbst hierin sahen manche Vaterlandsfreunde bei der herrschenden Fettnot eine Verschwendung.

IX.

Die Schulen.¹

Eine zusammenfassende, einigermaßen vollständige Darstellung der Zustände und Verhältnisse in der ersten Kriegszeit darf die Geschichte der Schulen nicht übergehen. Hier sprudelte der Quell nationaler Begeisterung in urwüchziger Frische und Kraft, hier kam die Hingabe an den vaterländischen Gedanken reiner und lauterer als anderswo zum Ausdruck. Nach einem berühmten Ausspruch hat der

¹ Wo Ortsangabe fehlt, handelt es sich um Braunsberger Schulen.

preußische Schulmeister die Schlacht bei Sadowa gewonnen; er hat aber auch zum guten Teil die Siege im Weltkrieg errungen. Die Lehrkräfte in Stadt und Land haben schon im Frieden, besonders aber in der Kriegszeit, die ihr anvertraute Jugend mit einem heiligen Feuer zu durchglühen gewußt, daß vier schreckliche Kriegsjahre mit all ihrem Jammer und all ihrem Elend kaum zu erstickten vermochten. Was schwache Kinderkräfte in jenen schweren Zeiten für die Heeresverwaltung und das Wirtschaftsleben geleistet haben, läßt sich nicht beschreiben, geht auch über unser Fassungsvermögen hinaus. Es hört sich märchenhaft an, daß Knaben von 13—14 Jahren die kleine Wirtschaft selbständig geführt haben, es ist Tatsache, daß der große Zusammenbruch viel früher eingetreten wäre, wenn die Kinder versagt hätten. Wer hat den größten Teil der Kriegsanleihezeichnungen bewirkt, wer war die Seele der unzähligen Sammlungen, welcher Art sie auch sein mochten? Die Schüler waren es, wobei das sog. schwache Geschlecht sich noch stärker und leistungsfähiger zeigte als das männliche. Der unermüdblichen Arbeit von Schülern und Lehrern ist es vor allem zu verdanken, daß das zurückgehaltene Goldgeld endlich doch aus der „Beilade“ oder sonstigen Verstecken herausgeholt wurde. Ein Rentempfangener in einem kleinen Dorfe brachte schließlich seine sorgsam behüteten 1000 Mark und ein kleiner Handwerker sogar die doppelte Summe zur Reichsbank.

Es dürfte daher angebracht sein, im folgenden das Kriegsleben der Schulen im Kreise Braunsberg, soweit darüber Nennenswertes zu sagen ist, näher ins Auge zu fassen. Auch hier wird die Schulgeschichte der Kreishauptstadt ein ungefähres Bild vom ganzen Kreise geben.

Die Königl. (jetzt staatl.) Akademie.

Die allermeisten Studierenden der Hochschule folgten dem Rufe zur Fahne. Von den 33 Studenten, die in den Krieg zogen, sind im ersten Kriegsjahr 4 gefallen, 2 wurden vermißt und 1 geriet in französische Gefangenschaft.

Von den Dozenten war der Professor der Theologie, Dr. Poschmann, seit Oktober 1914 als Divisionspfarrer in Flandern tätig. Die Vertretung seiner Vorlesungen besorgten die übrigen Professoren der theologischen Fakultät.

Bald nach Gründung des „Akademischen Hilfsbundes“ wurde auch in Braunsberg eine Hilfsgruppe geschaffen mit dem zeitigen Rektor der Akademie als Vorsitzendem. Als am 6. November 1915 in Königs-

berg der ostpreußische Verband des „Akademischen Hilfsbundes“ gegründet wurde, wählte man den Rektor der Akademie zum stellvertretenden Vorsitzenden.

Das Königl. Gymnasium (jetzt Hermann-von-Salza-Schule).

Der Sturm der Mobilmachung und des Krieges brachte der alt-ehrwürdigen Schule im August und September 1914 unruhige, wechselvolle Tage. Hauptsächlich infolge der Verkehrsschwierigkeiten erschienen beim Schulanfang am 4. August nur 214 Schüler. Zahlreiche Jungen waren sofort zu den einzelnen Truppenteilen abgereist, um sich zu stellen. Am 5. August wurde die von der Behörde angeordnete Notreiseprüfung abgehalten, in der sämtliche Oberprimaner für reif erklärt wurden. Diese traten sofort ins Heer ein, ebenso eine Reihe von Schülern aus den Klassen UI bis O III, darunter 6, die kaum 16 Jahre alt waren. Insgesamt waren bei Beginn des Krieges freiwillig eingetreten 101 Schüler. Später meldeten sich noch 1 Abiturient, 1 Obersekundaner und 4 Untersekundaner mit Erfolg. Die Gesamtzahl der Eingetretenen betrug am 1. November 1915 111, ein Hundertsatz, den sonst keine ostpreußische höhere Schule erreicht hat. Mit welchem Ungestüm sich die jungen Leute zu den Waffen drängten, beweist folgender Fall: Ein Sekundaner von schwächlichem Körperbau wurde von dem untersuchenden Stabsarzt als militäruntauglich abgewiesen wegen „zu schmaler Brust“. Da redete sich der Jüngling auf und rief: „Aber breit genug für eine Kugel und ein eisernes Kreuz!“ Er wurde genommen.

Von dem soldatischen Selbstbewußtsein und stark ausgeprägten Ehrgefühl der jungen Krieger zeugt die Veröffentlichung eines Braunsberger Kriegsfreiwilligen in der „Ermländischen Zeitung“ vom 28. Oktober 1914, wo er im Namen seiner Kameraden mit Entrüstung das unsinnige Gerede zurückweist, die Freiwilligen hätten sich beim Vorgehen gestraubt, ja sogar — geweint. Ganz im Gegenteil habe gerade das mutige Verhalten der Kriegsfreiwilligen hervorragende Anerkennung seitens der Vorgesetzten gefunden. —

Aus der Lehrerschaft traten 6 Mitglieder ins Heer ein. Am 6. und 7. August konnte der Unterricht noch ordnungsmäßig gehalten werden, doch am 8. mußte er schon aussetzen, weil die Zahl der erschienenen Schüler nur noch 15 betrug.

Mitte August wurde der Schulbetrieb wenigstens für die Hauptfächer wieder aufgenommen und seitdem (von der kurzen Unterbrechung vom 27. August bis 9. September abgesehen) regelmäßig durchgeführt.

Die Anstaltsgebäude blieben der Schule fast ganz zur Verfügung. Seit 23. September 1914 waren Turnhalle und Aula für Kriegszwecke in Anspruch genommen. Diese beiden Räume wurden als Schlafstätten für 2 Abteilungen (gegen 300 Mann) des Rekrutendepots, später des Inf. Reg. 147 eingerichtet und belegt. Der Ausfall des Hallenturnens wurde möglichst durch Übungen im Freien, durch militärisches Exerzieren und Turnmärsche wettgemacht. Als Versammlungsraum der ganzen Schule diente der obere Flurgang.

Im Gegensatz zu den höheren Lehranstalten in den schwer heimgesuchten Grenzgebieten der Provinz hat über dem Braunsberger Gymnasium ein verhältnismäßig günstiger Stern gewaltet. Daher suchten und fanden schon im August einige Flüchtlingsgastschüler Aufnahme, noch mehr in den folgenden Monaten.

Gegen Mitte November langte die erste Trauerbotschaft an, daß ein Schüler (O II) in Rußland den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei. Bis zum 1. Dezember 1914 stieg die Zahl der Gefallenen auf 10. Einem von ihnen, Paul Graff, gab die Schule beim Begräbnis in Braunsberg am 5. Januar 1915 das letzte Geleit. Am 25. Januar 1915 hielt die Schulgemeinde eine gemeinsame stille Gedächtnisstunde für die gefallenen Krieger.

Bei der 3. Kriegsanleihe beteiligten sich die Schüler mit 54 000 M.

Die Goldsammlung wurde am 9. Februar 1915 begonnen und ergab bis zum 15. November die Summe von 16 910 M. Die Sammlung von Altmetallen brachte bis zum 6. Juni 1915 im Verkauf 25 M., die dem Roten Kreuz zugeführt wurden.

Eine Barsammlung für den Fond zur Unterstützung erblindeter Krieger ergab 87 M.

Gummiabfälle wurden im Frühjahr 1915 gesammelt und mehrere Säcke voll der Sammelstelle zugeführt.

Am 15. August 1915 wurde beim Gymnasialgottesdienst eine Kollekte für die Austunftsstelle in Paderborn zum Besten der deutschen Kriegsgefangenen veranstaltet, deren Erlös 68 M. betrug.

Höhere Knabenschule Wormditt: Im Anschluß an den Russeneinfall war die Schule bis zum 15. September geschlossen, von da ab regelmäßig Unterricht.

Das Lehrerseminar.

Gleich bei Ausbruch des Krieges wurden von den 10 Lehrkräften des Lehrerseminars und der Präparandie der Direktor und 4 Lehrer einberufen. Das Anstaltsgebäude wurde als Lazarett für 200 Kranke

eingerrichtet und die Unterrichtsrräume nach der Prrparandie verlegt. Unter den Seminaristen herrschte eine groÙe Begeisterung. Von den 95 Zöglingen des Seminars traten 60 sofort freiwillig ein. Andere, die sich später meldeten, mußten wegen des groÙen Andranges auf später vertröstet werden. Im ganzen sind bis 1. November 1915 90 Schüler ins Heer getreten. Am 12. August machten die 30 Zöglinge des Oberkurses die Notprüfung. Ein eigenartiges Bild! 17 erschienen schon in Uniform, wobei alle Truppengattungen vertreten waren. Der Unterricht, der Mitte August in vollem Umfange, wenn auch mit verkürzter Stundenzahl, aufgenommen wurde, konnte nicht lange fortgesetzt werden; denn bald fand eine Musterung der zurückgebliebenen Seminaristen statt. Die für tauglich Befundenen schaffte man nach dem mittleren Deutschland, nach Gotha, Kassel, Hannover. Nach ihrer Rückkehr wurde der Unterricht wieder aufgenommen.

An der Lösung vaterländischer Aufgaben hat sich das Seminar eifrig beteiligt.

Hervorzuheben wäre noch, daß 2 Zöglinge schon nach $\frac{3}{4}$ Jahren und 2 andere nach 1 Jahr zum Leutnant befördert wurden. Von den 10 Präparanden, die freiwillig zur Fahne eilten, haben im 1. Kriegsjahr 3 das Eisene Kreuz erhalten. Soweit bekannt, starben 12 Schüler den Heldentod; auch Präparandenlehrer Schwarz fiel.

Das katholische Lyzeum mit Oberlyzeum und Volksschullehrerinnen-Seminar.

Erst am 18. September konnte der regelmäßige Unterricht wieder aufgenommen werden.

Während der ganzen Dauer des Krieges haben sich die Schülerinnen an vaterländischen Liebeswerken beteiligt, soweit es in ihren Kräften stand. Jede Klasse hatte ihre Sammelbüchse für die Soldaten. Zu Weihnachten 1914 wurden 150 Mark an das Rote Kreuz abgeliefert; 79 Mark waren schon früher gesammelt worden. Am 17. März 1915 brachte eine Sammlung für die Kaiser-Wilhelm-Spende deutscher Frauen 178 Mark.

Beim Einsammeln des Goldgeldes waren alle Klassen tätig; in wenigen Tagen konnten über 9000 Mark in Gold bei der Stadtparkasse eingewechselt werden. Das Provinzial-Schulkollegium hatte für die eifrigsten Sammlerinnen 6 Preise gestiftet.

Ungefähr 300 Bücher aus der Reichsbuchwoche wurden den Verwundeten im Lazarett überwiesen.

Die evangelische höhere Mädchenschule.

Eine Reihe geflüchteter Familien aus anderen Kreisen hatten ihren Wohnsitz in Braunsberg aufgeschlagen und ließen die Kinder daselbst die Schulen besuchen. In die evangelische höhere Mädchenschule traten 20 Flüchtlingskinder ein, denen bei offenkundiger Notlage auf Antrag der Eltern das Schulgeld erlassen wurde.

Die Schülerinnen wirkten eifrig mit, die Kriegsnot zu lindern. Viele halfen in der Anfangszeit bei der Verpflegung der durchziehenden Truppen auf dem Bahnhof. Bei den verschiedenen Sammlungen hatten sie schöne Erfolge.

Der Handarbeitsunterricht befaßte sich mit der Herstellung von warmen und anderen nützlichen Sachen für die Truppen. Die Wolle lieferten die Kinder selbst.

Am Nachmittag von Kaisers Geburtstag 1915 bereiteten die Schülerinnen der oberen Klassen den Verwundeten im Lazarett des evangelischen Gemeindehauses eine stimmungsvolle Feier. Kriegsgedichte wurden vorgetragen und Lieder gesungen.

Die katholische Knabenschule.

Der Unterrichtsbetrieb wurde zwar nicht wie in den höheren Schulen unterbrochen, erlitt aber gleich bei Beginn große Störungen. Nach Ablauf der Sommerferien mußten die Knaben noch 4 Tage im Freien beschäftigt werden, weil im Schulgebäude die zu Anfang erwähnten 250 russischen Zivilpersonen bis zum Weitertransport am 7. August lagerten.

Vom 1. April bis 1. Oktober 1915 war das Schulgebäude mit Militär belegt. Der Unterricht fand in diesem Zeitraum an den ersten 3 Vormittagen und den 3 letzten Nachmittagen der Woche im Mädchenschulgebäude statt.

Stets wurden die Schüler angehalten, sich in dieser schweren Zeit als dienende Glieder des deutschen Volkes nützlich zu machen. Bei Erntearbeiten waren sie rege tätig. Auch entfalteten sie einen großen Sammeleifer. Bis 1. November 1915 wurden 15 600 Mark in Gold zusammengebracht. Einen besonderen Ansporn erhielten die Knaben dadurch, daß ihnen bei günstigen Ergebnissen ein schulfreier Tag gewährt wurde. Auch die Metall- und Gummi-Sammlung hatte guten Erfolg (4½ Zentner Metall, 2½ Zentner Gummi).

Beim Sammeln von Eicheln waren an 4 Tagen 180 Schüler tätig. Für 8 Zentner wurden 46 Mark zum Besten der verwundeten Krieger

erzielt. In die Rote-Kreuz-Kasse der Knabenschule brachten die Kinder fortgesetzt kleinere Geldbeträge (395 Mark).

80 Schüler hielten die „Kriegsruhmblätter“, herausgegeben vom Hilfsverein deutscher Frauen Berlins. Der Reingewinn gehörte den bedürftigen Kindern von Kriegern (316 Mark). Bei der Sammlung von Weihnachtsliebepäckchen waren die Schüler besonders eifrig. Fast jeder brachte eine kleine Gabe. Grüße und kleine Weihnachtsprüche den Päckchen beigegeben zu dürfen, erhöhte die Freude der kleinen Spender. Besonders froh erstrahlten die Gesichter der Jungen, als viele Danksscheiben nach der Weihnachtszeit 1914 für sie eingingen.

Der Weihnachtsfeier 1914 in der Schule wohnten auch 60 Verwandte bei. Auf die Kriegszeit passende Lieder und Gedichte wurden von den Kindern vorgetragen, Ansprachen gehalten und den Soldaten kleine von den Schülern gespendete Gaben überreicht.

Nach der Einnahme von Warschau sang ein Chor von 450 Schülern „Großer Gott“, „Deutschland über alles“ und „Die Wacht am Rhein“. Schulrat Prylewski hielt eine Ansprache.

Mit ähnlichen Darbietungen erfreuten die Schüler der Oberstufe die Soldaten bei 12 Lichtbildervorträgen, die der Rektor in den Revieren des Lazarett hielt.

Nach großen Siegen wurden Schulfeiern gehalten (8 im ganzen) und auch einige patriotische Umzüge durch die Hauptstraßen der Stadt veranstaltet.

Am 30. August 1915 fand eine Tannenbergfeier der 3 Volksschulen statt. Bei der Generalprobe am Tage vorher hatten die Verwundeten aus dem Lazarett Zutritt. Der Reingewinn brachte 1150 Mark zur Unterstützung der Hinterbliebenen gefallener Krieger.

Die evangelische Volksschule.

Da kein Lehrer eingezogen war, konnte der Unterricht voll erteilt werden.

Bei der zweiten Flucht waren 154 Flüchtlingskinder unterzubringen. Weil nun mehrere Klassen stark überfüllt waren, wurde auf Antrag des Rektors mit Genehmigung der Regierung für die Kinder von Flüchtlingen eine besondere zweiklassige Schule eingerichtet und in dem Gebäude der evangelischen Schule untergebracht. Zur Beschaffung der notwendigen Lernmittel bewilligte die Regierung eine Beihilfe von 120 M. Die Flüchtlingschule bestand vom 7. Januar bis 4. Mai 1915.

Vom 15. November 1914 bis 30. September 1915 hielt sich auch das Insterburger Lehrerseminar in Braunsberg auf, und die evangelische Schule hatte die Kinder für die Seminarübungsschule zu stellen. Während die Seminar Klassen in der landwirtschaftlichen Winterschule unterrichtet wurden, war die Übungsschule in den Räumen der evangelischen Volksschule untergebracht.

Am zwei Tagen lasen die Lehrer mit den Schülern auf der Feldmark Hammersdorf Aehren, die 44 Mark einbrachten. Kastanien, Eicheln und Linden Samen wurden ebenfalls gesammelt. Die Mädchen der oberen Klassen strickten 200 Paar Socken, ferner Pulswärmer, Knieschützer u. s. w. für die im Felde stehenden Soldaten.

Die Kinder der Mittel- und Oberstufe erhielten Unterweisung im Anfertigen richtiger Feldpostaufschriften.

Braunsbergs Bildungsstätten mit ihrem Leben und Streben geben, wie gesagt, schon ein ziemlich genaues Bild von dem Geiste, der sämtliche Schulen des Kreises in der Kriegszeit durchwehte. Nur einiges sei noch zur Ergänzung hinzugefügt, vor allem auch, um das stark pulsierende Schulleben auf dem Lande zu würdigen.

In den W o r m d i t t e r Volksschulen setzte der Unterricht anlässlich des Russeneinfalls etwa eine Woche aus, sonst war er regelmäßig. Vom 9. Januar bis 31. April 1915 wurden die Kinder der Flüchtlinge von einem Flüchtlingslehrer in einer Klasse unterrichtet.

Die Schüler der katholischen Knabenschule sammelten nach der Beschickung der Stadt 4000 Patronen und Hülsen. Ein Kriegsunterhaltungsabend brachte 400 Mark für erblindete Krieger.

Die Schülerinnen der beiden Mädchenschulen waren äußerst eifrig im Sammeln und Stricken. Die katholische Schule sandte Weihnachten 1914 47 kg Wollsachen ins Feld. Die Mädchen zeigten sich von ihren Erfolgen derartig begeistert, daß mehrere aus der ersten Klasse die Sachen in einem Handwagen selbst zur Bahn beförderten. Die herzlichen Dankbezeugungen der Soldaten waren ein Ansporn zur weiteren Tätigkeit. Zu Ostern wurde wieder eine Kiste mit 25 kleinen Paketen geschickt. Jedes Päckchen enthielt 1 Paar Socken, 1 Handtuch, 1 Taschentuch, 1 Stück Seife, 6 Zigarren, 2 Bouillonwürfel, Brustkaramellen und 10 Feldpostkarten. Nicht nur die mit den Gaben bedachten Soldaten, sondern auch der Hauptmann, an dessen Abteilung die Sendung gelangt war, sandten den Kindern Worte der Anerkennung und herzlichen Dankes. Zwei solcher Schreiben mögen hier wörtlich ihren Platz finden:

., 12. April 1915.

Geehrtes Fräulein!

Herzlichen Dank für die Ostergrüße und für die uns gespendeten Liebespäckchen. Es sind alles sehr schöne und gut verwendbare Sachen, die uns sehr erfreut haben. Mir mangelte es in letzter Zeit schon sehr an Strümpfen, und wie gerufen erschien Ihr Päckchen, mir wurde geholfen, ich erhielt ein Paar Strümpfe. Sage daher eigens meinen Dank.

N. N.

Lupowo, 11. April 1915.

Liebe Schülerin,

Sage vielen Dank für das schöne Päckchen und herzlichen Ostergruß; wir haben Euch daheim auch ein recht fröhliches Osterfest gewünscht, jedoch konnten wir nicht früher schreiben, weil wir die Adresse nicht hatten; noch einmal vielen Dank.

Ein Paar Strümpfe aus starkem Woll,
 Ein Handtuch, fein und wundervoll,
 Ein Stück Seife für Gesicht und Hände, die zarten,
 Und beinahe ein Duzend Karten,
 Ein Taschentuch wird oft gebraucht,
 Die sechs Zigarren werden mit Verstand geraucht.
 Von zwei Würfeln die Bouillon
 Machen stark, das weiß ich schon,
 Und zum Schluß die Karamellen für die Brust —
 Alle diese Sachen fein
 Können beim Soldaten recht nützlich sein.

Viele herzliche Grüße aus dem Felde N. N.

Nach den Sommerferien wurde von den älteren Schülerinnen wieder der Wunsch geäußert, für die Krieger Wollsachen anzufertigen. Um die Kosten für das Material zu beschaffen, wurden auf drei Ausflügen in die Krossener und Karbener Forst gegen 400 Liter Blaubeeren gelesen, die 110 Mark einbrachten. Im Herbst wurden eifrig Kastanien und Eicheln gesammelt (45 Mark) und dafür Wolle gekauft. 81 Paar Strümpfe wurden bedürftigen Angehörigen der Schülerinnen (Vätern oder Brüdern) ins Feld gesandt.

In der 2. Fluchtzeit kamen nach Mehlsack 16 Familien aus Sucha mit ihren Kindern, die alle evangelisch waren. Mit Genehmi-

gung der Regierung wurde daher vom 14. Dezember 1914 ab eine Flüchtlingschule eingerichtet. Den Unterricht erteilte ein Flüchtlingslehrer.

Die Lehrer auf dem Lande hatten es insofern schon recht schwer, als der Schulbesuch sehr unregelmäßig war; denn auf behördliche Anordnung mußten die Schüler „weitgehendst“ für die Hilfe in der Wirtschaft beurlaubt werden. Außerdem waren hier und da eingezogene Berufskameraden zu vertreten. Doch war es für sie Ehrensache, ihren Amtsgenossen an der Front nicht nachzustehen an Verantwortungsbewußtsein und Opfersinn. In einigen Dörfern wurde die Schule nicht einmal während des Russeneinfalls geschlossen, was viel zur Beruhigung der Bevölkerung beitrug. An manchen Orten jedoch, wo sich der Lehrer sofort stellen mußte, fiel der Unterricht von Sommer- bis Herbstferien aus.

Neben der Pfarrei war das Lehrerhaus in den meisten Ortschaften die Zelle, aus der die Keime für die großen Liebeswerke hervorgingen. Dort war der „Baum der Vaterlandsliebe“, der seinen Samen immer wieder in die zarten Seelen der Kinder und die oft sorgenschweren und leidgeprüften Herzen der Erwachsenen streute, am festesten verwurzelt. Die Lehrer hielten es für ihre Aufgabe, die heranwachsende Jugend so zu leiten und zu erziehen, daß sie die große Zeit verstehen lernten, die so reich an Beispielen des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, der Dankbarkeit und Sparsamkeit war. Die Kinder sollten sich diese Tugenden auch aneignen. Ferner wurde ihnen immer wieder eingeprägt, daß Deutschland ohne seine Schuld in den Krieg hineingedrängt worden sei. Was zum Verständnis der Ereignisse auf den Kriegsschauplätzen nötig war, wurde den Schülern beigebracht: die Einteilung des Heeres, die verschiedenen Truppengattungen, die Arten der Kriegsschiffe und Luftfahrzeuge. Sie hörten von den Schlachten an den verschiedenen Kampforten, von dem modernen Schlachtfelde mit den Schützengraben, den heutigen Feuerwaffen, dem Roten Kreuz und der Ernährung im Kriege. In der Erdkunde lernten die Kinder alle feindlichen Staaten mit ihren wichtigsten Städten kennen und auf der Karte zeigen. Um den Stand der deutschen Heere genau verfolgen zu können, wurden Kriegskarten für die verschiedenen Kriegsschauplätze angeschafft. So erlebten die Schüler die große Zeit mit und behielten eine dauernde Erinnerung für das spätere Leben. Auch praktische Unterweisungen wurden nicht vergessen. So erhielten sie z. B. Belehrung über die Beschaffenheit der Feldpostsendungen. Sie lernten richtige Anschriften auf Postkarten und Briefumschläge an die im

Felde stehenden Angehörigen schreiben, ebenso die Ausfertigung einer Postanweisung und Paketadresse an die Soldaten. So war alles darauf angelegt, auch die Daheimgebliebenen in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

Die zahlreichen Schulfeiern, die dazu dienen sollten, den völkischen Geist zu beleben und die vaterländische Gesinnung zu erhalten und zu stärken, wurden in den meisten Landschulen gewissenhaft abgehalten und zweckentsprechend ausgestaltet. Nur in wenigen Orten konnten die Siege nicht gefeiert werden, weil angeblich die Nachricht zu spät eintraf; doch wurden dann die Kinder wenigstens auf die große Bedeutung der Erfolge aufmerksam gemacht. Die Kaisergeburtstagsfeier begann gewöhnlich mit Gebet, worauf patriotische Gedichte und Lieder folgten. In der Ansprache führte dann der Lehrer den Kindern zu Gemüte, wie sie mithelfen könnten, den Krieg zu gewinnen. Ebenso wurden auch die Siegesfeiern als passende Gelegenheit benutzt, den Kindern die gegenwärtige große Zeit vor Augen zu führen, sie an ihre Pflicht dem Vaterlande gegenüber zu erinnern, sie in der Liebe und Treue zu Kaiser und Reich neu zu bestärken.

Die Fortbildungsschulen.

In der schweren und ernsten Kriegszeit sahen auch die gewerblichen Fortbildungsschulen ihre Hauptaufgabe in der staatsbürgerlichen Belehrung und Erziehung der Jugend.

Bei Ausbruch des Krieges wurden diese Schulen durch Verfügung des Regierungspräsidenten vom 6. August 1914 geschlossen, damit die Handwerksmeister ihre Betriebe trotz Entziehung vieler Arbeitskräfte möglichst aufrechterhalten könnten. Die Wiederaufnahme des Unterrichts in Braunschweig erfolgte für die Klassen mit Bauhandwerkern und gemischten Berufen am 2. November 1914, in der Bäckerfachklasse am 7. Januar 1915. Die Unterrichtsstundenzahl wurde mit Genehmigung des Regierungspräsidenten zum Teil erheblich herabgesetzt.

Der Schulbesuch ließ vielfach zu wünschen übrig. Viele Handwerksbetriebe waren wegen Mangels an Gesellen fast nur auf Lehrlinge angewiesen. Diesem Umstande hat der Schulvorstand Rechnung getragen und bei Bedarf in ausgedehntem Maße Lehrlinge vom Schulbesuche beurlaubt.

Die Feiern wurden wie in den anderen Schulen gehandhabt.

In Mehlisfeld erregte die Kriegserklärung in der Fortbildungsschule eine solche Begeisterung, daß die Jungen am liebsten alle ins Heer eintreten wollten, und die älteren (ungefähr 15) aus der 1. Klasse

meldeten sich wirklich. Vier von ihnen wurden sogleich genommen, einer vier Monate später. Wie betrübt und mißmutig waren die, welche teils wegen ihres jugendlichen Alters, teils wegen ihres schwächlichen Körpers zurückgewiesen werden mußten; wie dagegen glänzten die Augen, wie straff richtete sich der Körper und hob sich der Kopf derer, die angemustert wurden!

U n h a n g :

Die Pflege der schulentlassenen Jugend.

„Um die Begeisterung bei den schulentlassenen Jungen weiter zu pflegen und zu fördern, den Haß gegen die Feinde zu erhalten und die körperlichen Kräfte zu stählen“, wurden im Sinne des Min. Erl. vom 16. August 1914, wonach die heranwachsende Jugend vom 16. Lebensjahr ab für den späteren Dienst im Heere vorbereitet werden sollte, „Jugendkompagnien“ gegründet. In Braunsberg zählte diese Jungwehrr 100 Mitglieder: 33 Präparanden, 30 Fortbildungsschüler, 20 Landwirtschaftsschüler, 17 sonstige Berufsangehörige. Übungen wurden nach den dem erwähnten Erlaß beigegebenen Richtlinien an zwei Tagen jeder Woche abgehalten. Eine Besichtigung wurde wiederholt durch den Bezirkskommandeur, Major Freiherrn v. Massenbach in Braunsberg, und einmal durch Leutnant Kayma aus Königsberg vorgenommen. Die Leistungen wurden bestens anerkannt.

Zur Abwechslung fanden Besuche und Wettspiele mit Jugendwehren in den nahe gelegenen Orten statt (Frauenburg, Maßwich, Pettelkau, Liedmannsdorf, Gr. Rautenberg). Nach großen Siegen gab es Fackelzüge durch die Stadt, wobei die Musikkapelle spielte und am Kriegerdenkmal der Kompagnieführer, Rektor Schwarz, patriotische Ansprachen hielt.

Bei den Mitgliedern galten keine Unterschiede im Glaubensbekenntnis, kein Ansehen von Stand und Rang des Vaters. Unzuträglichkeiten kamen also in dieser Beziehung nicht vor.¹

Solche Jugendkompagnien wurden, zum Teil auf Anregung des Ortspfarrers, in allen Kirchspielen gebildet. Hier und da freilich erlahmte der Eifer früh, und die Sache schloß bald ein.

Auch noch durch andere Mittel suchte man die schulentlassene Jugend, die während des Krieges ohne väterliche Aufsicht war, vor

¹ Am Gymnasium schlossen sich 112 Schüler zu einer Jungwehrr zusammen. Die Übungen leitete anfangs ein Feldwebel vom Rekruten-Depot, später ein Unteroffizier vom Inf. Reg. 147.

Verwahrlosung zu schützen. So z. B. versammelten die Lehrer sie an den Sonntagnachmittagen im Schulhause, wo sie durch Gesang, Deklamation und Vorträge unterhalten wurden.

X.

Die Kirche.

Die katholische Kirche.

In hellen Scharen eilten die Gläubigen in die Kirchen, um vor Beginn des gewaltigen Ringens die Sache des Vaterlandes in die Hände des „Herrn der Heerschaaren“ zu legen; man baute fest darauf, daß Gott „Großes an Deutschland tun“ und seiner gerechten Sache zum Siege verhelfen werde. Auch im weiteren Verlauf des Krieges war die Beteiligung am Empfang der Sakramente überaus rege. Noch spät am Abend, wenn die Kirchen längst geschlossen waren, fand sich an manchen Orten täglich eine große Anzahl von Gläubigen auf dem Kirchenplatz ein, die vor dem Missionskreuz andächtig auf den Knien lagen und beteten. Um diesen Eifer zu erhalten und zu fördern, wurde jeden Tag in Verbindung mit dem Frühgottesdienst eine Kriegsansacht gehalten, am Sonntag im Anschluß an den Hauptgottesdienst. Anderswo versammelte sich die Gemeinde wöchentlich zweimal zu einer Abendandacht, bei welcher auch die Namen der aus dem Kirchspiel Gefallenen verlesen und ihrer fürbittweise gedacht wurde. In manchen Kirchen wurde jedesmal, wenn der Heldentod eines Gemeindemitgliedes bekannt geworden war, für seine Seelenruhe eine feierliche Andacht gehalten.

Die zu den Fahnen gerufenen Mannschaften begaben sich vor dem Ausrücken regelmäßig ins Gotteshaus. In großer Zahl drängten sie sich zu den Sakramenten, um zunächst ihre Rechnung mit dem Himmel zu machen, um Gott zu geben, was Gottes ist; dann wollten sie mit reinem Gewissen voll Mut und Begeisterung dem Rufe des obersten Kriegsherrn folgen und so auch dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Am ersten Mobilmachungstage, einem Sonntag, erinnerten die Geistlichen die Gläubigen im Anschluß an das Evangelium von der Zerstörung Jerusalems an den Ernst der Zeit und mahnten die Kämpfer sowohl wie die Zurückgebliebenen an die Pflicht, welche die große Zeit ihnen auferlege.

Abgesehen von der Sorge für das leibliche Wohl ihrer im Felde stehenden Kirchspielsangehörigen, das sie durch reichliche Zuwendung

von Liebesgaben zu fördern suchten, waren die Seelsorger auch auf ihre geistigen Bedürfnisse bedacht. Vor der Abreise begaben sich die Rekruten aus der Kirche noch vielfach ins Pfarrhaus, wo ihnen der Geistliche nebst den letzten kurzen Belehrungen auch ein Büchlein über die religiösen und sittlichen Pflichten des Soldaten mitgab. Ins Feld wurde ihnen ein passendes Soldatengebetsbuch gesandt. Alle zwei Wochen erhielten die, deren Adressen der Seelsorger erfahren konnte, ein Büchlein: „Stimmen der Heimat, Feldpredigten von Heinrich Mohr“ durch die Feldpost zugesandt. Die meisten der damit Bedachten haben in zum Teil rührender Weise ihren Dank dafür ausgesprochen.

Daß die Geistlichen in Stadt und Land als die Seelenführer ihrer Gemeinden ihren Einfluß auf dem Gebiete der Liebestätigkeit mit Eifer und Erfolg geltend machten, bedarf kaum noch der Erwähnung; sie unterstützten aber auch tatkräftig die Anordnungen der Behörden hinsichtlich der Lebensmittelversorgung und der Goldablieferung. Am 7. 12. 1914 erläßt der erml. Bischof eine Verordnung an die Geistlichen der Diözese, darauf zu sehen, daß das Goldgeld an die Reichsbank abgeliefert werde. Auf die Vorstellungen des Ortsgeistlichen hin brachte ein Bauer 500 Mark in Kaiser-Friedrich-Goldstücken, gewiß eine wertvolle Sammlung, zur Reichsbank.

Bei Einführung der Brot- und Mehlkarten ermahnte der Landpfarrer in der Kirche, in Vereinen und bei gelegentlichen Versammlungen die Kirchspielsangehörigen, es doch damit recht genau zu nehmen, sich im Haushalt und bei Vergnügungen Beschränkungen aufzuerlegen, um den Aushungerungsplan Englands zu schänden zu machen und den Brüdern in der Stadt die Lebensmittel zu vermehren und zu verbilligen. Dadurch unterstütze man zugleich die Helden an der Front und trage zum endgültigen Siege bei, der allein die Grundlage eines dauernden Friedens sein könne. In diesem Sinne wurde auch der „Zern“ bei Begräbnissen in manchen Orten abgeschafft.

Trotz der Verteuerung der ganzen Lebenshaltung fielen die Kollekten auch in den Stadtkirchen bedeutend reicher aus als im Frieden.

Arbeiten zur Bergung der Ernte und Bestellung der Felder wurden gemäß bischöflichem Erlaß an allen Tagen mit Ausnahme des 1. Pfingstfeiertages und des Fronleichnamstages gestattet.

Die evangelische Kirche.

Während der Mobilmachung fanden in Braunsberg zweimal Gottesdienste für die daselbst zusammentretenden Truppenkörper statt, bei welchen fast die gesamte Mannschaft mit ihren Offizieren am

Abendmahl teilnahm. Von der Gemeinde gingen die Einberufenen ebenfalls alle vor dem Ausrücken mit den Ihrigen, soweit dazu Zeit war, zum Abendmahl.

Sofort nach Beginn des Krieges wurden Kriegsgebetstunden, und zwar am Donnerstag Nachmittag, eingerichtet.

Auch hier verdoppelte sich der Ertrag der Kollekten im Vergleich zur Friedenszeit.

XI. Die Gerichte.

Land- und Amtsgericht Braunsberg.

Da die Gerichtsgeschäfte im Kriege um etwa ein Drittel zurückgingen, konnten sie von den zurückbleibenden Beamten ohne besondere Schwierigkeiten erledigt werden. Wegen bedrohlicher Nähe des Feindes wurde der Dienst vom 26. August bis 7. September 1914 eingestellt. In der betr. Verordnung jedoch heißt es: „Der Schluß des Gerichts am heutigen Tage bietet keinen Anlaß zur Beunruhigung, sondern ist lediglich aus dem Grunde erfolgt, weil in der jetzigen kriegerischen Zeit die Parteien weder Zeit noch Lust zu einem Erscheinen vor Gericht haben.“

Da in diesen Tagen die Post Sendungen nicht mehr beförderte, wurden sämtliche Kassenbücher nebst Belegen und Kassenabsluß ebenso wie die Testamente im Grundbuchgewölbe untergebracht. Der Kassenbestand war vorher an die Beamten als Gehaltsvorschuß gezahlt worden.

Amtsgericht Wormditt.

Von den Beamten wurde niemand zum Heeresdienst einberufen, daher ging der Betrieb zunächst unverändert weiter. Bei der Russengefahr am 25. August wurde der bare Kassenbestand unter die Beamten entsprechend verteilt und der Kassenführer mit seinen Büchern über die Weichsel geschickt, um sie bei der Justizhauptkasse in Marienwerder niederzulegen. Am 7. September wurden auch in Wormditt die Geschäfte wieder aufgenommen.

Staatsanwaltschaft Braunsberg.

Hier ruhte der Betrieb vom 26. bis 30. August. Nur die eiligsten Geschäfte fanden ihre Erledigung durch den in Braunsberg verbliebenen ersten Staatsanwalt.

Wichtige Akten wurden der Sicherheit wegen in das Grundbuchgewölbe geschafft.

Das Gefängnis war in den kritischen Tagen ebenfalls geräumt. Am 22. August 1914 wurden aus dem gefährdeten Gerichtsgefängnis in Insterburg 64 Gefangene (darunter zwei zum Tode verurteilte) hierher verlegt. Von dem nunmehrigen Gesamtbestand (96 Köpfe) wurden 66 Gefangene aus der Haft entlassen. Die übrigen 30 — Schwerverbrecher — wurden am 25. August über die Weichsel in das Gerichtsgefängnis Pr. Stargard überführt.

Zu der großen Anzahl weiblicher Gefangenen aus Insterburg kam später noch eine Menge Weiber aus dem überfüllten Königsberger Gefängnis.

Ueber das Amtsgericht M e h l s a ß ist nichts Wesentliches zu berichten.

Berichtigung.

S. 53 muß es in der Fußnote 1 statt oben S. 21 heißen: oben S. 45.

Beiträge zur Dorotheenforschung.

Hans Westpfahl.

Vorwort: 75 Jahre ist es her, seit Franz Hipler in der Erm-ländischen Zeitschrift seinen Aufsatz „Meister Johannes Marienwerder und Dorothea von Montau“ erscheinen ließ und damit die Dorotheenforschung neu begründete. Wer sich heute ernsthaft mit der Gestalt der Frau von Montau beschäftigen will, kann an dieser und den folgenden Arbeiten Hiplers nicht vorübergehen. Es sei hier vor allem noch hingewiesen auf die mustergültige neuhochdeutsche Ausgabe der mhd. Vita von 1893 und auf die des Septililiums von 1885, der weitere große Editionen folgen sollten.

Seitdem ist das Interesse für Dorothea immer stärker geworden. Namhafte Forscher haben Beiträge über sie geliefert. Wir nennen hier nur: Kühle 1925, Funk 1927, Nieborowki 1933, Birch-Hirschfeld 1935 und 1938, Krollmann 1938. Aber noch vieles bleibt zu tun. Noch fehlt eine große wissenschaftliche Biographie, es fehlt eine eingehende theologische Untersuchung. Vorarbeit dazu will der nachfolgende Aufsatz leisten, der dem Gedächtnis Franz Hiplers gewidmet ist.

Wir bringen eine Reihe von Untersuchungen über den äußeren Rahmen und Verlauf des Dorotheenlebens, die aber keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben; vielleicht kann später eine Fortsetzung folgen. Oft ergaben sich dabei Hinweise auf die großen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge; aber viel mehr als Hinweise konnten es vorerst nicht sein, weil das ganze Gebiet noch zu wenig erforscht ist und auch, weil eine ausführliche Darstellung in eine Arbeit über die Mystik Dorotheas hineingehört. — Wir bieten Untersuchungen bis etwa zum Jahre 1389. Die römische Reise glauben wir ebenfalls in die theologische Arbeit verweisen zu dürfen. Die Jahre 1390—1394 sind bereits in klassischer Weise von Hipler behandelt worden.

Wir wenden uns vor allem an einen ostpreussischen Leserkreis und legen deshalb das am leichtesten zu beschaffende deutsche Dorotheen-

leben von Hipler zugrunde. Den mittelhochdeutschen Urtext geben wir nur an, wo es notwendig erschien. In der sorgfältig mit Belegstellen versehenen Arbeit Kühles kann, wer mehr verlangt, weitere Zitate finden. Dazu bringen wir dann eine Reihe von Stellen aus den lateinischen Viten, die den deutschen Text ergänzen. Die große Vita G haben wir leider nur in Auszügen benutzen können. Von dem Liber de festis konnten wir wenigstens einen Teil heranziehen.

Mögen auch diese kurzen „Beiträge“ dazu helfen, das Verständnis für Dorothea von Montau wachsen zu lassen!

Verzeichnis
der Handschriften und Quellen sowie der wichtigsten Literatur
und ihrer Abkürzungen.

- A = Älteste Vita, ca. 1395 in AS Oct. XIII. p. 493–499. (cf. AS 478, § 22 bis 24. Wurde an den Papst geschickt).
- AS = Acta Sanctorum. Oct. XIII. Vita b. Dorotheae V. Inclusae p 472–584.
- B = ca. 1396, ed. Linda II, in AS p. 499–560. (cf. DH 299. Meister 89–90. AS 474, § 11. Teile sind von Rymann) AS hat eine andere Kapiteleinteilung als Linda.
- C = Confessiones ed. in Septililio p. 207–237. (Confessiones b. D. Die Betsüchten der sel. Dorothea v. Montau.) EZ. VI p. 147 ff.
- D = Deutsche Vita ca. 1403: Das leben der zelygen frawen Dorothee clewsenerynne yn der thumkirchen czu Marienwerdir des landes cru Prewszen. Gedr. 1492. In Ss r. Pruss. II. 197–350 (Meister 113 bis 118. AS 476 § 18).
- DH = dieselbe neuhochdeutsch ed. Hipler in EZ. 1893 p. 297–511 Das Leben der seligen Dorothea von Preußen.
- E = Erster Entwurf zu A in Voigt, Cod. dipl. Pruss. V. 82–84. (cf. DH 299, ca. 1395.)
- F = Liber de festis. Ms. ca 1398 (cf. Meister 97–100. AS, 476 § 15). Teile stehen in Ss r Pr und in AS.
- G = Große Vita: Vita venerabilis Domine Dorothee. Ms. (cf. Meister 92 bis 97. AS 475 § 13) ca. 1397, 237 cap.
- L = Libellum papireum Johannis Marienwerder von 1404 ed in Linda, p. 125–168.
- Linda = Andr. Adriani de Linda: Vita magna beatae Dorotheae Pruthenae. Dantisci 1745. 2 Teile: 168 und 140 Seiten. (Erste Auflage Oliva 1702) cf. Meister 90.
- P = Processus in causa canonizationis b. D. 1404. Ms. (cf. As 479 § 27)
- S = Septililium b. Dorotheae Montoviensis. ed. Hipler. Bruxellis 1885. (cf. AS 476 § 16, Meister 100–106) ca. 1399.
- Ss r Pr = Scriptores rerum Prussicarum, Leipzig 1863. II 179–374.
- Su = Summarium (Abriss von A) in AS 478, § 22 erwähnt.
- Meister: Franz Hipler: Meister Johannes Martenwerder und Dorothea von Montau in EZ. III, 166–299. Wir zitteren die Seitenzahlen nach dem Separatdruck, Braunsberg 1865. 135 S. (Man wolle immer 165 Seiten hinzuzählen, um die Seitenzahl von EZ zu erhalten.)
- Die Zahlen hinter den Buchstaben bedeuten die Seiten, a = articulus oder Abschnitt.

Die Werderlandschaft.

Montau liegt im südlichen Teil des Großen Werders¹⁾ am Weichseldamm. Zur Zeit, als der Deutsche Orden in den Besitz des Weichselnogatdeltas kam, war es eine weite Fläche, zumeist wüst und leer, dazu unwegsam durch Schlamm, Sümpfe und breite Wasserstreifen und von Ueberschwemmungen heimgesucht.

Die großzügigen Regulierungsarbeiten des Ordens begannen schon vor 1300. Die notwendigen Menschen kamen zunächst aus den anliegenden Gebieten, dann aber besonders aus den Küstenländern der Nordsee, galt es doch Fachleute des Deichbaus herbeizuziehen. Der Orden stellte Zugtiere und reichliche Arbeitskräfte²⁾ zur Verfügung, und so entstanden die Damm- und Kultivierungsanlagen des Werders und die Dörfer darin. Die Weichsel, Nogat und die Binnengewässer wurden eingedeicht. Ein System von Gräben und Schöpfmaschinen — meist hölzerner Windschöpfwerke mit Wurfkrädern, an Aussehen den Windmühlen ähnlich — durchzog bald das Innere³⁾.

Das Dorf Montau.

Montau, heute Gr. Montau⁴⁾, hat eine Handfeste, die erst zwischen 1342—1345 ausgestellt ist, aber Dorf und Kirche bestanden schon lange vorher. Die Kirche — später nach Dorotheens Tode erweitert und gemauert — war nahe am Damm im Fachwerkbau errichtet. Sie war damals innen 8,65 m breit⁵⁾ und mit schwarzen und weißen Mustern bemalt. Sie hatte ein hohes verschaltes Tonnengewölbe und einen hölzernen Glockenturm mit hohem Helm und achtfertiger Glockenhaube.

¹⁾ mhd. werder=Insel, Schwemmland; damals auch Insel Zantir genannt.

²⁾ Bertram, La Baume, Kloeppel: das Weichsel-Nogatdelta. Dgg. 1924. S. 51.

³⁾ Bertram 11.

⁴⁾ Montow, 1321 zum ersten Male erwähnt. — 1378 auch Muntow, sonst Montaw. Es mag sich um einen alten Flurnamen handeln, etwa auf einen Strudel (montew = Quirl) an der Sandbank in der damals viel breiteren Weichsel hinweisend; vgl. die Karte in Bertram, die zwei benachbarte Sandbänke, eine oberhalb und eine unterhalb Montaus eingezeichnet hat. 1625 hatte die Weichsel bei Montau noch zwei Arme.

⁵⁾ B. Schmid: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienburg. Danzig 1919 S. 180. 8,65 m = 2 fulmische Ruten.

Der Taufstein soll mitten in der Kirche gewesen sein. Der Altar und die Kirche waren den Apostelfürsten Peter und Paul geweiht. Die hölzerne Skulptur, Maria mit dem Kind, ist schon zu Dorotheas Jugendzeit dort gewesen. Der Ecce Homo auf der Außenseite des Wandtabernakels an der Evangelienseite ist wohl erst um 1400 gemalt¹⁾. Draußen war rundum der Kirchhof mit dem Beinhaus und dem Kreuz.

An die Kirche schlossen sich die Häuser an. Montau war ein reines Straßendorf, d. h. eine Doppelreihe von Häusern stand einander gegenüber²⁾. Die Hofbauten darf man sich nicht wie heute vorstellen. Es gab noch keine Vorlauben³⁾, sondern die Bauern, die höchstwahrscheinlich aus Niederdeutschland gekommen waren, haben sicher niedersächsische oder friesische Bauernhäuser gebaut. Das niedersächsische Haus ist ein großer Einbau, in dem Menschen, Vieh und Vorräte zusammen unter ein Dach gebracht sind⁴⁾. Aus Holz⁵⁾ errichtet, hat es hinten, im Fleet, die offene Herdstelle. Hier war der Wohnraum. In den Witen sind einigemale Kammern erwähnt. Wenn es heißt, daß sich Dorothea an eine verborgene Stelle⁶⁾ zurückgezogen hat, so ist dabei wohl an den Boden zu denken. Vom Fleet bis zur Einfahrt an der entgegengesetzten Schmalseite zog sich die Diele, der breite Mittelgang, der als Tenne, Wagenplatz und Arbeitsraum diente. Links und rechts stand das Vieh mit dem Kopf nach innen gerichtet, da-

¹⁾ Schmidt 180.

²⁾ Walter Geißler: Die Weichsellandschaft von Thorn bis Danzig. Braunschweig. 1922. S. 130. — Die nördliche Gabelstraße ist erst später entstanden.

³⁾ Bertram 113 ff, die auch keineswegs aus Holland kommen.

⁴⁾ Bertram 148.

⁵⁾ Lurshmann: Die Aufgabe der hist. Kommission bei der Erforschung mittelalterlicher Kolonisation Ostdeutschlands. In Ostpreuß. Forsch. 4. S. 34. „Das strohgedeckte Fachwerk- oder Holzhaus war das erste, das den ganzen Osten beherrschte.“

Dr. Erhard Riemann schreibt in der Ermland. Ztg. 15. 7. 1939: Die Abart des niederdeutschen Hauses, die wir als „Haus mit Durchgangsdiele“ bezeichnen, ist die kennzeichnende Hausform des ganzen ostelbischen Neusiedellandes. Sie hat sich wahrscheinlich herausgebildet im Bereich der stärksten niederdeutschen Ostsiedlung des 12. Jhd. In der hinteren Ecke der Diele liegt der offene Feuerplatz, der nur mit einer 1 m hohen Mauer umgeben ist (so 1939 in Neu-Passarge). Es gibt keinen Herd und keinen Schornstein. Der Rauch erfüllt Diele und Dachraum und muß durch Türen und Dachöffnungen entweichen. Die Wohnräume sind quer über den hinteren Giebel gelagert. — Das niedere Haus erforderte sehr lange Hölzer für die Dachsparren und sehr starke Stämme für Dielenständer und Balken.

Nach DH 320 gab es „die Traufe einer Rinne am Dach“. L 139 nennt *stillicidia canalium*. Die Montauer werden Schilfdächer gehabt haben.

⁶⁾ B 19 in *abditis et cavernis domus latebat*.

mit man es leicht füttern könnte. Oben lagen die Vorratsräume¹⁾. Gr. Montau war mit 50 Hufen, 24¹/₂ Morgen angesetzt²⁾. Daraus ließe sich die Anzahl der Bewohner ungefähr errechnen. Wenn jeder 1–4 Hufen³⁾ hatte, die Kirche und der Lokator⁴⁾ aber 4, so ergibt das an 20 Bauern; die Familie zu 10 Köpfen angenommen, also rund 200 Menschen um 1347, dazu noch Gesinde und Alte mit 100 Köpfen, also zusammen rund 300 Menschen⁵⁾. Angebaut wurden alle vier Getreidearten. Der unverbrauchte Schlickboden trug reiche Frucht. Die Bauern betrieben aber vor allem Pferde- und Viehzucht. 1383 war den Montauern Fischfang am Weichselufer mit Säcken, Waten, Reusen und Hamen gestattet (Krollmann 177).

Die nähere Umgebung von Montau.

Die Umgebung sah noch nicht so aus wie heute. Der Damm war niedriger. Die Gegend ist ganz flach. Damals gab es sicherlich dort viele Gräben und Brücher. Unterhalb des Dorfes reichte wohl noch die Seelake – ein Hauptarm der Schwente – bis zur Weichsel⁶⁾. Westlich oder nordöstlich von Montau war das Zehn-Hufengut Gorken, auf dem ein slavischer Lehnsmann⁷⁾ saß. An der Stelle des heutigen Kl. Montau lag die curia, der Ordenshof Montau, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts angelegt und militärisch besetzt war, schon 1254 bestand⁸⁾ und eine große Bedeutung für die Verpflegung der stark belegten Marienburg hatte. Ausgedehnte Weidestrecken – 49 Hufen – boten dem Vieh Nahrung. 1387 gab es dort über 200 Pferde, an 100 Rinder, 630 Schweine und fast 3000 Schafe. Dazu gehörte viel Personal, große mit Rohr gedeckte Stallungen und Scheunen, eigene Vieh-, Schaf- und Schweinehöfe, daneben die übrigen

¹⁾ Bertram 112 ff. Das frietische Haus ist ähnlich. Aber das Vieh hat bloß eine Abfette. Die andere ist Dreschdielen und für die Einfahrt. Es hat mehr Platz für die Heuvorräte (B. 116).

²⁾ Handfeste zwischen 1342–45.

³⁾ Bertram 140.

⁴⁾ Nach Christian Krollmann: Gr. Montau „Bäuerliche Personen und Familienkunde im 14. Jhd.“ Elbtng 1938 in Elb. Jahrbuch, S. 15, hatte der Schulze 1588 fünf Freihufen.

⁵⁾ Geisler 202/3: 1772 gab es 83 Haushaltungen und 393 Bewohner, 1910: 53 Häuser und 429 Bewohner. 1258,8 ha.

⁶⁾ Bertram 22.

⁷⁾ Schmidt II und 180. 1323 und 1383. Johan Starost. Krollmann 177.

⁸⁾ Schmidt II.

Häuser samt der Kapelle¹⁾. Seit etwa 1375 gebot darüber ein Pfleger. Ein Weg führte zur Fähre (sie war bei Altweichsel) nach Dirschau, auf dem täglich Ritter oder Leute des Ordens zu sehen waren. So war Montau an die Marienburg—Dirschauer Straße angeschlossen. Marienburg hatte seit etwa 1330 eine Nogatbrücke. Von hier ging die uralte Heerstraße²⁾, Dirschauerweg genannt, nach Westen.

Eine Reitelfähre führte bei Wernersdorf über die Nogat und bei Herdin über die Weichsel. Dazwischen war ein Verbindungsweg, der beide Orte Montau berührte.

Auch die umliegenden Ortschaften treten in Dorotheas späteren Gesichtskreis. Sie kannte sie wenigstens von den Ablaß- oder Kirchweih Tagen her: Mielenz, Biefterfelde mit dem alten Weinhaus³⁾ und die oben erwähnten. Im Südwerder erstreckte sich der große Eichwald, damals viel ausgedehnter als heute⁴⁾, der sicher Holz für die Dörfer und Bauten geliefert hat.

Dorotheas Mutter Agatha.

Agathas Eltern wohnten in Montau⁵⁾. Sonst wissen wir von ihnen nichts. Sie werden Niederdeutsche und sehr religiös gewesen sein.

Agatha ist höchstwahrscheinlich schon in Montau geboren und getauft. Wenn sie 1401 mit „quasi centum“⁶⁾ Jahren gestorben ist, so dürfen wir ca. 1305—1310 als ihr Geburtsjahr ansehen. Von ihren Geschwistern ist uns nichts bekannt. Nach der Sitte der Zeit dürfte Agathe früh verheiratet worden sein, wohl noch vor ihrem 20. Jahre, also um 1325⁷⁾. Die Trauung fand in der Montauer Kirche⁸⁾ statt, die also damals schon bestand.

Der Ehe entsprossen nacheinander neun Kinder⁹⁾, von denen Dorothea¹⁰⁾ 1347 das siebente war, es folgten also bis etwa 1351 noch

¹⁾ Schmid 191. 1423: ein Schirrhauß, Brauhauß, Backhauß, Mälzhauß Keller, 5 Fischertähner.

²⁾ Schmid, über Gnojau und Kunzendorf.

³⁾ Schmid 378. Darin Malereien aus dem 14. Jhd.

⁴⁾ Geiskler 99. Schon 1321 erwähnt (Bertram 40), ein Auewald.

⁵⁾ P 146: per aliquod tempus traxerunt moram in . . . Montau.

⁶⁾ L p 131. 3. 13. L ist 1404 geschrieben. Im Buche B von 1396 heißt es aber auch (B 11) prope centum annos.

⁷⁾ Krollmann (181) nimmt das Jahr 1339 als spätestes Trauungsjahr an.

⁸⁾ Das scheint aus Pfarrer Ottos Aussage hervorzugehen (P 231 a 8). Er hat von der Ehe gehört per plures fide dignos in dicta villa Montaw.

⁹⁾ 1404 scheint keins mehr gelebt zu haben. Der 1395—1407 bezugte Nickel: Willam ist kein Bruder Dorotheas. Vgl. Krollmann 178.

¹⁰⁾ DH 309.

zwei weitere Geschwister. Man nimmt gewöhnlich an¹⁾, daß Dorothea 4 Schwestern und 2 Brüder vorangegangen waren und 2 Brüder folgten, und stützt sich dabei auf Stellen in den Viten wie etwa „sie wurde von ihren Schwestern zur Ruhe gezwungen“²⁾. Das hat viel für sich. Ein Bruder — ob der älteste? — hieß Wilhelm und heiratete später eine Gertrud³⁾, die aus einem anderen Dorfe stammte und jünger als Dorothea war. Agathe wird als sehr religiös bezeichnet⁴⁾. Sie ging spät schlafen und pflegte vorher zahlreiche Venien⁵⁾ und Gebete zu machen. Sie fastete hart und fügte zu den bestehenden Fasttagen noch andere freiwillig hinzu, so bis zu ihrem 60. Lebensjahre einen in der Woche zu Ehren der allerseligsten Jungfrau. Siebenmal im Jahre bereitete sie sich mit Bußübungen und Beten auf die hl. Kommunion vor und pflegte so beharrlich den Rosenkranz zu beten, daß Daumen und Zeigefinger der rechten Hand davon Killen hatten⁶⁾. Hipler faßt sein Urteil über Agathe dahin zusammen, daß Dorothea eine Frucht des Gebetes und der Verdienste ihrer frommen Eltern, besonders ihrer gottseligen Mutter, sei⁷⁾. Es ist schwer, sich ein klares Bild von dem lebendigen — nicht bloß dem religiösen — Menschen Agathe zu verschaffen. Die Frömmigkeitsübungen und die Wohltätigkeit⁸⁾ lagen einfach in der Zeit. Wenn die Mutter nichts von den Wunden Dorotheas wußte, soll man daraus auf ihre Herbigkeit oder auf die Verschlossenheit der Tochter schließen? Wenn Agathe die Klausur als für das ganze Haus schändlich und unehrenvoll bedauert⁹⁾, so darf man dabei nicht übersehen, daß eine Greisin von über 80 Jahren, deren Urteilskraft schon getrübt ist, so spricht. Auf der anderen Seite läßt das Verhältnis Agathes zu dem alten Kaplan Stengel¹⁰⁾ ein freundliches und zutunliches Wesen der alten Frau annehmen. Den Schlüssel

1) Meister 50 letzte 3.

2) DH a4 S. 310 vgl. DH a7 S. 313 die älteren Schwestern, aber vgl. DH a9 Anfang.

3) P 237.

4) Linda 102, DH 309 B a 11.

5) Venien = man warf sich lang auf den Boden oder auf die Knie.

6) Ss r Pr II 202; vgl. Hipler: Meister S. 110 bezw. E3. Sie betete tags bis 1000 Vaterunser. Schon 1350 gab es in Danzig eine eigene Paternostergasse (P = Rosenkranz). Es wohnten darin also Rosenkranzmacher. Vgl. Simson I 70, vgl. auch L 131 ff.

7) Meister S. 110.

8) DH 315 a 10, B a 11.

9) Hipler: Meister S. 110, DH 415 unten.

10) Hipler: Meister S. 110f.

gibt uns vielleicht das im Prozeß¹⁾ geschilderte Gespräch zwischen Agathe und Dorothea in die Hand. Es ist das einzige überliefert dieser Art, darum kann man annehmen, daß es auch wirklich der einzige Versuch Dorotheas gewesen ist²⁾. Agathe ist ein guter redlicher, religiöser Arbeitsmensch, der sich aufrichtig um alle Pflichten gegen Gott und den Nächsten bemüht, ein Mensch ohne Arg und Falsch, hilfsbereit gegen jedermann, gewiß mütterlich und gütig, aber doch ohne Verständnis für das Wesen der genialen Tochter und unfähig sie zu begreifen. Sie war wohl das, was man nüchtern nennt.

Dorotheas Vater Wilhelm Swarte.

Wenn nun die Frage gestellt wird, wem Dorothea die Farbenpracht ihrer Phantasie und die große lebendige Inbrunst ihres Wesens verdankt, so ist man geneigt an den Vater zu denken, denn Töchter gleichen ja oft den Vätern. Wilhelm³⁾ war in Holland geboren. Der Proceßus nennt ihn einen Batavus, er stammte also aus dem Mündungsgebiete des Rheines⁴⁾. Sein Name wird mit *Wilhelmus cognominatus Swarze*⁵⁾ oder *Swarz*⁶⁾ wiedergegeben. Wilhelm hat sich aber sicher in seiner Mundart „Swarte“ genannt. Swarz ist die mitteldeutsche Ordensschreibweise, überdies noch kein Familienname im heutigen Sinne, sondern ein Ueber- oder Beinamen⁷⁾.

Wilhelm wurde also aus irgendeinem Grunde Swarte genannt, sei es, daß er schwarze Haare hatte, was unter den anderen Blonden auffiel, oder sei es, daß seine Gesichtsfarbe dunkel war. Man kann Dorothea 1347 also eigentlich nicht Swarze, sondern nur Tochter des

1) P 238.

2) Dorothea versucht die Mutter nach ihrem inneren Erleben beim Empfange der hl. Kommunion auszuforschen. Agathe hat nie etwas Besonderes gespürt. Sie betont, daß sie eine Sünderin sei. Nach Meister 58 hat D (sonst) niemals mit einem Menschen, selbst nicht mit den nächsten Bekannten, über ihr geistiges Inneres gesprochen.

3) B 11: *Willielmus*.

4) *Advena in terra Prussie, et oriundus de Hollandia*. P 146.

5) Linda 23 schreibt *Schwarze*.

6) L 130.

7) H. Strunk: Ueber den niederdeutschen Anteil an der Altdanziger Bevölkerung. S. 43: „Nach Heinke Lascorbi „Die Dt. Familiennamen“ ist der Zeitpunkt des Festwerdens der Familiennamen ein verschiedener, zum Teile um Jahrhunderte auseinandergehender, verschieden nach der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der verschiedenen Landschaften Die Kopenhagener Grenze von 1400 kann man mit gutem Gewissen (für Danzig) tragen.“ (In *Altpreuß. Forsch.* IV.) D. h. in Danzig wurden die Familiennamen etwa um 1400 fest.

Wilhelm Swarz nennen. Aber der Name blieb dann auf der Familie haften und ist 1404 Familienname geworden¹⁾.

Wilhelm dürfte um 1280 geboren sein²⁾. Er wird wohl nur wenige Jahre vor seiner Hochzeit, die wir auf ca. 1325 ansetzen, nach Montau eingewandert sein. Die Quellen bezeichnen ihn als einen Mann guten Lebens und Rufes³⁾, honestus, devotus⁴⁾, honorabilis⁵⁾. Ueber seine äußeren Verhältnisse erfahren wir: possessiones agrorum et alias competenter habens in bonis temporalibus⁶⁾, sogar in temporalibus abundans⁷⁾. Er war Bauer und wird mithin ein größeres Gut von vielleicht 3–4 Hufen⁸⁾ bewirtschaftet haben. Dem entspricht, daß er mehrere Mägde⁹⁾ im Hause hatte, gewiß auch Knechte¹⁰⁾, die für das Vieh und die Ackerarbeit notwendig waren. Er dürfte aus ähnlichen Verhältnissen gestammt haben¹¹⁾.

Wilhelm brachte aus seiner Heimat das Bild des weiten holländischen Himmels, das schwere Niederfränkisch¹²⁾ und den großen Schatz der Ueberlieferungen, Lieder und Legenden mit. So gab es, beispielsweise in der Diözese Lüttich¹³⁾, in jeder Stadt Refusen, oft mehrere, eine eucharistische Bewegung, in der die Namen Juliana v. Lüttich

1) Vgl. P 237. Wilhelm Swarz.

2) Denn er wird bei seinem Tode 1357 als vir grandaevus (B 2) bezeichnet (AS 481 § 37 u. 504 § 11), danach war er bei seinem Tode also etwa 77 Jahre alt, mithin 25 Jahre älter als Agathe.

3) Linda 102.

4) B a 11.

5) L 130.

6) Pfarrer Otto von M. in P 230.

7) Linda I 23.

8) Jede zinste zu Fastnacht mit 1½ Mark (Krollmann 178) So um 1390.

9) D I 4 und DH I 6, B 17 sind „husdtrnen“ erwähnt. B 15: ancillae matris. B 16. Heute rechnet man je Hufe in der Niederung 4 Pferde, 10–12 Milchkühe, dazu Jungvieh, 4 Knechte und 2 Mägde. Das ergäbe 16 Pferde und 40 Kühe. Die Zahlen von 1387 in der curia Montau machten je Hufe aus: 4 Pferde, 2 Rinder, 12 Schweine und 60 Schafe. 16 männliche Arbeiter und 8 Mägde bei 4 Hufen dürfte Wilhelm schwerlich gehabt haben. Wegen der bei Regenwetter unergründlichen Straßen brauchte man viel Pferde als Zugtiere.

10) DH 322 Hausgesinde.

11) Sein Haus stand nach der Ueberlieferung auf der Stelle, wo jetzt das vorletzte Gehöft am Nordostende der Dorfstraße ist. Wilhelm ist also wohl einer der letzten Zuzügler gewesen. Im übrigen wissen wir nicht, ob er sein Haus neu baute, oder ob er eingetretet hat.

12) Strunk.

13) AS Okt. XIII p 100 ff.

und Ida v. Leeuw¹⁾ — um nur zwei zu nennen — bedeutsam sind. Ida, die noch in Wilhelms Jugendjahren lebte, empfing täglich die hl. Kommunion.

Die Ehe Wilhelms mit Agathe war glücklich. Wilhelm war eine ganz und gar religiöse Natur und vermutlich von den Ehegatten das beweglichere, tiefere, gemütvollere, mehr mit Phantasie begabte Element.

Der Pfarrer von Montau.

Unbekanntens Namens, starb er 1362²⁾, war also bei der Taufe Dorotheas (15 Jahre vor 1362) wohl schon in vorgerücktem Alter. Er wird mit sehr sympathischen Zügen gezeichnet: 1353³⁾ hört er mit großer Geduld das Kind Dorothea oft, mitunter zweimal tags Weicht. Seine Seelsorgskinder üben in Montau eine harte Askese in Fasten und Buße. Das Kind Dorothea macht bereits viele Venien⁴⁾. Man hat eine besondere Liebe zur Mutter Gottes⁵⁾.

Die Gläubigen fühlen sich angeeifert, nach dem Beispiel und an den Tagen des Dt. Ordens siebenmal im Jahr zu den Sakramenten zu gehen und sich gebührend vorzubereiten⁶⁾. Offenbar ist es im letzten Punkte wenigstens der Einfluß des Dt. Ritterordens, der hier in dem kleinen Dorfe sichtbar wird. Es ist hierüber noch zu wenig geforscht worden, als daß man viel dazu sagen könnte. Bekanntlich waren die Bischöfe des Bistums Pomesanien, zu dem Montau gehörte, Brüder des Dt. Ordens. Hier wird einmal deutlich, daß sich der Orden auch um die Seelsorge des Landes kümmerte. Der Einfluß der nahen Hauptstadt Marienburg, des Kaplans von der curia Montau und der Deutschordensliteratur dürfte auch in einem so unbedeutenden Orte irgendwie bemerkbar gewesen sein. Es ist die Zeit der großen geistigen Blüte des Ordens. Die Legenden des Väterbuches und des Passional⁷⁾ sind in aller Munde. Heslers, Luders v. Braunschweig, Tilos

¹⁾ AS 13. April II. 173.

²⁾ Otto plebanus sagt 1404 in P 230 aus, daß er vor 42 Jahren nach Montau gekommen sei. Selbstverständlich können von 1330—1362 mehrere Pfarrer in Montau gewesen sein.

³⁾ DH 313.

⁴⁾ Beachte die Unterscheidungen: Knievenie, Kreuz; Knöchel; lange stehende, lange liegende Venie in G II 5 (Ss r Pr 205 A.).

⁵⁾ DH 312 a6. 3. 15 ff.

⁶⁾ Vgl. DH a 6. C. 312.

⁷⁾ Vgl. W. Biesemer: Die Literatur des Deutschen Ordens in Preußen. Breslau 1928 S. 41 u. a.

von Kulm, Klaus Erancs Werke gehören in den dreißiger und vierziger Jahren zur „modernen“ Literatur.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß die genannten Bücher in die großen geistlichen Strömungen der Zeit hineingehören. Der Deutsche Orden hatte ein engmaschiges Netz an Niederlassungen über ganz Deutschland gespannt. So erlebte er in seinen Reihen beispielshalber auch die Gottesfreundbewegung, wie sie vorzüglich in Süddeutschland war, mit.

Wenn wir hören, daß Heinrich von Nördlingen¹⁾ in Basel bei den Deutschherren war und einen Herrentisch hatte, so ist das nicht bloß generöse Geste und Gastfreundschaft. Hipler macht glaubhaft, daß es in Preußen Taulerjünger²⁾ gab. Die in dem weltfernen Dorf Montau von 1353 an überlieferten Beispiele der Askese und geistlichen Uebungen stehen in engster Berührung mit Seuses und überhaupt der Zettasese. Die von Duszburg und Jeroschin mitgeteilten zahlreichen Berichte von mystischen Personen und Begebenheiten wollen in diesem großen Zusammenhange und als ebenbürtig neben den ähnlichen Legenden und Erzählungen der Nonnenklöster Töß, Katharinental usw. angesehen werden, nur daß hier Frauen sind und dort Männer, aber beides Sprößlinge desselben Baumes mystischen Lebens.

Wilhelm ist Zeitgenosse Rupsbroeks und steht ihm blutmäßig nahe. Johannes Stengel, um 1335 an unbekanntem Orte geboren und 1368 bis zu seinem Tode (1401) Kaplan in Montau, gab das Beispiel eines hl. Lebens. Es war also die Religiosität Montaus kein singulärer Fall in der Diözese Marienwerder.

Wenn die Dominikaner des Westens und Südens Deutschlands so tätigen Anteil an der geistlichen Führung der Laienwelt nahmen, so blieb das sicher nicht ohne Nachhall bei den Predigerbrüdern im Dt. Ordenslande Preußen. Ganz gewiß kamen die Dominikaner Dirschhaus³⁾, es waren Deutsche, auch bis Montau terminieren und predigen⁴⁾.

¹⁾ Stammler: Verfasserlexikon der Dt. Literatur des M. A. Berlin 1938: H. v. N. wirkte im Kreise frommer Frauen der Stadt Nördlingen und der umliegenden Klöster. 1938/39 ist er in Konstanz, dann in Basel, wo er mit Tauler zusammen ist. Seit dem 24. 1. 1339 predigt er täglich mit großem Zulauf vor Geistlichen und Weltlichen. Er zelebrierte bei den Deutschherren usw.

²⁾ Meister: 116, wo er auf Hartknoch R. G. 260 nach Grunau XV 21 verweist. Tauler, Seuse und Merzwin wurden in Preußen fleißig gelesen.

³⁾ Karl Rafiske: Das Dt. Stedelwerk des M. A. in Pommerellen. Königsberg 1938 S. 40 f.

⁴⁾ Man möchte sich in ihrem Munde Worte vorstellen, wie aus Seuses Büchlein der ewigen Weisheit. „Meine Menschheit ist der Weg, mein Leiden das Tor,

Ueberdies war der Danziger Dominik am 4. August von weit und breit besucht und nicht bloß Markt, sondern auch religiöses Fest der Danziger Dominikaner.

Ähnlich reichte der Einfluß des Zisterzienserklosters Pselplin irgendwie noch über die Weichsel bis Montau.

Dorothea in Montau.

Dorothea ist etwa am 3. oder 4. Februar¹⁾ 1347 geboren und am 6. Februar auf den Namen der Schutzheiligen des Tages getauft worden.

1352 war die Pest in Preußen. Die furchtbare Seuche, von Jahr zu Jahr in ein anderes Land weitergeschleppt, soll stellenweise ein Drittel der Bevölkerung und mehr dahingerafft haben. Die grauenvolle Erinnerung daran haftete noch viele Jahrzehnte im Gedächtnis der Menschen (so wie heute noch vereinzelt Alte von der Pest von 1709/10 zu erzählen wissen) und hat sicher das Kind Dorothea stark beeindruckt. Von ihren Geschwistern scheint indes keins an der Pest gestorben zu sein²⁾. 1353, Anfang³⁾ Februar, wird das Kind mit kochendem Wasser übergossen. Es ist das keineswegs eine partielle Verbrühung gewesen⁴⁾. Sie lag in wütenden Schmerzen⁵⁾ und ist dann plötzlich wie durch ein Wunder⁶⁾ geheilt worden.

Der Gnadenzug nach oben hatte indes schon etwas früher eingesetzt. Dorothea spürte *tractus Domini nondum expresse*⁷⁾. Gott hatte „in auriculis cordis“ Gedanken des Friedens und Tugendübungen offenbart. Von nun, 1353, an aber nahm ihr innerliches Leben und Erleben zu. Der Herr erhob ihre Sehnsucht zu sich⁸⁾,

durch das man gehen muß, wenn man zu dem kommen will, das du da suchst.“
Vgl. Heller: Des M. Heinrich Seuse Dt. Schriften. Regensbg. 1926. S. 192.

¹⁾ Linda 18 a4 *infra paucos dies post eius nativitatem baptizata . per rectorem parochialis ecclesiae villae.*

²⁾ Dies war das furchtbarste Sterben des 14. Jahrhunderts. Damit sind die Seuchen von 1360, 1373 oder 74 und 1382 nicht zu vergleichen.

³⁾ B 22.

⁴⁾ Im Fleet über dem offenen Herdfeuer hing ein Kessel an der Kette. L 33 schreibt: *tota perfusa.* L 33 = a 27 der „*articuli tertio dati*“. P 285 a 5 bringt dazu neue Einzelheiten.

⁵⁾ DH 13 S. 317, L 133, Linda 33.

⁶⁾ Linda 33: *eam ab omni laesione liberam illico reddidit.* Pfarrer Otto hat es so von der Mutter und anderen gehört: P 232 a 27.

⁷⁾ L 133.

⁸⁾ B a 22 = AS 506.

sie fühlte sich mit Leib und Seele¹⁾ nach oben gezogen. „So legte sie den Grund für den Aufstieg in den Tugenden.“

Zu Beginn der Fastenzeit ging Dorothea das erstemal zur Beicht²⁾, und jetzt setzten auch schon die asketischen Uebungen ein³⁾. Zuerst sah sie alles der Mutter ab, dann aber ging sie, bereits dem eigenen Herzen folgend, weit darüber hinaus⁴⁾. „Illitterata“ wird sie gewöhnlich genannt, und die Bollandisten untersuchen ausführlich, ob sie habe lesen und schreiben können und kommen schließlich zu einem negativen Ergebnis⁵⁾, aber mit Unrecht, denn der Liber de festis erwähnt ausdrücklich ein Buch⁶⁾, in dem sie einmal nachts quaedam sibi bona las. Vielleicht gab es schon zu ihrer Kinderzeit in Montau eine Kirchschule, die sie kurze Zeit besucht hat.

Mit wachen Sinnen lernte sie überall, am meisten wohl in der Kirche und in den Predigten⁷⁾. Wenn sie schon anfängt, sich nachts zu kasteien, so setzt sie wahrscheinlich in vielem bloß in die Tat um, was sie beim Gottesdienst gehört hat, denn der Pfarrer mahnt zu einem harten und strengen Leben⁸⁾. Da werden oft Aussprüche von großen Geistesmännern und Gottesfreunden zitiert worden sein, die sich Dorothea merkte.

Viel hört sie von den Pilgern und Bettlern. Montau lag nicht am Hauptwege, aber doch an der Strecke Danzig—Dirschau—Marienwerder. Von der „curia Montau“ darf man annehmen, daß dort die Armen weitgehendst unterstützt wurden. Im Hause des Swarte war das Selbstverständnis. Dorothea freute sich „mit yn zcu syn und redin“⁹⁾. Die Bettler hatten sie so lieb, daß sie weit und breit ihr Lob verkündigten¹⁰⁾. Von ihnen lernte Dorothea Gebete und Lieder, gewiß auch Legenden. Die Wallfahrer werden viel von den Wundern der großen Heiligtümer: Jerusalem, Rom, Aachen, Köln, Einsiedeln erzählt haben, ebenso von Kulm, Kulmsee usw. Die Montauer wallfahrteten selbst gern und besuchten die großen Ablaßstage in der Um-

1) L 133 DI a 13 (S. 317 in DH).

2) DH 313, B a 16. p 505.

3) Einige schon vor dem 7. Jahre (DH 311 3. 1).

4) Vgl. AS 504. L 134. DH 319, bes. DH S. 325.

5) AS 544 e und S r Pr 273 A1.

6) F 31 r II. Vgl. auch AS 540 B 22. Sie tat in der Klausur nichts als beten, kosen, jubeln, singen, betrachten, „legere in Domino aut studere“.

7) Auch Dominikaner mögen in Montau gesprochen haben.

8) cf: DH S. 313: sie besuchte manchmal zweimal an einem Tage.

9) AS 506. B 10: omnibus in domum patris sui receptis.

10) DH 315.

gend. So kommen sie gewiß bis Pselplin, Marienwerder und weiter. 1358 wurden in der Laurentiuskapelle zu Marienburg zahlreiche Reliquien ausgestellt. Auch dabei wird Dorothea gewesen sein.

Am Karfreitag, 1357, ging Dorothea das erstemal zur hl. Kommunion¹⁾. Zur Mitternachtsmesse durfte sie dann trotz allen Flehens nicht mitkommen. Da brachen alle ihre Wunden wie von neuem auf²⁾.

Ihre Afzese hat also um diese Zeit schon eine beträchtliche Höhe erreicht, ist aber trotzdem nicht mit dem zu vergleichen, was im elften Jahre³⁾ folgte, den *inaudita et occulta martyria*⁴⁾. Ueber die Stellung der Bußübungen in der Zeitgeschichte ist schon das notwendige gesagt. Sie sind zeitbedingt⁵⁾ und ganz gewiß übertrieben⁶⁾. Es handelt sich bei Dorothea, wie Philipp Funk feststellt, um ein unbewusstes blutmäßiges niederländisches Erbe, wie es bei Maria von Dignies noch absonderlicher beschrieben wird⁷⁾.

Man muß hier aber das Mädchen gegen den Vorwurf der Hysterie verteidigen. Sie wird bei allem als rosig, fröhlich, durchaus gesund und arbeitsam⁸⁾ geschildert. Sie war keineswegs unempfindlich gegen Schmerzen, sondern sogar sehr feinfühlig⁹⁾. Sie ist weder pervers noch

¹⁾ Die liturgiegeschichtliche Forschung wird überhaupt in den Witten viel interessante Einzelheiten finden. Ueber die böhmischen Einflüsse und die Stellung zur öfteren Kommunion vgl. Meister S. 48 ff und Funk. Zur Gesch. d. Frömmigkeit u. Mystik im Ordensland Preußen. Leipzig 1927. S. 85 f. Vor der hl. Kommunion ging man um den Altar, gab eine Opfergabe und küßte das Paszifikale, dann kniete man auf die Stufe des Altars nieder. Nach dem Empfang der hl. Hostie reichte der Küster in einem Kelche Wein mit Wasser vermischt, wovon jeder einen Schluck nahm, darauf ein Tüchlein zum Abwischen des Mundes. (Dr. Matern: Kultus u. Liturgie des Allerhl. Altarsakraments im Ermland. In: Past.-Blatt f. d. Diözese Ermland. XXIII. 1911. Braunsberg. S. 93).

²⁾ DH 325. B 28 B: in abditis et cavernis domus latebat.

³⁾ DH 320. B 24. 25 p 507. G II. 13.

⁴⁾ B 13 vgl. auch DH 304: Du sollst deine größten Selbstpeinigungen und Kasteiungen nicht ändern sagen, sondern mit dir nehmen in das ewige Leben.

⁵⁾ Vgl. Seuses Nagelkreuz. Merzwin streut Salz in seine Geißelwunden. Birgitta usw.

⁶⁾ Philipp Funk weist auf das Moment der Multipliziterung oder Teilung des Spätmittelalters hin, das in der Häufung der Uebungen — und dem Spiel mit symbolischen Zahlen — sichtbar wird. (Vortrag im Februar 1929. Vgl. Dor. Ge- bettleben.)

⁷⁾ Funk 89.

⁸⁾ D I a 9 = DH 314.

⁹⁾ cf. DH 330 vgl. L 135, Z. 9 von unten, wo gesagt ist, daß sie im 11. Jahre zärtlich gegen die Mutter war und sie umarmte.

psychopatisch; denn sie will sich vor niemand interessant machen und verbirgt alles vor den Menschen. Die tiefste Erklärung für ihre Leidenschaft ist die Sehnsucht, dem Heiland ähnlich zu sein und mit ihm für die Sünden der Welt sühnen zu dürfen. Es ist der letzte große Nachhall der franziskanischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts. „Diese Nonnen und frommen Frauen träumen sehnsüchtig alle davon, die Wundmale Jesu an ihrem Leibe zu tragen“¹⁾. In den Wunden Dorotheas, die geheimnisvoll von selbst aufbrachen, ist gewiß etwas den Stigmata Verwandtes²⁾.

Man hatte später wirklich recht, wenn man in der Montauer Kirche an der Stelle ihrer heimlichen Gebete auf die Tür des Wandtabernakels das Ecce-Homo-Bild malen ließ. Dorothea verehrt das Bild des leidenden Heilandes, vor allen Dingen des gequältesten, und dieser ist für sie derselbe wie der eucharistische Heiland. Beide Gedanken, der Ecce-Homo und die hl. Eucharistie bleiben bestimmend für ihr ganzes Leben.

Im Sommer 1357 wurde die Hochzeit der letzten um etwa 7 Jahre älteren Schwester gefeiert³⁾. Nun mußte Dorothea der Mutter in allem zur⁴⁾ Hand gehen und erwies sich als sehr anständig, geschickt und zuverlässig, weit über ihr Alter hinaus⁵⁾. Sie führte jetzt die Schlüssel zu den Kammern (commoda), in denen die Speisen bewahrt wurden⁶⁾.

¹⁾ Wir verweisen auf Katharina von Siena, die im gleichen Jahre mit Dorothea geboren, zu den Stigmatisierten gehört. Vgl. Walter Muschg: Die Mystik in der Schweiz 1935. Frauenfeld und Leipzig. S. 221: „Im Zöffer Schwesternbuch, (es ist von Elisabeth Stägel geschrieben) brennt offen oder heimlich die Sehnsucht nach der Stigmatisierung“. Vgl. Margarete Ebner und Heinrich von Nördlingen, herausgegeben von Strauch, Freiburg 1882 S. 132.

²⁾ DH S. 319, L 137, L 139 unten: Haec omnia faciebat, ut membra sua mortificaret, et passioni Christi redderet aliquam vicem. L 138 f., B a 26, AS 509, AS 511, o, B a 26: So trug sie durch ihre Wunden die Stigmen (Stigmata) Christi von der Kindheit bis zu ihrem Ende in ihrem Gedächtnis sinnlich eingedrückt, cf. DH 323 vgl. auch Voigt Gesch. Pr. V. 667 a. 1. bes. DH 372 a17 und S. III. 2. p. 123. DH 405 a36. DH 397: der Herr sagt: ich gab dir meine Wunden zu den Deinigen. Dann noch DH 405. A 494 ejus . . . Stigmata (Uberschrift).

³⁾ DH S. 314. B a 17: Die Schwester wird also um 1340 geboren sein. 1353 waren noch mehrere Schwestern im Hause (DH 313 und B a16).

⁴⁾ DH a9 S. 314: Beköstigung.

⁵⁾ B a18 Discretio aetatem praevolans ad domus gubernationem idoneam efficiebat.

⁶⁾ Ss r Pr. 207, P 194.

Danach starb im gleichen Jahre der alte Vater¹⁾.

Die Braut.

Das Bild der 16jährigen Dorothea zeigt widerspruchsvolle Züge. Wie ist es zu vereinen, daß sie gekrümmt geht, unfähig sich gerade aufzurichten²⁾ und gelbsüchtig³⁾ erscheint, dabei aber doch von vielen Freiern⁴⁾ umworben ist? Die Erklärung dafür liegt darin, daß sich die große Rückenwunde im Frühjahr 1363 geschlossen hat⁵⁾. Sofort erhielt sie ihre gewöhnliche, rosige und gesunde Gesichtsfarbe wieder. Dorothea war lieblich, anmutig schön von Antlitz⁶⁾, und schlank gewachsen⁷⁾. Sie war sehr arbeitsam und hielt viel aus⁸⁾, lag aber jedes Jahr zwei- bis dreimal krank⁹⁾. — Weit anziehender war sie noch durch ihre seelischen Eigenschaften¹⁰⁾, durch ihr ruhiges, überlegtes Wesen und die stete Fröhlichkeit¹¹⁾.

Der älteste Bruder und die Mutter verlobten sie dem Schwertfeger Albert aus Danzig. Klaus Schönfeld aus derselben Stadt war sein Vermittler. Er erlangte bloß sehr schwer ihre Zustimmung. Dorotheas Sinn stand nicht nach Heiraten. Die Mutter rühmte die Würde und Ehre des Ehestandes und wies immer wieder darauf hin, es sei

¹⁾ 1360 grassierte wieder die Pest. Mitte August raste ein gewaltiger Orkan, der die stärksten Bäume entwurzelte und die Felder vernichtete. Ob es einen Dammbruch gab, ist nicht überliefert. (Krollmann S. 177 erwähnt eine Ueberschwemmung der Weichsel).

²⁾ B 26: incurvata incedere.

³⁾ P 343 gilbosa aestimabatur a parentibus sagt Domkustos Johannes aus. Es ist umso mehr verwunderlich, daß die Mutter nichts von der Ursache der Krankheit wußte.

⁴⁾ D I. 21.

⁵⁾ A 6. B 26.

⁶⁾ DH 324 a18. P 150. DH 387. DH 359 = D II 56. G II 6. u. a.: delicata

⁷⁾ D II a 10. „jugendliches Aussehen“. 1385!

⁸⁾ Abgehärtet: DH 310 a4; 343 a83; 424 f. 334. Meister 69/70. AS 512 F A 495 a7. A 498 a17.

⁹⁾ D I 18. p 214.

¹⁰⁾ Vgl. D I a 21.

¹¹⁾ D III. 18. DH 432. D I a 21 u. 25. D II a 11 = DH 360. D II a 15 = DH 367. D I 26. p 34. 3. 1. Meister 51. Sie sang gern: AS 511p. D I a 10. DH 350 a 4 unten. DH 351. G IV 35. Meister 69 A ².

Sitte und Sakrament, und daß es sovielen hl. Frauen, wie Elisabeth und Hedwig, gäbe, bis Dorothea endlich einwilligte¹⁾.

Die Hochzeit²⁾ war im Herbst³⁾.

Dorotheas Mann Adalbert⁴⁾.

Albert soll in Montau⁵⁾ geboren sein. Er besaß in Danzig in der Hauptstraße ein Haus und lebte in guten Verhältnissen. Er war 1363 schon am Anfang oder in der Mitte der vierziger Jahre⁶⁾, jedenfalls bedeutend älter als seine Braut. Sehr religiös und an sich gutmütig, konnte er leicht aufbrausen und ärgerlich, ja heftig werden⁷⁾. Doch zeigte sich das erst später. Pfarrer Otto traute das Paar⁸⁾. Albert führte seine junge Frau, die er sehr schätzte und liebte und der er gern zu Willen war⁹⁾, nach Danzig.

Der Schwertfeger.

Die Straßenzelle der Langgasse¹⁰⁾ zwischen Portechaisengasse (damals Bremergasse) und Beutlergasse war in etwa 25 schmale Häuser eingeteilt, in deren drittem¹¹⁾ der Schwertfeger wohnte. Das Haus

¹⁾ Die Nonnenklöster Zuckau und Barnowitz, wo Prämonstratenserinnen waren, traten nicht in den Gesichtskreis dieser Landleute. Oder lehnte man sie ab, weil die Invasoren meistens Slawen waren? Vgl. Kafske 30, 36, 38, 96. Simson Gesch. Dzg. I 17. Geßler 108. Ebenso dachte man nicht an die Kulmer Benediktinerinnen. Nach „Diecezja Chelminska. Zarys histor. statyst. Pelplin 1928,“ steht das Gründungsjahr dieses Konvents nicht fest.

²⁾ Ueber Kleidung und Tracht vgl.: Anne Liebreich: Kostümgeschichtliche Studien zur kölnischen Malerei. 1928 Leipzig. Annemarie Glödfesen: Das welt. Kostüm des italienischen Trecento 1330—80 in Ztschr. f. hist. u. Kostümkunde 1932 bis 1934 S. 146 ff.

³⁾ D I a 24. Sie war 26 $\frac{1}{2}$ Jahre ehelich. Adalbert starb am 3. 4. 1390. Mithin war die Trauung Anfang Oktober 1363.

⁴⁾ Nach Krollmann 184 ist Adalbert der literarische Name. Im Volksmund hieß er Albert oder Albrecht.

⁵⁾ Linda 14: viro de eadem villa matrimonialiter copulata fuit.

⁶⁾ Vgl. DH 360: Albert 1335 alt und grau. G II 27 „maturus“ (1363).

⁷⁾ B a39 de facili commovibilis.

⁸⁾ P 231 a12.

⁹⁾ cf. DH 331 a21, DH 310 a4. Auch noch 1380, wo er im Herbst mit Dorothea zusammen das Versprechen der vollkommenen Keuschheit ablegte. (DH 333)

¹⁰⁾ In den Witen „platea“ genannt wie im Schoßbuch, vgl. Keyser 70.

¹¹⁾ Von der Portechstr. an gerechnet. Erich Keyser: Die Bevölkerung Danzigs und ihre Herkunft im 13. und 14. Jhd. Lübeck 1924 in Pfingstblatt. des Hansischen G. V. S. 70: albertus swertvegheer. Im Erbbuch von 1357 ist er Albertus gladiator genannt.

stand mit der schmalen Front gegen die Langgasse, war aus Holz und Fachwerk und mit Lehm beworfen und trug ein Schilfdach¹⁾. Es hatte über dem Erdgeschloß ein weiteres Stockwerk²⁾ und darüber einen Söller³⁾.

Wenig behaglich und geräumig⁴⁾, bot es 1377 doch noch zwei weiteren Mietern Unterkunft, vermutlich auch ihren Familien: Peter Bensteger und Jurjen Schroder⁵⁾.

Klaus Schönfeld⁶⁾ wohnte in derselben Straße, etwa der heutigen Nr. 30 entsprechend⁷⁾.

Zu ebener Erde lag die Schwertfegerwerkstatt und die Schwertkammer. Die Schwertfeger gehörten zu den Kleinschmieden, durften aber keine Esse⁸⁾ haben, auch nicht in einer fremden Esse schmieden. Sie bezogen im Handel⁹⁾ oder vom Klingenschmied die Klingen, daneben die Knäufe und gingen nun an die „Ausbereitung“ so lautete der technische Ausdruck¹⁰⁾. Klingen etwa unter einer Elle wurden von den Messerern¹¹⁾

1) Stimson Gesch. d. Stadt Dzg. Danzig 1913 I. 75.

2) DH 333: stieg Treppen auf und ab.

3) Sie ging auf einen Bodenraum, auf welchem sie ein halbes Jahr nicht gewesen war. DH 341. Linda 34 = solarium. L 165 „in superiori cubiculo“. cf. auch B 44 in „praeforibus“ domus sustinuit tempestates. — Es war unten ein Flur.

4) Stimson I 75. B 13 werden commoda = Zimmer erwähnt. In L 143 wird es aber ausdrücklich domus bona = gutes Haus genannt. Also ist Stimson zu berichtigen.

5) Keyser 70.

6) Claus Sconenfelt cum pueris. Keyser

7) Die in P. erwähnte Hugische kann Langermarkt ca. 4 oder ca. 30 oder Frauengasse ca. 50 gewohnt haben. Die Krenzburgische etwa Frauengasse 16, die Seefeld Brotbäckengasse 35–40, oder Goldschmiedegasse 34. Es gab eine ganze Reihe Swarte und Swarze in Danzig, das war also ein häufiger Uebername: Herman, Lemmele, Marquard S. usw. Langermarkt ca. 28: Hincze Muntow, III. Damm ca. 14: Herman Muntow, entsprechend werden auch einige Ehefrauen und andere Männer (bloß mit Vornamen o. ä. genannt) aus M. gewesen sein.

8) Zuhse: Schmiede. Braunschweig 1930. S. 33.

9) Bes. aus Solingen, Schmalkalden, Steyr. vgl. Z. f. hist. Waffen und Kostümkunde, Berlin 1929 ff. S. 171.

10) Nach Grimm Dt. W. B.: wurde bei Ez. 21, 11f gefegt gesagt, wo wir heute schreiben: scharf, gewetzt (Schwert mit dich = werde scharf) eruginator, gladiator. Der Schwertfeger arbeitete mit Felle und Draht, Schwertfeger (Blatt) = Gold und = Silber. Seine Verrichtung hieß die Schwertfegete, auch bildlich für Reiberet und Zank gebraucht. Fegen bedeutet rein oder schön reiben, polire ensem reinigen. Dann auch quälen, plagen, mißhandeln, schelten.

11) cultellator.

ausbereitet¹⁾. Die Schwertfeger verzierten auch die Schwerter²⁾ und setzten im Tausverfahren oder Tauschieren³⁾ Inschriften⁴⁾ oder Ornamente in die Blutrinne. Das Tauschieren bestand darin, daß sie Zeichen mit dem Grabstichel tief eingravierten und die Schnitte etwas untergruben, damit die Metalleinlage — Messing, Kupfer, farbiges Eisen, Gold und Silber — nicht herausfiel. Zu demselben Zweck durchsetzte man die eingravierte Rinne mit kleinen Querstrichen. Dahinein kam nun das Metall als Draht oder Stäbchen und wurde mit flachen Hämmern eingeschlagen. Nachher wurde die Klinge poliert, so daß Unterlage und Einlage eine Ebene bilden⁵⁾. Zum Vorzeichnen brauchte man Schablonen, die die des Schreibens Unkundigen oft verkehrt setzten. Es läßt sich vielleicht denken, daß Dorothea, die doch lesen konnte, Albert dabei geholfen habe⁶⁾.

Albert hatte Gesellen und Lehrbuben⁷⁾. In dem schmalen Hof und auf der Straße ergingen sich das Federvieh⁸⁾ und die Schweine. Das war wohl nicht das einzige, was Dorothea noch an das Landleben erinnerte. Die Lange Straße soll damals schon gepflastert gewesen sein⁹⁾.

D a n z i g¹⁰⁾.

Danzig war damals, 1363, erst im Aufblühen und Wachsen. Die Reichstadt, rings von Mauern eingeschlossen, lehnte sich im Osten an die Mottlau und war an den anderen Seiten von tiefen Gräben umgeben. Im Nordosten standen Mauern und Turm¹¹⁾ des Ordensschlosses.

¹⁾ Fußhe: Schmiede und verwandte Gewerke in der Stadt Braunschweig. Br. 1930 gibt S. 100 als Meisterstück drei verschiedene Schwerter an. In Lübeck und Hamburg durften sie keine Scheiden machen. S. 33 Es gab Unsicherheit über ihre Befugnisse.

²⁾ Z. f. hist. W. 171.

³⁾ Was eigentlich den Damaskulterern oder Damaschierern zustand. Fußhe 36.

⁴⁾ Ave Maria, Bibelsprüche, Anrufungen an Gott usw. z. B. Mene = Maria eripe nos, Christe. Z. f. hist. W. 221, 223.

⁵⁾ Z. f. W. 298.

⁶⁾ Die Damaschierer vergoldeten, versilberten und verblauten auch die Klängen. Das taten die Schwertfeger ebenfalls. Fußhe 36. In der Langgasse gab es noch zwei weitere Schwertfeger, ca. Nr. 33 Peter Sw. und ca. Nr. 54 Henzel Sw. (Kerfer.) Das scheinen 1377 die einzigen gewesen zu sein.

⁷⁾ (Linda 29 a 13) frequenter peregrinatus est. Sie versahen die Schwertfegete in seiner Abwesenheit

⁸⁾ Nach D Ia 27 wohl auch Gänse.

⁹⁾ Simson I. Misthaufen und Abfälle lagen vor den Häusern. D I 25 „durch den unvlot zcu geen“

¹⁰⁾ Literatur: Simson: Gesch. d. Stadt Danzig. Dz. 1913 I. und IV.

¹¹⁾ Hoher Wartturm. Innen im Schloß war eine Kirche.

Dorotheas erster Weg war durch die Langgasse und Beutlergasse zur Pfarrkirche St. Marien¹⁾. Sie war mit Gerüsten umstellt, und der Turm²⁾ noch unfertig. Das Chor wurde von der älteren über hundertjährigen Marienkirche³⁾ gebildet, an die angebaut, jetzt eine neue große Basilika entstand, die im Langhaus 6 Jochebogen trug, im Mittelschiff 9,50 m und in den Seitenschiffen je 5,50 m breit war. Die 11 m hohen Seitenschiffe waren eingewölbt⁴⁾, das Mittelschiff, 28 m hoch, trug eine Balkendecke. Etwa 1379 war die Basilika fertig. Dann begann der Umbau zur Hallenkirche. Dorotheas liebste Plätze wurden hier bald die Kapellen links und rechts vom Turmeingang, später St. Reinhold und Allerheiligen geweiht, wo sie im Verborgenen beten konnte. An den Kirchenpfeilern des Inneren standen viele Altäre, so im Langhause der mit vielen Reliquien bereicherte Dorotheenaltar⁵⁾ im Süden St. Elisabeth und Katharina, ferner ein Altar der 10000 Martyrer.

Rundum lag der Kirchhof, mit hohen Mauern eingefriedet, an die sich Kaufhäuser lehnten.

Dann besuchte Dorothea die drei Straßenbreiten nach Norden gelegene und vor einem Jahrzehnt fertiggestellte Johanneskirche⁶⁾. In der gleichen Richtung weitergehend und dann nach links sich wendend, stand sie am Tor dicht an der Vorburg des Ordenschlosses vor der neuen kleinen Hospitalkirche vom hl. Geist⁷⁾. Links unweit davon lag an der Stadtmauer das alte Dominikanerkloster, das noch aus der pommerellischen Zeit stammte und mit der turmlosen Nikolaikirche verbunden war. Hierin waren viele Reliquien.

Durch ein Tor trat sie dann an den altstädtischen Wassergraben und ließ sich zum anderen Ufer übersetzen, wo sie den Turm der Katharinenkirche⁸⁾ vor sich sah. Sie überschritt auf einem Steg die kleine Radaune und war bald in der über 100 Jahre alten Kirche. Von da ging sie gern durch ein Gewirr von Gassen der Altstadt, drei- oder viermal über Wassergräben, zu der 1387 gebauten hl. Leichnam=

1) Das Patronatsrecht hatte der Hochmeister, der die Pfarrer ernannte.

2) Vgl. Gruber 41: über seine Ähnlichkeit mit flandertischen Türmen.

3) Karl Gruber und Erich Keyser: Die Marienkirche in Danzig. Berlin 1924.

4) Gruber 41.

5) Gruber 59.

6) Doch wird diese anscheinend in den Viten nie erwähnt.

7) Simson I. 62; für Kranke und Alte.

8) 1326 – 30 vergrößert. Hatte eine Trefkammer und eine Beichtkammer. Darin Pfarrer Heinrich vom Stein.

kirche¹⁾). Unterwegs konnte sie noch die St. Georgenkirche²⁾ am gleichnamigen Spital der Aussätzigen besuchen. Zu der Vertrudenkirche³⁾ führte die gerade Verlängerung der Langgasse westlich über den Graben und die Radaune⁴⁾).

Dorotheas Alltagsleben.

Dorothea an Arbeit gewöhnt, scheute sich vor keiner Tätigkeit. Sie trug Lasten, stieg Treppen auf und ab, versah die Küche und Wäsche, nähte Kleider, achtete auf das Vieh und beaufsichtigte das Gesinde⁵⁾).

Der spätere Vorwurf, Dorothea habe, in törichtem, schwärmerischem Wesen befangen⁶⁾), ihren Haushalt vernachlässigt, ist ungerechtfertigt⁷⁾).

Ihre Zustände nach 1378 sind anders als „bis zum Wahnsinn schwärmerisch“ zu beurteilen. Trägheit⁸⁾ wäre etwas so Tadelnswertes an ihr gewesen, daß es ihr Bild für immer entstellt und dem gelehrten Theologen Johannes Marienwerder jegliches Interesse für sie genommen hätte. Er kannte Thomas von Aquin wohl, der in der großen Summa⁹⁾ feststellt, daß die natürlichen Verpflichtungen zwischen den Eltern und Kindern niemals unter dem Vorwand, Gott zu dienen, unterlassen werden

¹⁾ In der Luftlinie 800 m. Durch die vielen Straßenecken bedeutend mehr. Elendenherberge für Alte und Kranke, ebenso St. Barbara. Ob nicht aus P 195 hervorgeht, daß die Kirche schon 1384 bestand. Es wird da nämlich „unus de famulis Dorotheae“ genannt. 1384 aber gab Adalbert die Schwertfege auf, hatte also keinen famulus mehr. cf. auch S. p. 112 dazu! Ob vielleicht die in AS 531 d dabet erwähnte pestilencia gar die von 1382 gewesen ist?

²⁾ Hatte einen Kirchturm, Simson I. 79.

³⁾ Simson I 89. Hier war Unterkunft für arme Fremde.

⁴⁾ Gleich hinter der Radaune.

⁵⁾ D I a 25: Neben dem Ehepaar nehmen wir einige Gesellen und Lehrlinge, dazu 1–2 Mägde an, später kommen die Kinder dazu. DH 333 heißt es: Wegen der vielen Arbeit mit dem Gesinde. B a 35: propter multos ibi laborantes. p. 512.

⁶⁾ Vgl. Voigt. G. Pr. V 665 ff nach Illienthal und 668: „Bis zum Wahnsinn schwärmerisch. Tagelang entfiel ihr fast alle Besonnenheit. In solchem Zustand war an die Beforgung des Hauswesens nicht zu denken.“ Vgl. wie B 25 ihre Arbeitslust hervorhebt und ihre Treue in der Hausarbeit. Voigt S. 174: Irrwahn. Vgl. dazu Pfisanski, Werner Jahn, die Meister 104 erwähnt. Simson G. Dgg. I. 119 f schreibt: „Ihre Wahnvorstellungen steigerten sich zu häufigen Visionen.“

⁷⁾ DH 402: Sie war immerdar in Arbeit und Tätigkeit und mochte sich wegen eines leiblichen Schadens nicht schonen, Vgl. auch D I a 25 DH 334: Wenn sie dem Bedürfnis des Hauses und der Kinder genügt hatte... (ging sie zur Kirche.)

⁸⁾ L 134 a pueritia raro composuit membra sua ad quiescendum nisi prius fuisset laboribus lassata.

⁹⁾ S. th. II. II. q. 101. a 4 ad. 3 et 4 /q. 189. a 6.

dürfen und dazu an einer anderen Stelle St. Paulus¹⁾ zitiert: Wer für die Seinigen keine Sorge trägt, hat den Glauben verleugnet und ist schlimmer als ein Ungläubiger²⁾.

Acht Wochen und einige Tage nach der Hochzeit fiel Dorothea in eine schwere Krankheit³⁾. Mit den hl. Sterbesakramenten versehen gesundete sie wieder.

Kinder.

Wohl im Sommer 1364 wurde das erste Kind geboren. Man nimmt an, daß es jene Agathe sei, deren Tochter sich später in Oliva als Rekluse einschließen ließ⁴⁾. Nach damaliger Sitte mußte Dorothea 40 Tage⁵⁾ nach der Geburt sich vom Kirchenbesuch enthalten. Sie empfing eine tiefe und blutende Wunde⁶⁾, die sie an 20 Jahre quälte.

Es kam dann etwa alle zwei Jahre ein weiteres Kind⁷⁾, das sie als Gottesgeschenk annahm und bei aller mütterlichen Güte mit Vernunft und Ernst erzog.

Die Kinder hingen mit großer Liebe und Verehrung⁸⁾ an der Mutter. Das Eheleben war als durchaus glücklich zu bezeichnen. Dorothea liebte ihre Kinder⁹⁾, wie es bei einer solch echten fraulichen Natur Selbstverständlichkeit ist. Johannes M. betont ausdrücklich, daß die Kinder ihr Trost und Freude waren¹⁰⁾. Innigst und unter vielen Tränen betete sie jeden Morgen für jedes Kind einzeln¹¹⁾. Ihre zärt-

¹⁾ 1. Tim. 5,8.

²⁾ Bezeichnenderweise äußert sich auch Johannes Martenwerder hierzu und über Dorothea, indem er (D II 16 = DH 371) sagt: Ein wohlgeordneter Gehorsam ist Gott wohlgefälliger als Opfer. (1 Kön. 15,22) Ähnlich in D III a 15 (DH 443): Weil sie sich in der Ehe um ihren Mann, ihr Gesinde und die Welt kümmern mußte, konnte sie sich nicht vollkommen an Gott halten und alles zumal verlassen.

³⁾ B a 34. AS. 512.

⁴⁾ B a35.

⁵⁾ DH 333 a25.

⁶⁾ AS 495 A, l. u. A 6.

⁷⁾ ca. 1364, 66, 68, 70, 72, 74, 76, 78 und Mitte Sommer 1381 (vgl. A S. 516 E) zusammen 9 Kinder. Grunau Br. Chron. Spz. 1876 S. 310–313 schreibt, daß es „5 sone und 4 tochter“ gewesen seien. Er hat das aus G II a 29 (Ms. 190 des Staatsarchivs Rbg. p 66.)

⁸⁾ Agathe, bewog ihre Tochter nach dem Beispietle der Großmutter Rekluse zu werden und sich in Oliva einschließen zu lassen, so hielt sie das Bild ihrer Mutter in Ehren. Vgl. auch A S. 516: Die Freude der Tochter Elisabeth (?) als sie nach vielen Jahren die Mutter wiederseht.

⁹⁾ DH 334 unten.

¹⁰⁾ DH 331 a23.

¹¹⁾ DH 332.

liche Mütterlichkeit bricht später einmal elementar durch, als ihr Maria¹⁾ das Jesuskind in die Arme legt. „O liebe Rose lache“ so mag sie früher mit ihren eigenen Kindern gescherzt haben.

Um die Jahresmitte 1381 wurde das jüngste Kind Gertrud geboren, das wohl der Mutter seelisch sehr glich²⁾ und später Benediktinerin in Kulm wurde. Die älteste Tochter Agathe mag im Herbst desselben Jahres verheiratet worden sein. 1382 war die Pest in Danzig. Dabei dürften 3³⁾ Kinder gestorben sein⁴⁾. Gertrud allein blieb übrig. Dorothea liebte⁵⁾ und achtete ihren Mann, und ihr Wesen flößte ihm wieder einen großen Respekt ein. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf das durchaus harmonische Verhältnis unter beiden, daß er sie vormittags in der Kirche bleiben ließ⁶⁾ und indes selbst fleißig nach den Kindern sah, ihnen zu essen gab und sie bewachte. Er war ein zärtlicher Vater⁷⁾.

Dorothea ging früh zur Kirche, aber durchaus nicht an allen Tagen. Sie hatte soviel innere Freiheit, daß alle wichtigen Pflichten sie zu Hause hielten⁸⁾.

Inzwischen bereitete die Magd die Suppe, die im Sommer um 4 oder 5 Uhr als Morgenimbiss genommen wurde, ebenso um etwa 10 Uhr die Zwischenmahlzeit. Dorothea kam oft erst gegen Mittag aus der Kirche, brachte mit, was sie auf dem Markt⁹⁾ oder beim Krämer gekauft hatte und machte sich an die Herstellung des Abend-

¹⁾ Am 3. 2. 1385 in D II a3 = DH 349. Von ihrer Mütterlichkeit ist in den Viten viel die Rede, z. B. F c22.

²⁾ cf. DH 365. AS 516 A.

³⁾ DH 341 a31.

⁴⁾ Vgl. Die hochpoetische Schilderung des Mutterleids Dorotheas, die Dörthe Ulmer-Stichel mit feiner Einfühlung in ihre Seele in dem Roman „Die Frau von Montau“, Regensburg 1937 gibt. S. 190.

⁵⁾ DH 367: Sie hatte ihn lieb und blieb fröhlich und gütig.

⁶⁾ Kirchenbesuch war damals Sitte und gehörte zum guten Ton in bürgerlichen Kreisen. Albert konnte sich also nur über seine Frau freuen und stolz auf sie sein.

⁷⁾ B a39. DH 338 a28.

⁸⁾ So heißt es: DH 333 unten: Die Sorge um die Pflege des Kindes hinderte sie sehr am Kirchgehen, was sie betrübte. Sie ging also dann bloß für kurze Zeit in die Kirche. Vgl. auch B 25 und DH 334, wo steht, daß sie oft frühzeitig aus der Kirche ging, weil sie in sicherem Instinkt fühlte, daß sie zu Hause nötig war. Dann: DH 335: Wenn sie vom Ehemirte oder aus anderen Gründen am frühen Kirchgehen gehindert wurde . . . B a36 Anfang: Quoties impediebatur in transitu matutino ad ecclesiam .

⁹⁾ Vgl. DH 368 u. a. Simson 1: Der Fischmarkt war in der Nähe des Schlosses, vgl. Bäckergasse. D I a27: fleisch, fische, eger kaufen.

mahl¹⁾, das um etwa 5 oder 6 Uhr die Hauptmahlzeit²⁾ war. Sie konnte es sich leisten, ihrem Manne ein gutes und reichliches³⁾ Essen vorzusetzen. Man aß viel Fleisch und scharf gewürzt⁴⁾. Sie verzehrte sehr wenig und fastete gern.

Dann war Dorothea unermüdet bis in die späte Nacht hinein mit häuslicher Arbeit tätig⁵⁾. Abends bereitete sie alles für den nächsten Tag vor, um am Morgen ungehindert zur hl. Messe gehen zu können⁶⁾.

Dorotheas Gebetsleben.

Darüber ist schon viel geschrieben worden⁷⁾. Sie verbarg sich in der Kirche gern in einem Winkel, wovon hier bereits etwas gesagt ist⁸⁾. Sie folgte dem Verlauf der hl. Messen und blieb gern bis gegen Mittag⁹⁾. Oft ging sie gegen 12 Uhr¹⁰⁾ zur Predigt zu den Dominikanern. Viel war sie bei den Armen und Leidbedrückten¹¹⁾ und beichtete unter vielen Tränen die kleinsten Vergehen¹²⁾.

Dorotheas Bußleben.

Dorotheas Bußleben wird nur aus der Sittenschilderung ihrer Zeit verständlich. Sie hatte ein unendlich zartes Empfinden für Gut-

¹⁾ DH 338 c28 heißt es ausdrücklich: Albert gönnte ihr wohl, daß sie vor Essenszeit fleißig Gott diene, wie sie wollte und konnte! B a39. Vgl. den Vorwurf Voigts V 665 ff. nach Littenthal, Dorothea habe ihren Haushalt vernachlässigt.

²⁾ Zöpfl I 427 (294). (Kulturgeschichte.)

³⁾ 1427 gab es in der Komturei Elbing täglich 3 Gerichte (Stadte: Beiträge zur Sischerei in Ostpreuß. Forsch. Kbg. 1925. II S. 58.)

⁴⁾ Zöpfl I.

⁵⁾ B a35. DH 333.

⁶⁾ L 143: 3. 14. solebat etiam noctis tempore opera incumbencia agilius ordinare, ne mane ab ingressu ecclesiae retardaretur. Ueber ihren geringen Schlaf cf.: DH 335 unten u. a.

⁷⁾ B a35 DH 334.

⁸⁾ Pflipp Junk nennt das „Moment der Individualisierung“. Die Seele löst sich los von der Gemeinschaft und verrichtet ihr Gebet im Heiligtum für sich. (Vortrag im II. 1929 in Braunsberg „Rel. und geist. Leben im 13. und 14. Jhd. in Preußen“).

⁹⁾ Vgl. Simson I 88: Beten auf Kirchhof und zur Abendglocke. L 143: consuevit autem in ecclesia usque ad finem omnium missarum permanere, quae quasi ad meridiem communiter in Gdanzk solent continuari. B a 41.

¹⁰⁾ An den vielen Feiertagen (vgl. dazu die Aufzählung in F, siehe AS S. 579 ff.), mindestens 40 im Jahre, also fast jede Woche einer. cf. B a41, wozu Linda S. 34 a29 ergänzt: ut ibi verbo Dei pasceretur.

¹¹⁾ cf. DH 335 und AS 516 ebenso P 48 Art. 7 u. ä. B a36.

¹²⁾ P. p 48. a II. 8. ähnlich P. 51. a23: hl. Kommunion P 238. a14.

sein und Böse und wurde durch das natürliche frauliche Mitterleiden mit Jesus gedrängt, für die Sünder zu beten, zu büßen, um sie von „neuem zu gebären“¹⁾.

Es war nicht alles vorbildlich in Danzig. Es konnte auch nicht anders sein, als daß unter den bunt zusammengewürfelten²⁾ Menschen, die aus allen Gegenden Deutschlands kamen, schlechte Elemente waren, die die Christennamen schändeten, Dirnen³⁾ und Lebemänner⁴⁾, ausgelassenes und freches Treiben besonders in der Fastnacht⁴⁾. Aber weit schwerer dünkte es Dorothea, was sie von Geistlichen⁵⁾ hören mußte.

Da wird von Herrn Paul, Pfarrer von St. Marien, berichtet, daß er sich weigere, nachts zu zu Kranken zu gehen und die Leute übel

¹⁾ DH 332. So drückt sie sich aus.

²⁾ Vgl. Hans Strunk (oben). Nach Keyser (S. 16) hatte Danzig um 1380 ca. 10000 Einwohner. Die Zuwanderung kam aus Süddeutschland, Thüringen, aber besonders aus Nordwestdeutschland, Niederland und Rheinland und vor allem aus Westfalen und Hannover (S. 26). Aus Süddeutschland kamen von 1364–1390: 22 Neubürger zu (S. 25), aus Hessen-Nassau 20, aus Thüringen 17, aus Niederland (S. 27) 66 (aus Flandern, Brabant, Holland, Geldern, Seeland, Brügge, Löwen, Nymwegen Damme, Amsterdam, Deventer, Dortrecht, Gelden, Leyden, Löwen und Utrecht. Vom Niederrhein kamen 40. Aus Westfalen aber 205 und Hannover 158, besonders viel in den Jahren 1364–80. Aus dem Ordensland kamen in der Zeit 580, das ist ein Viertel aller von auswärts kommenden Neubürger (S. 31), davon 191 aus der Weichselniederung, aus Mielenz 4, Montau 4 (1371. 74, 75) Schönau 5, Gnosau 3, Kulm 9, Kulmsee 3. Aus Böhmen 21. Nach Stimson (I 77) erwarben von 1364–1410 jährlich etwa 172 das Bürgerrecht (wozu noch die Angehörigen kommen), 1364 gar 286 Personen. Vor allem wandte sich die Einwanderung bei Langgasse und der Hl. Geistgasse als den Hauptverkehrsstraßen zu. (Keyser 54).

³⁾ vgl. dazu Stachnik St. Birgitten. Danzig 1940. S. 11 ff.

⁴⁾ cf. P 247 Johannes Behan pictor (1374 geb.). Meister 97.

⁵⁾ Haut berechnet die Zahl der Geistlichen allein am Prager Dom zu dieser Zeit mit 240, dazu die anderen Kirchen! Somit dürften wir unter 10000 Danziger Einwohner mindestens 100–150 Kleriker annehmen, d. h. einen auf 50–75 Seelen. Die gleichzeitigen *Dictamina domini Nicolai* aus Heilsberg entrollen ein betrübliches Bild, das an Boccaccio und seine Nachfolger gemahnt, von den lockeren Sitten des preußischen Klerus. (Wattenbach: Formelbuch des Domherrn Arnold v. Prozan Breslau 1862. S. 300–324. Vgl. darin S. 301. 309. 314. 319. 324). Pastoe Gesch. der Päpste i. d. R. Freiburg 1926 I. 104: „Überall zeigte sich ein rascher Wechsel der Mode und ein ungemessener Hang zu Luxus und Schwelgerei. Der Klerus, der hohe wie der niedere, folgte, mit einzelnen ehrenwerten Ausnahmen, dem Zuge der Zeit. Eine Sittenverderbnis, wie sie seit dem 10. Jahrhundert nicht mehr zu beklagen gewesen . . 105: Zucht und Sittlichkeit, besonders der Zölibat, verfielen in bedenklicher Weise. Ueppigkeit und Genußsucht traten an die Stelle priesterlicher Einfachheit und Enthaltensamkeit.“

anfahre, geldgierig sogar eine Bezahlung für die hl. Delung verlange¹⁾. Aber das Herz bleibt ihr stehen, wenn sie noch Schlimmeres hört, Worte, die unter Christen nicht genannt sein sollen und Zügellosigkeit²⁾. Da wird auch viel über die schandbaren Zustände in Avignon bei der Kurie³⁾ gesprochen. Dazu das Leid der seelischen Einsamkeit! Dorotheas Bußleben ist schon an vielen Stellen ausführlich dargestellt⁴⁾, als daß darauf hier noch des näheren eingegangen zu werden brauchte⁵⁾.

¹⁾ Simeon IV. 46.

²⁾ S. 118 peccata visa deplangere . . . quam male stat inter sacerdotes et laicos in tota christianitate. S. 194 multos sacerdotes et religiosos . imperfectos et aliquos peccatis gravibus oneratos . . . cognovit plus peccata sacerdotum et litteratorum quam laicorum et illitteratorum Domino displicere. S. 196 apparuerunt lei sacerdotes multi a luxuria inquinati aliisque peccatis . . . tremuit ne propter eos periret totus mundus. Vgl. die folgende Schilderung.— Der Dominikaner Ryntheis schreibt um 1390 in seinen Solianten (81 der Nikolaikirche Elbing. S 95 c): Dyabolus uxorem duxit s. iniquitatem et genuit ex ea IX filias . . . primam . . . symoniam dedit prelati . . . perfidiam agricolis . . . nonam permisit inuuptam et facta est publica lectatrix . . . est luxuria, nec est qui se abscondat a calore eius. Wenn, wie Hipler (Meister 17) schreibt, Konrad von Waldhausen, der in Prag die aufrüttelnden Predigten hielt, in Preußen öftel gelesen wurde, so doch nur darum, weil er die Sünden geißelte, die auch in Preußen vorkamen. Er starb am 8. 12. 1369. Ueber Waldhausen cf. Nadler Lit. Gesch. II. 90 und Stammeler Verf. Lex. d. Dt. Lit. d. Mittelalters Brl. 1936 S. 910 ff. (Stammeler)

³⁾ vgl. dazu Anneliese Birch-Hirschfeld: Die sel. Dorothea von Montau, Patronin des Ordenslandes Preußen. In Kath. Frauenbildung im Dt. Volke. Paderborn 1935. S. 667 und 765.

1362 — 70 regierte Urban V (Pastor I. 101), der am 16. X. 1364 in Rom einzog, aber am 27. 9. 1370 wieder nach Avignon zurückkehrte und dort am 19. 12. starb. Er steuerte nach Kräften den unglaublichen Mißbräuchen bei der Kurie (105), konnte aber trotzdem gegen das Bestechungssystem nicht aufkommen. 1370—8 folgte Gregor XI. Dorothea wird mit größtem Interesse Birgittas (gest. 1373) und Katharina v. Siena Wege verfolgt haben.

⁴⁾ S. Kühle. Dorothea von Montau in Ostpreuß. Forsch. 1925 II 59—101. Vgl. S. 65—68. Dazu die Viten.

⁵⁾ Eigene Abzese: B 18, 15, 16. DH 323 DH 318 ff. Sühnewunden B a26. DH 321. Krankheiten AS 508. B a27. DH 323 usw. Ueber Hochzeiten und Feste (vgl. Bspfl I 442) B a218 DH 315 f. Auf Voigts (V 668) Vorwurf „Dorothea war von der hohen Verdienstlichkeit der Selbstpeinigungen überzeugt“ und 670: „Es galt ihr als Sünde Fleisch zu essen“ antwortet D selbst in D III a21: „Wenn das Fleisch mit Uebungen und Disziplinen getötet wird, so wird die Seele behende, geschickt und gezogen, zu ihrem Schöpfer emporzusteigen usw. Vgl. auch D III 10. Ihre Bußübungen mit dem kalten Wasser (A 9, B 25, L 139, D I 16) hörten sicher 1384 auf, d. h. sie pfleg sie vom 11. Lebensjahre an durch 26 Jahre, nicht, wie AS

Religiöse Einflüsse von außen.

Albert wird devotissimus¹⁾ genannt, er pilgerte aus herzlichster Frömmigkeit zu den hl. Stätten nach Rom und einigemale²⁾ nach Aachen³⁾. Die Häufigkeit seiner Wallfahrten⁴⁾ läßt sich aus seinen Pilgerfahrten⁵⁾ vom Jahre 1384 ab berechnen. Vom Mai bis November ist er in Aachen. Im August 1385 macht er sich schon wieder auf die Reise. Vorher ist er in Karthaus gewesen (D II a7). Im März 1387 zurückgekehrt, ist er im Juli und August zweimal in Rößlin. Das „frequenter“ und „devotissimus“ lassen also vermuten, daß er jedes Jahr oder fast jedes Jahr für längere oder kürzere Zeit unterwegs war. Wenn es in die Nähe ging, wie nach St. Albrecht, Karthaus, Peßke⁶⁾ oder Oliva, so konnte Dorothea wohl auch mitkommen, sonst ließ er sie zu Hause⁷⁾. Von ihrem Mann konnte also Dorothea viel von den Zuständen in der großen Welt, auch von Birgitta und Katharina von Siena erfahren.

Besonders Birgittas⁸⁾ Wirken wurde in Preußen mit großem Interesse verfolgt. Ihr Tod am 27. 7. 1373 war bald überall bekannt. Im nächsten Jahre⁹⁾ kam der Pilgerzug mit ihren sterblichen Ueberresten, begleitet von Geistlichen und ihrer Tochter Katharina nach Danzig, und man setzte ihre Gebeine in der Kapelle Marienbrunn¹⁰⁾

(511a) u. D (I 16) annimmt, durch 36 Jahre, oder bis zu ihrem Tode. AS und Sr r Pr übersehen, daß D das in der Klause überhaupt nicht mehr tun konnte. Dann aber hätte statt 26 (36) Jahre in den Diten stehen müssen: 24 oder 34 Jahre. Es ist also 1384 etwas eingetreten, was ihr klar machte, sie dürfe ihrem Körper eine solche Abzuse nicht mehr zumuten. Vermutlich kam ihr diese Erleuchtung auf der Pilgerfahrt in Aachen oder Einsiedeln. cf. aber G II 13, worin steht, daß sie allgemeine schwere Uebungen per annos circiter 36 pertulit.

¹⁾ Linda 26.

²⁾ B a32.

³⁾ Linda 26 frequenter peregrinatus est.

⁴⁾ G II 28 „sepe“

⁵⁾ Aus seinen vielen Reisen läßt sich auf Vermögen und Tüchtigkeit im Berufe schließen. (G II: c.27: dives). In seiner Abwesenheit werden die Gesellen die Schwerfegete wettergeführt haben.

⁶⁾ AS 523 p.

⁷⁾ Es gab damals schon Pilgerzeichen, in Aachen aus Blei mit dem Bilde Marias, Medaillen und Andenken. Erwin Ihysen: Die Heiligtumsfahrt ausstellung 1909 in 3. d. Aach. G. V. Aachen 1910 S. 256, 260, 271, 278. P 288 erwähnt kleine Heiligenbilder.

⁸⁾ Meister 99. Funk 89. Binder: Birgitta. München 1891, Birch-Hirschfeld 673 f.

⁹⁾ 29. 6. 74. AS Oct. IV 463.

¹⁰⁾ Simson I. 116. Binder 173.

neben der Katharinenkirche — als an einem vorläufigen Begräbnis-
orte — bei. Sicher war Dorothea bei dieser Feier zugegen¹⁾). Von
Brigitta und ihren Schriften wurde in Preußen viel gepredigt, und
das Volk erzählte sich ihre apokalyptischen Prophezeiungen. 1381 reiste
Katharina, sehr geachtet und gefeiert, abermals im Wagen durch
Preußen. 1390 kam die schwedische Gesandtschaft, die Brigittas Heilig-
sprechung betrieb, über Danzig nach Rom. 1391 erfolgte bereits die
Kanonisation. Dorothea hat Brigitta Zeit ihres Lebens hochgeehrt und
schaute sie später viel — neben Elisabeth und anderen Heiligen — in
ihren Gesichtern²⁾). Der Einfluß Brigittas auf Dorothea mußte noch
bis ins einzelste genau untersucht werden.

Dorothea kann in Danzig nicht unbemerkt geblieben sein. Ihr
lebhafter und für alles Große mitempfindender Geist reichte über den
engen Kreis ihrer Häuslichkeit hinaus. „Ihre Heiterkeit und Milde,
vor allem eine merkwürdige Gabe, in allen Personen und Ereignissen
nur das Gute zu sehen und selbst offenbare Fehler anderer mit dem
feinsten Sinne und doch ohne die Wahrheit zu verletzen, zum Guten
zu deuten, machten sie allen lieb und wert“³⁾).

Ihr Gebetsseifer erregte die Aufmerksamkeit vieler. Ihre stete
Treue machte die Guten staunen. So fühlten sich viele zu ihr hin-
gezogen. Dorothea hatte Freunde⁴⁾). Ganz nebenbei werden 1384⁵⁾)
geistliche Freunde erwähnt, die den fleischlichen gegenübergestellt werden.
Es verkehrten also mancherlei Leute gefellig mit Wilhelm. Ob man
bei geistlichen Freunden nicht an Kreise denken darf ähnlich den süd-
deutschen Gottesfreunden⁶⁾)? Wenn Dorothea später von Aachen ei-
lends nach Finsterwalde pilgert, so spricht wohl die Empfehlung und
der Geist solcher Frommen mit.

¹⁾ Richard Stachnik: St. Brigitten Danzig. Danzig 1940 S. 20: Der
Leichenzug wurde in Danzig feierlich und fürstlich vom Hochmeister mit großem Ge-
folge empfangen. Der Sarkophag wurde zunächst nach der Marienkirche gebracht,
wo Deutschordensritter die Leichenwacht hielten.

²⁾ Dorothea wollte später nach Brigittas Beispiel ins hl. Land pilgern (G. V.
1 und 17. Vgl. DH 393 unten = II a28.

³⁾ Meister 56. Vgl. DH 332 Schluß von 23, wo von ihrem zwingenden
Einfluß auf andere die Rede ist.

⁴⁾ Frau Witwenlobin (?) stand ihr bei der ersten Geburt bei und sah ihre
Wunden.

⁵⁾ DH 341. Vgl. auch B 65: Una inter alias plus spiritualium per-
ceptionum cognitiva (soror).

⁶⁾ Kenyer 25: 1364–99 wanderten 22 Neubürger aus Süddeutschland in
Danzig ein, aus der Pfalz, Elsaß, Schwaben, Bayern, Oesterreich.

Auf die dominikanische Einflüsse ist schon hingewiesen. Dorothea wird nachgesagt, daß sie gern Predigten hörte¹⁾. Ihre Beherrschung der scholastischen Terminologie (vgl. S p 166 die sieben Gaben) läßt sich nur so erklären, daß sie oft und gern²⁾ Predigten der Dominikaner besucht hat.

Auch der Geistlichkeit³⁾ muß Dorothea aufgefallen sein. Die Pfarrer von St. Marien waren 1363 Paul, 1368 Johannes von Gylgenburg, später Dr. jur. Christian Roze. An der Katharinenkirche: 1363 Bernhard von Montmortis, der 1366 einen Kaplan Paul hatte. Als Beichtväter⁴⁾ Dorotheas werden genannt: Johannes, Pf. v. St. Katharinen und ein Priester Ludike sowie Radislaus.

Die Beginenbewegung kam langsam in Danzig auf. Die Schriften, die Dorothea manchmal las, waren wohl aus den Dominikanerkreisen und aus der Gottesfreundliteratur⁵⁾.

Nikolaus Hohenstein⁶⁾.

Im Jahre 1379 wurde Nikolaus Hohenstein Dorotheas Beichtvater. Nikolaus, aus Hohenstein bei Danzig stammend, kannte Wilhelms Haus schon seit 1370. Er scheint mit dem Schwertfeger freundschaftlich⁷⁾ verkehrt zu haben, jedenfalls kam er bei vielen Gelegenheiten und zu allen Tageszeiten in die Langgasse⁸⁾. Er soll einer der vielen Priester der Katharinenkirche gewesen sein.

¹⁾ L 132. B 36. A 7. AS 545 k und P 51 a20. divina audienda et frequentanda.

²⁾ cf. F 92.

³⁾ Stimson I. 85.

⁴⁾ Wenn sie bei N. H. nicht beichten konnte, so ging sie zu Ludike (so Meze Hugische in P.)

⁵⁾ Das Jahr 1378 wird im letzten Kapitel „Stufen des mystischen Erlebens“ behandelt.

⁶⁾ cf. D II a 5: eyn andachtiger prister entte di metten

⁷⁾ Ob er zur Zunft der Kleinschmiede oder vielleicht sogar zu ihrer religiösen Bruderschaft in besonderer Beziehung stand, läßt sich nicht entscheiden. Vgl. Stimson I 70, 71. 1363 gab es bereits Bruderschaftsaltäre. Ueber seine Freundschaft vgl. P. 49 – 51.

⁸⁾ Wenn er P. 51. a 20 aus sagt, daß Dorothea viel und hauptsächlich durch ihren Mann gelitten habe, so spricht er aus eigener Erfahrung, wenn er aber fortfährt: „Adalberto qui eam in principio matrimonii acriter verberavit propter continuationem et frequentationem quam dicta Dor. habuit ad divina audienda et frequentanda in ecclesia manendo et in ipsa longam moram faciendo,“ so irrt er sich. Es trifft nicht zu, daß sie gleich im Anfange der Ehe heftig geschlagen worden ist, sondern das trat erst 1378 ein. Nikolaus ist

Doch wird diese Annahme zu berichtigen sein. Im Processus¹⁾ heißt er „frater Nicolaus nunc professus ord. hosp. s. M. de domo Theut.“ Nach Ausweis ähnlicher Aussagen ist frater hier auf den Dt. Orden zu beziehen. Propst Bertrand²⁾ nennt ihn zusammen mit Radislaus „presbiteros seculares“. Dies scheint die einzige Stelle zu sein, an der er „Weltpriester“ genannt wird. Ob nicht hier der Singularis (presbiterum R.) stehen müßte? Jedenfalls haben wir dagegen das gewichtige Zeugnis des gut unterrichteten Dr. Johannes Marienwerder³⁾ „Her Nicklos, der do prediger⁴⁾ was czu Gdanczk, was yr beychtiger vil jore gewest“. Nikolaus gehörte also dem Predigerorden an. Nach einer schriftlichen Mitteilung des bekannten Dominikanerforschers Hieronymus Wilms OP (26. 7. 39) ist ein Uebergang vom einen zum anderen Orden um 1400 nicht ausgeschlossen. Von hierher fällt neues Licht in das Dorotheenleben. Nikolaus dürfte es vor allem gewesen sein, dem Dorothea, seine filia spiritualis, ihre „scholastischen“ Kenntnisse verdankt, die schon einigemal erwähnt worden sind. Er wird wohl ein guter Redner gewesen sein. Vielleicht, daß ihn Dorothea von dieser Seite aus zuerst schätzen lernte. Jedenfalls dürften die Fähigkeiten und Kenntnisse des Herrn Nicklos nicht unbedeutend gewesen sein⁵⁾.

Die sich ihm im Zustand der „ekstatischen Vereinigung“ anvertrauende⁶⁾ Dorothea, muß er mit großer und ehrfürchtiger⁷⁾ Zurückhaltung im ganzen richtig geleitet haben. Er war also ein strebsamer, aufrichtiger Mensch mit vielem Sinn für das höhere Leben, — er studierte auch die Autoren — wenn er es selbst auch nicht verkostete. Er wird ein freundliches Wesen gehabt haben, hielt sich aber von Dorothea

vielleicht erst 1370 nach Danzig gekommen, jedenfalls kannte er Dorothea von 1363 — 70 nicht. Es wird hier ein Schreibfehler vorliegen, hervorgerufen durch die Häufung primo et principaliter und principio matrimonii. Die Witten schreiben jedenfalls anders.

¹⁾ P 97 a11. P 151. P 69.

²⁾ P 265. P 287 allein „presbiter“.

³⁾ D II a26 = S r Pr 268.

⁴⁾ L 130: N. predicator in Gdantz per multos annos.

⁵⁾ Die Reste der alten Dominikanerbibliothek zu Elbing verraten geistige Interessen der Mönche. Dafür, daß Nicklos Dominikaner war, würde auch seine Aussage in P sprechen, daß er viele Orte der Diözese Pomesanien — die doch gar nicht die seine ist — Städte wie Dörfer, auch Montau, kenne. Er ist also terminierend wie predigend weit herumgekommen. — Ob N. auch zu den in D I a28 genannten „geistlichin vetera“ gehört?

⁶⁾ Vgl. das letzte Kapitel. hier

⁷⁾ Meister 54: nennt ihn trefflich und seelenetrig.

stets in der gehörigen Distanz¹⁾. Vielleicht hat Dorothea gerade dieser Umstand gefallen, daß er in der Führung nicht aufdringlich wurde. Gleichwohl schätzte er Dorothea aufrichtig²⁾. Er war Zeuge ihrer Kasteiungen und Nachtwachen³⁾ (wohl in der Kirche) auch mancher Ekstasen⁴⁾. Sie hat sich ihm also rückhaltlos geöffnet. Er kannte und billigte jedenfalls ihre Lebensweise⁵⁾. Von 1380 an erlaubte er ihr sogar die wöchentliche Kommunion⁶⁾, ab 1390 die 2–3tägige⁷⁾. Er wurde allmählich nachdenklich über das, was sie ihm anvertraute, sie erzählte ihm oft von ihrem inneren Erleben und er glaubte es⁸⁾. 1387 stellt er Albert zur Rede wegen seiner grausamen Mißhandlungen: „Was hast du getan? Dein frommes Weib, daß von der Liebe zu Gott gänzlich fortgerissen ist (rapta) und keine Gewalt über den Leib hatte wegen der Bande der Liebe, hast du hemmunglos geschlagen, von reißendem Zorn entzündet⁹⁾“. Hieraus dürfen wir wohl ohne weiteres entnehmen, daß vorzüglich er es ist, der Dorothea, als sie der Häresie angeklagt ist, vor dem geistlichen Gericht verteidigt hat und so warm für sie sprach, daß man sie unbehelligt ließ.

Er war so großherzig, Dorothea 1388 oder 1389 an den Dr. Johannes in Marienwerder zu verweisen als einen Führer für ihre Seele, da er sich kein volles Verständnis in mystischen Dingen zutraue¹⁰⁾. Nikolaus H. war später Spittler am Elendehof in Danzig.

Die Pilgerfahrt nach Aachen.

Im Frühjahr 1384 verkaufte¹¹⁾ Wilhelm Haus und Hausrat¹²⁾, gab sein Hab und Gut in Danzig in Verwahrung und machte

¹⁾ P 51 a20: Er achtete nicht darauf, wenn sie ihm von ihren Offenbarungen erzählte.

²⁾ P 49 weiß er zu sagen, daß sie nie eine schwere Sünde getan habe.

³⁾ P 48. a5.

⁴⁾ AS 516

⁵⁾ P 52. a24. Von ihren härtesten Bußübungen aber wußte er nichts. Vgl. L 129 f.

⁶⁾ Meßter 75. Das will gewiß viel besagen! Er hielt sie damals bereits für einen heiligmäßigen Menschen.

⁷⁾ Besser ist die Annahme, daß Joh. Marienwerder erst in M. ihr die öftere wöchentliche Kommunion gestattet. AS 544.

⁸⁾ P 49 a III. 8. P 51. a20.

⁹⁾ B a64. Man sieht, daß er ihre Zustände richtig beurteilt.

¹⁰⁾ Meßter 54

¹¹⁾ L 143 Dorothea bewog ihren Mann, das artificium limationis gladiorum und das gute Haus, das er in Danzig hatte, zu verkaufen, um freier für Gott zu sein.

¹²⁾ DH 341.

sich auf die Betfahrt nach Aachen. Wilhelm war damals weit über 60 Jahre alt, von der Sicht mitgenommen und wohl den großen Anstrengungen, die die Schwertsegete¹⁾ an ihn stellte, nicht mehr gewachsen. Auch wird ihm das Haus leid gewesen sein, in dem seine Kindlein ehemals gelärmt hatten²⁾. So folgte er gern dem Wunsche Dorotheas, mit ihr zusammen nach Aachen zu pilgern. Die noch nicht ganz dreijährige Gertrud ließen sie bei geistlichen Freunden³⁾. Nikolaus Hohenstein ließ ihnen die Pilgermesse⁴⁾ und gab ihnen den Reisesegen⁵⁾. Das war am 29. Mai 1384. Um den 17. Juli herum war in Aachen die große Ausstellung der Reliquien. Aachen, Köln und Einsiedeln waren damals die größten Wallfahrtsorte in der Rheingegend⁶⁾.

Es ist zu bedauern, daß die Aachener Pilgerfahrt in den Viten nur erwähnt und die Erlebnisse dabei — innerliche wie äußerliche — gar nicht erzählt werden. Immerhin zog es die Pilger auf dieser Reise zweimal nach Aachen⁷⁾. Es muß ihnen also dort gefallen haben.

F i n s t e r w a l d e .

Johannes Marienwerder scheint in der Geographie Westdeutschlands schlecht bewandert gewesen zu sein⁸⁾. Er hat sich in D I 31 so mißverständlich ausgedrückt, daß man meinen mußte, Finsterwalde läge bei Köln am Rheine.

Der Hollandist suchte infolgedessen Finsterwalde in einem gewissen Orte Silva Nigra⁹⁾, leider ohne die deutsche Uebersetzung anzugeben.

¹⁾ Schwertfegerhandwerk.

²⁾ Vgl. was von den Verleumdungen Dorotheas, und ihren Verfolgungen, die ihm mit zusetzten, im Kap.: „Dorothea der Häresie angeklagt“, gesagt wird.

³⁾ DH 341. Diese Stelle ist besonders interessant. Wir wiesen schon oben auf die sich hieraus ergebenden Schlussfolgerungen hin und kommen darauf zurück.

⁴⁾ D. Ringholz: Wallfahrtsgesch. u. L. Frau v. Einsiedeln. Freiburg 1896. 83: Die Pilger hatten eine besondere Tracht: lange dunkle Röcke, hohe Stäbe und Rosenfranz. Auf dem Rücken eine Tasche mit dem leichten Reisesepäck, einen breitkrämpigen Hut mit Muscheln. Sie standen unter dem Schutz der Kirche, galten als unverleßlich, hatten überall freien Durchgang und manche geistlichen Vorrechte.

⁵⁾ P 49. aIII. 13.

⁶⁾ Vgl. Eduard Reichmann: Die gesch. Beglaubigung der Aachener gr. Heiligtümer in 3. d. Aach. G. B. Aachen 1910. S. 169 ff. Man zeigte dort das Lententuch, Täufertleid, Marienleid, Dornenkrone mit 8 Spizzen, Kreuznagel und Windeln u. a.

⁷⁾ Vgl. DH 341 f.

⁸⁾ Maria ad Heremitas seu Coenobitas in Vinsterwald AS, 522 a58/59. DH 361 a12: Dorf am Rhein, Finsterwalde!

⁹⁾ AS 517 A, k.

In dem Nacherer Umkreis liegen Mariaweller¹⁾ und Schwarzenbroich. Schwarzenbroich scheint fast eine andere Form von Finsterwalde zu sein, wird aber im Mittelalter Matthiastal²⁾ genannt und nirgends Finsterwalde.

Finsterwalde ist vielmehr das Tal, in dem Maria Einsiedeln (in der Schweiz) liegt³⁾.

Die beiden Pilger zogen über Straßburg und Basel⁴⁾, Konstanz und Friedrichshafen, damals Buchhorn genannt, zum Züricher See und zum Berge Egel⁵⁾, dann südwärts, eine Meile weit, nach Einsiedeln.

Sobald die Wallfahrtsgruppen von der letzten Anhöhe aus das Benediktinerkloster und das Tal sahen, pflegten sie⁶⁾ niederzuknien und mit ausgebreiteten Armen zu der Schutzherrin Maria zu beten und den Boden zu küssen.

Hier hatten früher Einsiedler gewohnt, als erster St. Meinrad⁷⁾, der am 21. 1. 861 von Räubern ermordet worden war. Deshalb hieß die Kapelle im Volksmunde St. Maria zu den Einsiedlern oder Eremiten. Als das Gotteshaus 948 eingeweiht werden sollte, da — so erzählt die Legende — habe in der Nacht zum 14. 9. Christus selbst mit seinen Engeln⁸⁾ die Konsekration vollzogen. Darum war nach dem Glauben der Wallfahrer mit dem Besuch der Kapelle ein vollkommener Ablass⁹⁾ verbunden.

Ueber und um das Kirchlein war seit dem 10. Jhd. eine Stiftskirche erbaut¹⁰⁾. Die Pilger zeigten sich daneben den Brunnen, dem Heilkraft zugesprochen wurde und am Steinbalken über der Tür der Kapelle fünf flache Vertiefungen¹¹⁾ wie von 5 Fingern eingedrückt. Christus sollte bei der Einweihung seine hl. Hand dorthingelegt haben. Die Kapelle war ein längliches Viereck mit 2 kleinen Fenstern¹²⁾ in

1) Hubert Haaf: Die Kreuzherren in den Rheinlanden Bonn 1932.

2) Dort waren Kreuzherren, die sich von den Niederlanden her ausgebreitet hatten. Sie waren 1378 sehr verweltlicht. Vgl. auch E. v. Forst = Gudenu: Das Kreuzbrüderkloster Schwarzenbroich in Z. Nsch. Gesch. B. 1882 S. 92.

3) Odilo Ringholz: Wallfahrtsgesch. Unf. L. Frau von Einsiedeln, Freiburg 1896.

4) Pinnow: Dt. Gesch. 1926 Teubner S. 110. Das war der alte Weg.

5) Ri. 240.

6) Ri. 149.

7) Ringholz 31.

8) Ringh. 45. Das Fest der Engelweihung wurde am 14. 9. herrlich gefeiert.

9) Paulus: Berühmte doch unechte Ablässe in Hist. Jahrbuch München 1915 S. 506. Vgl. Ringh. 7.

10) Ringh. 7.

11) Ringh. 164.

12) Ringh. 31.

den Seitenwänden. Im Osten war ein kleines fensterloses Chor, im Westen der schon erwähnte schmale Eingang. Ueber dem Altar thronte das Gnadenbild, eine hölzerne aufrecht stehende Madonna, das nackte Kindlein¹⁾ auf dem Arme, das — ebenso wie die Mutter — die Rechte segnend erhebt und mit der Linken ein Vöglein an sich drückt, das ihm leicht in den Finger pickt. Das Haar Marias wallt über die Schultern herab. Vielleicht waren die Figuren damals schon — ähnlich wie heute — bekleidet. Die Gesichter sind vom Ruße der Kerzen aus vielen Jahrhunderten geschwärzt²⁾. In Einsiedeln wurden viele Reliquien³⁾ verehrt, St. Meinrads Gebeine, Teile der Krippe, vom Gewande, den Dornen und dem Grabe des Herrn, von den Haaren, dem Kleide und dem Gürtel Marias.

In dieser Kapelle hatte Dorothea, die eine große Marienverehrerin war, solche große Andacht empfangen, daß sie dann auf dem Heimwege dreimal um- und zurückkehrte; das einmal waren sie schon wieder bis Nachen gekommen. Daraus darf man entnehmen, daß diese Pilgerreise mit großer Eile vollbracht worden ist⁴⁾.

Auf der endgültigen Heimreise hatten sie ein Pferd⁵⁾. Sie überschritten den Zürchersee auf der Holzbrücke von der Landzunge Hurden⁶⁾ aus und zogen dem Bodensee zu, den sie im Schifflin überquerten. Auf dem Wasser begann das ängstlich gewordene Pferd zu stampfen, so daß das Flachboot sich neigte und Wasser schöpfte. Es war ein Wunder, daß sie nicht ertranken⁷⁾. Sie wohnten jetzt in Danzig zur Miete⁸⁾.

Es hatte aber beiden so gut in Einsiedeln gefallen, daß sie be-

¹⁾ Kingh. 35.

²⁾ Kingh. 38.

³⁾ 41.

⁴⁾ Vom 29. 5. — 11. 11. haben sie in 167 Tagen rund 3500 km, d. h. tgl. rund 25 km zurückgelegt, eine ganz beträchtliche Leistung, die nur dann möglich ist, wenn sie weite Strecken zu Schiffe (etwa rheinabwärts bis Köln) oder Wagen gemacht haben. Wenn man den Zustand der damaligen Straßen bedenkt, so möchte man an eine solche Tagesleistung kaum glauben, zumal noch die Fast- und Feiertage abzurechnen sind.

In B 55 werden aber 9 Wochen Wegs über Nachen nach Einsiedeln als sehr viel und mehr als sonst angesehen propter varios timores et pericula. DH 342 (3 4—6) läßt auf große Eile schließen.

⁵⁾ D I a32.

⁶⁾ Kingh. 240 und 242.

⁷⁾ Von den Gefahren auf dem Heimweg erzählt DH 342 = D I a32.

⁸⁾ Es ist möglich, daß sie aus den im Kapitel „Dorothea häretisch“ ange-deuteten Gründen in der Altstadt wohnten.

schlossen, ganz dorthin zu ziehen¹⁾. Sie verteilten also einen Teil ihres Gutes unter die Armen und verließen am 10. 8. 1385 mit ihrem Kinde Gertrud die Stadt, begleitet von dem Segen und den frommen Wünschen Nikolaus Hohensteins. Sie fuhren im Wagen und hatten einen Knecht mit²⁾. Die Erlebnisse dieser Pilgerfahrt sind bekannt³⁾. Besonders die abenteuerliche Reise Dorotheas mit den Räubern wäre wert, von einem Dichter gestaltet zu werden⁴⁾. Was uns hierbei berührt, ist der bewunderungswürdige Starkmut Dorotheas und der Einfluß, den sie auf die entmenschten Raubgesellen ausübt, dem sie sich nicht entziehen können. Wahrlich, diese Frau kann man nicht mit dem Worte schwärmerisch abtun! Sie besuchten wieder Aachen und reisten dann in die Schweiz. Es war gerade vor Ausbruch des Städtekrieges, also in Süddeutschland eine kritische und gefährliche Zeit. Die Schweiz war damals Kriegsgebiet, und auch bis Einsiedeln spielte das große Geschehen hinüber.

Es waren nämlich im Februar 1385 Bern, Zürich, Solothurn und Zug — andere schon früher — dem Schwäbischen Bunde beigetreten. Luzern besetzte das benachbarte Rothenburg, das Zentrum der österreichischen Verwaltung in jener Gegend, und zu Beginn 1386 wurden das Entlibuch und die österreichischen Städtchen Wolhusen und Sempach in das Luzerner Bürgerrecht aufgenommen. Damit war der Kriegszustand herbeigeführt. Ende Juni 1386 sammelte Herzog Leopold von Oesterreich seine Streitkräfte bei Brugg. Zahlreiche Adlige zogen ihm zu. Weil ein Angriff auf Zürich vermutet wurde, eilte ein Kontingent aus den Urkantonen der Stadt zu Hilfe. Am 1. Juli besetzte Leopold Willisau, am 8. marschierte er nach Sursee. Die Truppen der Waldstädte zogen von Luzern aus ihm entgegen und stießen, 1500 Mann stark, bei Sempach auf 4000 Oesterreicher. Anfangs siegten die lanzenstarrenden Ritter. Dann durchbrachen die Schweizer die Speermauer und mezelten 700 Ritter mit dem Herzog nieder. Der Rest entfloh. Die Truppenbewegungen dauerten weiter, bis am 12. 10. 1386 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Aber das gespannte Verhältnis blieb⁵⁾.

¹⁾ D II a9: Adalbert überlegt, daß er seine Zeit und Habe unnütz aufwendet. Wenn er in Danzig bleibe, würde es ihm Mühe kosten, sich von der Gewohnheit seiner Umgebung und seiner eigenen zurückzuziehen.

²⁾ Vgl. das Bild des vierspännigen Kessewagens in Böpp I, 465.

³⁾ D II a9—14.

⁴⁾ Vgl. Gertrud Liczewski-Horn: Eine Heilige. Langensalza, wohl 1934.

⁵⁾ H. Nabholz . . . Gesch. d. Schweiz. Zürich 1932. I 191 f. Am 9. 4. 88 folgte dann die Schlacht bei Näfels.

In diesen kriegerischen Zeiten schien auch Einsiedeln bedroht. Oft wurde Sturm geläutet, und die Leute liefen schreiend und weinend umher. Aber Dorothea ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen und blieb betend in der Kirche¹⁾.

Die Gottesfreunde.

Wenn wir uns fragen, was Dorothea so sehr in Einsiedeln gefallen und angezogen hat, so muß eine Antwort — neben anderen²⁾ — lauten, sie fand dort die Gottesfreundebewegung. Als Albrecht 1385 aus Danzig zieht, hat er folgende erstaunliche Ueberlegung gemacht: Bisher habe er Zeit und Habe unnütz verwandt. Bleibe er in Danzig, so würde ihn seine bisherige Umgebung wieder seinen Vorfäzen untreu machen³⁾. Er kennt also eine andere Umgebung und andere Menschen, die ihm jeder Zeit ein besseres Beispiel geben könnten. Er muß alt genug sein, um sich nicht mehr von Gefühlen fortreißen zu lassen. Er meint die Gottesfreude in Einsiedeln.

Um 1350 werden in Einsiedeln zum ersten Male Waldschwwestern genannt. Es hatten sich nämlich fromme Personen, Männer wie Frauen, in der Nähe der Gnadenstätte angesiedelt, um unter Leitung der Ordenspriester, es waren Benediktiner, eine Art klösterlichen Lebens zu führen. Im Westen des Hochtales entstanden 4 Schwesternhäuser mit je einer Meistlerin, eines hieß „An der vorderen Au“⁴⁾.

Die Viten besagen nun hierzu: Dorotheas ununterbrochene Uebung wurde von einigen Menschen gar sehr bemerkt. Sie hatten sie darum sehr lieb, ehrten sie und wünschten, daß sie immer bei ihnen bliebe⁵⁾. Sie kamen zu geistlich gesinnten Menschen, deren sie während 1¹/₂ Jahren viele kennen lernte . . . (dabei) . . . tat der Herr an ihr große Gnade und gab ihr zu kosten und zu erkennen seine unaussprechliche große Freude und Güte⁶⁾. Weiter: In dieser Zeit lernte sie viele fromme, reine und abgestorbene Menschen beiderlei Geschlechts kennen⁷⁾.

¹⁾ D II a12 = DH 361. AS 522 a58.

²⁾ Vgl. Kap. „Dorothea häretisch“.

³⁾ D II a9 = DH 357.

⁴⁾ Ringh. 18. W. Dehl: Mechtild von Magdeburg. Kösel. Rempten o. Jahr. S. 24.

⁵⁾ Dies Urteil läßt auf eine beachtliche geistige Höhe der Waldschwwestern, vielleicht auch auf spätere Briefe schließen.

⁶⁾ D II a12 = DH 361.

⁷⁾ AS 521 a57 unten L 143: ibi propter ejus laudibilem vitam multi fuerunt aedificati.

Die Gottesfreundbewegung blühte noch immer in Süddeutschland, wenn auch ihre erste große Zeit vorüber war.

In Basel hatte — noch 1381 nachweisbar — Margarete zum Goldenen Ring gelebt. Literarisch interessiert, stand sie mit Margarete Ebner¹⁾ im Briefwechsel und besaß, was damals gewiß erwähnenswert war, Bücher. Eins von diesen, Mechthild von Magdeburgs köstliches „Fließendes Licht der Gottheit“ in der allemannischen Uebersetzung des Heinrich von Nördlingen vermachte sie nach ihrem Tode den Waldschweftern von der Vorderen Au²⁾. Das Haus „an der Apegg“ bekam ein anderes Buch von ihr.

Das mag damals gewesen sein, als Dorothea in Einsiedeln war. So kommt sie über diesen Weg mit der Magdeburger Begine in Berührung. Es ist nicht ohne Reiz, ihre Bitten daraufhin zu untersuchen. Manche Redewendung erinnert an Mechthild.

„Du bist von jugunt uf tegelich gejaget und vorwunt von mir liplichin und geistlichin so lange, bis ich dir habe vornuwet dyn aldiz fleisch und dyn aldeß herze ausgeruckt³⁾.“

Dy czerunge (in der clause) sint börnende libe, hiezige begerunge, eyn gewisse hoffnung, ein volkömlich getrawen, unde eyne keüschy vorchte czu gote⁴⁾.

Du host mich nu betwungin mit deynen grosin czeren und geschren, daß ich bin worden dein neste nockbar⁵⁾.

Doch darf man in diesem Zusammenhang auf die sprachliche Ähnlichkeit nicht allzuviel geben, weil Mechthilds Ausdrucksweise schon Stil in der mystischen Literatur geworden war. Wichtiger ist für uns, daß Dorothea tatsächlich in Einsiedeln und „in ander markte und stete“⁶⁾, in die sie der Teuerung wegen zogen, ebenso auf der Hinreise wie auf der Rückreise tief in die mystischen Kreise Süddeutschlands hineinge-

¹⁾ in Maria-Medingen bei Dillingen, † 1351.

²⁾ So Muschg 294. Nach Dehl 24 stammte das Buch von Heinrich von Rumersheim.

³⁾ D II, a36=DH 406. vgl. „gejagt“ in Gall Morel: Das fließende Licht der Gottheit. Regensburg 1869. I. a3.

⁴⁾ D III, a2.=DH 410. vgl. D III a5, a8, a11: ein Gedicht und 2 Reime; cf. D III a42.

⁵⁾ D III a17.=DH 431. vgl. D III a16, 27, DIV a29=DH 450. Eine wissenschaftliche Untersuchung des deutschen Dorotheenbuchs nach der sprachlichen Seite hin, wäre sehr wünschenswert. Vgl. Meister 116. Johannes M. urteilt über Dor. (L 150): elegantibus verbis et sententiis contextuit, obwohl sie war „idiota mulier et penitus illiterata.“ Ähnlich P 155.

⁶⁾ D II, 12.

kommen ist. In der Klausur denkt sie einmal darüber nach, wie wenig wahrhaft Auserwählte es doch auf der Welt gibt, „da war es ihr, als kämen sie zu ihr herein; einige, aber wenige, waren Religiösen, einige jedoch von der Welt verachtet, arm und Waldereyten (in silvis habitantes). Von ihnen kannte sie drei von Angesicht¹⁾.“ Hier mag es sich um solche „Gottesfreunde“ handeln.

Als Dorothea durch Straßburg kam, war die Stadt noch voll von dem Ruhme Kulman Merwins²⁾, der mit dem geheimnißvollen „Gottesfreund vom Oberland“ den brieflichen Verkehr vermittelt hatte, der damals so großes Aufsehen erregte³⁾.

In Straßburg hatte Tauler geweiht. Die Stadt war auch ein Mittelpunkt der Dominikanerinnenfrömmigkeit. In und um Straßburg gab es allein 7 solcher Klöster⁴⁾.

In Basel hatte Tauler gelebt, nach ihm Heinrich von Nördlingen, dessen Kreis sich mehr und mehr erweitert hatte. 1386 erschien in Basel das Buch „Von den 24 Alten oder der goldene Thron von Otto von Passau, Lesemeister der dortigen Franziskaner. Er widmete sein sehr beachtetes Werk den weit verzweigten Gottesfreunden⁵⁾.

Bei Rheinfelden war Schwester Elisabeth von Eiken geboren, die sechsjährig ins Kloster Detnbach gekommen war und Eckhart nahegestanden hatte. Ihre Afzese ist quälerisch wie die Seuses und auffallend der seinen ähnlich. Sie hat Berührungen mit Dorothea. So braucht sie auch das Wort „Ader“, spricht von inneren Schmerzen, fühlt wie ein Schwert, Messer und Spieße sie unsichtbar durchdringen⁶⁾.

In Konstanz lebte das Andenken an Seuse, der hier geboren und im Dominikanerkloster gewesen war. Er starb in Ulm. Besonders

¹⁾ S. 117 f.

²⁾ † 18. 6. 1382 in Grünenwörth. Verf. Lef. III 355 ff. (Stammler).

³⁾ III 366: Der „Gottesfreund“ ist entweder eine Erfindung Merwins oder noch eher Nikolaus von Löwenk. „Diese Literatur entstand unter dem Eindruck der 3 Dominikaner-Mystiker und Ruybroecks und zeigt die geistigen und literarischen Wechselbeziehungen am Oberrhein und in Brabant. Sie läßt erkennen, wie sehr die Laien, auch der reichen Stände, Kaufleute und Ritter von der mystischen Bewegung erfaßt sind . . .“ Aus Stammler: Verf. Lef.

⁴⁾ Muschg 313.

⁵⁾ Muschg 306/7.

⁶⁾ Muschg 196–99. cf. D II a36 = DH 405. SI a10 f., de caritate vulnerante . . . D. wird im Herzen verwundet: nunc spiculis, nunc sagittis, nunc lauceis. S 41 f. D II a2 = DH 348. DH 405 und DH 368, DIV a41 = DH 467.

in der Diözese Konstanz sollen zahlreiche Inklusen gewesen sein, die unter dem Schutz der Dominikaner standen¹⁾.

Aus Zürich war Elsbeth Stigel, Ceuses Freundin hervorgegangen. Sie lebte später in Töß (Winterthur) und schrieb ähnlich wie andere Nonnen an einer Chronik, in der sie die mystische Freundschaft mit Jesus schildert. Solcher Chroniken gab es sehr viele, so vom Kloster Detenbach vor Zürich²⁾. Ueberall blühte in Süddeutschland die Frömmigkeit. In Basel gab es allein 26 Beginenhäuser³⁾. An vielen Orten standen Kläusen. Schon waren viele Andachts- und Erbauungsbücher verbreitet und ohne Unterschied in den Händen von Laien und Klerikern⁴⁾.

Es darf auch nicht des Engelberger Predigers vergessen werden, von dem eine Handschrift aus dem Besitz des Frauenklosters St. Andreas bei Sarnen⁵⁾ erhalten ist. Die Predigten wurden wohl um die Jahrhundertmitte und zum Teil in Engelberg gehalten. Er spricht in der Sprache Eckharts, aber im Geiste Taulers. Er redet vom himmlischen Rosen Gottes in der Seele⁶⁾ von 6 Stufen der geistlichen Geburt⁷⁾, dann von 32 Arten göttlicher Minne⁸⁾. Bei Dorothea sind es 37 Grade⁹⁾.

Nach dem „Engelberger“ wird die Seele auf der 10. Stufe für

¹⁾ Doerr, das Institut der Inklusen in Süddeutschland. Münster, 1934, 33. Einstedeln gehörte zur Diözese Konstanz. In Regensburg gab es damals 10, in Köln 14 Inklusen (Doerr 124 f.) usw. cf. A 16: reclusorium multis annis appetiit antequam obtinuit.

²⁾ Im 14. Jhd. geschrieben. Muschg 113. Vgl. die Klöster Unterlinden, Adelshausen bei Freiburg, Engental b. Nürnberg, Katharinental b. Dießenhofen östlich von Schaffhausen, Medingen. Unter den Dominikanern, die doch diese Nonnen seelsorglich betreuten, fallen in diesem Zusammenhang Namen auf wie Jo-hannes und Konrad von Preußen. cf. Muschg 302 u. 341. Konrad war wenige Jahre später (um 1389) bei der Reorganisation des Dominikanerordens im Auftrag des Generals Raymund von Capua tätig, der aus dem Kreise um Katharina von Siena stammte. Es gab also vielfache Beziehungen zwischen Süddeutschland und Preußen.

³⁾ Vgl. Muschg 334, die freilich schon damals in Verruf kamen. 1400 brach dann gegen sie die große Verfolgung aus, die mit ihrer gänzlichen Ausrottung in Basel endete. Die Stadt war berüchtigt wegen ihrer frommen Betriebsamkeit.

⁴⁾ Muschg 363.

⁵⁾ Südl. des Vierwaldstätter Sees

⁶⁾ Dorothea kennt diesen geläufigen Terminus ebenfalls: susurrium, susur-rare, DI a26., SV a3. p174 u. a. Muschg 315.

⁷⁾ D kennt novem modi spiritualiter pariendi (SI 27 p 76). Von der Gottesgeburt handelt bei ihr SI 28/29/30. cf L 155.

⁸⁾ Muschg 319

⁹⁾ D IV., in S. I a1 werden 36 Grade genannt, ebenso in L und B,

die wesliche Minne empfänglich¹⁾). Bei Dorothea ist der 10. Grad die caritas stabilis et firma oder die vest steende libe²⁾). Es handelt sich bei allem selbstverständlich nicht um direkte Entlehnungen und Einflüsse, aber alle werden aus den gleichen Quellen der fließenden theologischen Lehre des 14. Jhd. gespeist. Es müßte lohnend sein, allen diesen Dingen nachzuspüren.

Es wird also verständlich, warum Dorothea in Einsiedeln bleiben und nicht mit ihrem Mann zurückkehren wollte. Sie wünschte als Bettlerin in Finsterwalde zu verweilen und das dünkte sie eine „große obirflutige geistliche wollust“ zu sein³⁾.

Den Bericht über ihre Leiden auf der Heimreise kann man nicht ohne tiefe Ergriffenheit lesen⁴⁾.

In Danzig⁵⁾ wohnten sie dann nicht mehr in der Rechtsstadt. Wilhelm ließ sich in der Altstadt neben der Katharinenkirche ein Häuschen bauen. Vermutlich war in der Rechtsstadt der Platz knapp geworden, dann mögen die im folgenden Kapitel ausgeführten Dinge mitgesprochen haben⁶⁾.

Ss r Pr 240 Anm. 5. wird zu berichtigen sein. Am 10. 8. 1385 von Danzig abgereist, kamen sie nach 9 Wochen, also etwa am 11. 10. in Einsiedeln an. Nach D II 12 waren sie aber „gewest andirhalb jor zcum Vinsteralde,“ mithin waren sie nicht am 10. Februar 1387 wieder in Danzig (Ss r Pr 241), sondern verließen Finsterwalde etwa Ende Februar⁷⁾. Das Erlebnis vom 17. 2. 1387 kann also doch noch in Einsiedeln sich zugetragen haben⁸⁾. Es paßt auch sehr gut dorthin.

Dorothea als häretisch angeklagt.

Die Nachrichten darüber sind spärlich.

Christian⁹⁾, Pfarrer von St. Marien, überschüttete Dorothea

1) Mithin liegt hier wohl eine ontische Einteilung gegenüber der mehr affektiven bei Dorothea vor. (Muschg)

2) Wenn der Prediger endlich in kühnen Bildern den Weltuntergang schildert, so denken wir dabei an ähnliche Auslassungen Johannes Martenwerders in seinem Symbolum (Meister 30f, 34f). Das 14. Jahrhundert kannte starke eschatologische Strömungen. Joachim v. Fiore hatte dafür die Geburt des Antichristen prophezeit.

3) D II 12 p245 = DH 363. Vgl. D II a2, ihr Erlebnis am 17. 2. 1387.

4) D II 13 ff.

5) Ankunft 10. 2. 1387.

6) Vgl. DH 367 = D II 15 ff.

7) Vgl. dazu G II a42.

8) D II a2.

9) Dr. iur. Christian Roze.

mit schmähenden Worten „sie irre im Glauben“¹⁾. Darauf fragte sie Nikolaus danach. Sie antwortete, er habe liebevoll zu ihr gesprochen²⁾. Das erzählte Nikolaus Herrn Dr. Roze, der betroffen in sich ging und bekannte, er habe hart und teuflisch mit ihr geredet³⁾.

Nikolaus Hohenstein berichtet 1404⁴⁾, daß Dorothea Verfolgungen von Prälaten erlitt, nämlich von Herrn Heinrich vom Stein, dem Offizial der Diözese Breslau, und von anderen Priestern, die ihr mit dem Feuertode drohten, weil sie von den Menschen über sie (D.) unbekannte Dinge hörten und darum glaubten, sie irre (im Glauben)⁵⁾.

Heinrich v. Stein und Ludike hielten Dorothea für ketzerisch, weil sie in der Beichte „den Menschen sehr unbekannte Dinge“ erzählte und weil sie einen außergewöhnlichen Eifer in frommen Übungen und zu guten Werken⁶⁾ zeigte.

Katharina Seefeld weiß zu sagen⁷⁾: *D multa adversa sustinuit et passa est in verbis et minis a quodam Henrico de L. . . qui ipsam D cum suis⁸⁾ valde persequabatur quia forte talia audivit ab ipsa D, que sibi ab aliis fuerunt incognita et inaudita*

Aus diesen 4 Berichten scheint hervorzugehen, daß die Verfolgungen sich über eine längere Zeit erstreckten. Johannes Marienwerder

¹⁾ „quod erraret in fide.“

²⁾ quod valde caritative ipsam verbis tractavit.

³⁾ P 344 = Ss r Pr II, 267. vgl. den weiteren Text.

⁴⁾ P 51 a20

⁵⁾ D. passa fuit persecutiones a prelatiis suis videlicet Domino Henrico de Lapide officiali pro tunc curie Wladislaviensis dioc. et ab aliquibus alijs presbiteris qui una cum dicto officiali Dorothee minabantur ipsam velle cremare quia incognita audiebant et ab hominibus de ipsa Dorothea narrare ergo credebant ipsam errare.

⁶⁾ P 70/71. Aussage der Meze Hugfn: Henricus de Lapide . . et Ludike famosi presbiteri credentes ipsam matrem in fide catholica errare propterea, ut ipsa deponens credit, quia Dorothea dictis presbiteris in confessione forte incognita hominibus enarravit, et etiam propter excessivam et insolitam ad divina officia et bona opera devocionem, quam D ultra alios homines habebat, credebant eam mente captam . . Ihre Ekstasen in der Kirche, ihr Lachen oder Weinen beim Erwachen . . astantibus hominibus videbatur incognitum et inauditum . . Die beiden Priester . . ipsam verbis oblocutoriis persequabantur, dicentes ipsam debere cremari. Meze erzählt weiter, daß sie unter dem Eindruck seines Gerüchtes — viellecht ist sie auch vor dem Gericht darüber vernommen worden — Dorothea mied, vgl. Ss r Pr 268 A.

⁷⁾ P 77 = Ss r Pr 268 A.

⁸⁾ D. h. doch wohl: Heinrich mit den Seinen.

ergänzt die Nachrichten, indem er mitteilt, daß übelwollende Menschen sie verklagten: Sy brochtins och vor dy öbirsten, dy sy dorumb luden und frogetin¹⁾. Der nächste Oberste war der Pfarrer. Weil Dorothea seit 1387 in der Altstadt wohnte, ist mithin wohl der Zusammenstoß mit Dr. Roze vor der Reise von 1385 anzusetzen. Die Klage wurde aber bis vor den Offizial gebracht, der schließlich Dorothea eine Vorladung schickte. „Vor den sy sich bescheidenlich vorantwerte, und sich doch nicht in dem grosen gutte, das ir gote tat, entplöste²⁾“

Aus diesen Angaben können wir den Zeitpunkt der Verfolgung bestimmen. „Sie konnte mitunter ihre überfließende Wonne und das Jubilieren nicht verbergen, sondern sie äußerte diese vor den Menschen in der Kirche mit Lachen und Gebärden“³⁾ mit Lauten und Worten; sie konnte nicht an sich halten. Einige, die das hörten und sahen, gerieten in Bewegung, aber sie „ergerten unde kartin czum ergsten“⁴⁾. Solche Erscheinungen sind aber schon weit früher berichtet. Nämlich aus dem Jahre 1378, in dem sie die Gebetsstufe der „sanften ekstatischen Vereinigung“⁵⁾ in der einfachen Ekstase erreichte⁶⁾. Davon schreibt Marienwerder: Zuweilen wurde sie von göttlicher Süßigkeit ganz erfüllt, so daß sie sich äußerlich gebärdete, als ob sie trunken wäre man wähte, sie sei ohnmächtig oder schlief. . . In ihrem Hause wie auch in der Kirche konnte sie sich nicht enthalten, einige Worte aus der Freude ihres Herzens in der Gegenwart der sinnlichen Menschen zu sprechen. Ihnen deuchte es, „das sy abewesig wordin were“⁷⁾.

Im Laufe der Jahre nahmen diese Zustände nur zu, so z. B. nach dem 27. 1. 1385, dem Tage, an dem die sogen. Entrückung zum erstenmale und dabei die geistliche Verlobung stattfand⁸⁾.

Als letzter Termin für die Verfolgung ist das Jahr 1388 anzusehen. Darüber unterrichtet uns D II a26. „Nikolaus riet ihr, zu Johannes Marienwerder zu gehen, den sie mehr als 2 Jahre später sah“⁹⁾. Sie sah ihn aber am 22. 5. 1391.

¹⁾ D II a26.

²⁾ D II a26. Ss r Pr 267.

³⁾ cf. S I a1, p25. 23. Grad der Liebe: amans fit amens.

⁴⁾ D II a26.

⁵⁾ Tanqueray Grundriß der apokryphen u. myst. Theol. Paris 1931 a1453.

⁶⁾ Tanq. a1458.

⁷⁾ D I a27 = DH 337 f. (Mitte und Schluß).

⁸⁾ Tanq. a1459. Vgl. D II a1 = DH 344 ff. Vgl. Schluß v. D II a2 und D II a3.

⁹⁾ er entschein ir czuhant in der gestalt und forme, in der sy en dernoch vll-noch czwen jore czum irsten sach. D II a26.

Mithin hatte sie das Gesicht von Johannes im Frühjahr 1389. Sie lag aber vom 2. 2. bis 15. 8. 1389 krank zu Bett und konnte nur an einigen Sonntagen¹⁾ aufstehen, um die hl. Kommunion zu empfangen. Vielleicht hat Nikolaus die Kranke aufgesucht, wahrscheinlicher ist, daß seine „Empfehlung“ an Marienwerder vor dem 2. 2. geschehen ist. Vorher aber heißt es noch: Sie wurde vor das geistliche Gericht geladen. „Aber damals schon hatte sie großes Begehren, einen weisen Mann zu finden, dem sie sich anvertrauen könne. Nun wurde ihr jemand genannt²⁾, dem sie sich aber nicht ohne Rat des Beichtvaters eröffnen wollte. Herr Nikolaus riet ihr nach Marienwerder zu gehen“³⁾.

Zwischen der Gerichtsverhandlung und der „Empfehlung“ liegt das „große Begehren“ und eine andere Empfehlung. Mithin ist einige Zeit verfloßen. Wir kommen also wohl in den Herbst 1388, in dem die öffentliche Verhandlung stattfand. Offenbar hatte Dorothea Verteidiger und Fürsprecher. Vermutlich wurde der Beichtvater vernommen⁴⁾, der so warm für sie eintrat, daß man sie gehen ließ.

Die Anfeindungen und Bspitzelungen liegen aber jedenfalls schon lange Zeit, vielleicht Jahre hindurch, vor⁵⁾. Wenn Albrecht sein Haus verkauft und für ein halbes Jahr mit Dorothea ans Danzig verschwindet⁶⁾, so spielt anscheinend auch der Wunsch mit, dem immer mehr anwachsenden Klatsch über Dorothea aus dem Wege zu gehen. Vergebens! Die Zustände der Frau Dorothea fallen nach dem 27. 1. 1385⁷⁾ nur noch mehr auf. Die Verleumdungen wachsen. Da entschließt sich Albrecht, überhaupt für immer aus Danzig fortzuziehen und führt den Entschluß am 10. 8. 1385 aus. Durch die Kriegsgefahr und Teuerung gezwungen, verläßt er die Schweiz⁸⁾; aber er ist so feige, daß er Dorothea allein und ohne Tochter zurücklassen will⁹⁾, und erst im

¹⁾ B a67 p525 ut puta dominicis. D II a17 = DH 372.

²⁾ Offenbar ein anderer als Marienwerder.

³⁾ D II a26. a55.

⁴⁾ Im P 48 ff. schweigt er darüber.

⁵⁾ Ob der Schluß am D I a33 (anvechtunge fundirlich in 1383 – 1388) nicht auch auf solche Dinge hinweisen will? Dorothea muß schon darunter gelitten haben. L 145 deutet an: In Gdantk . . . per plures vices sibi fuit negatum Eucharistiae sacramentum, et ideo decubuit veraciter in tantum prae nimio desiderio . . .

⁶⁾ Mat 1384 D I a31.

⁷⁾ D II a1

⁸⁾ D II a13.

⁹⁾ D II a12 = DH 363.

letzten Augenblick regt sich das Gewissen, und er nimmt sie mit¹⁾. Er empfindet ihre Person jetzt als solche Belastung und ist darum so von Haß gegen sie erfüllt, die ihn durch ihr Benehmen dauernd dem Gespött der Leute preisgibt, daß er voll der größten Rücksichtslosigkeit, ja voller brutaler Feindseligkeit gegen sie ist²⁾. Als er dann 1388 krank wird³⁾, kann es ihm niemand recht machen als Dorothea. Aber er dankt es ihr doch nicht. So wird es auch wohl verständlich, daß der alte Mann Dorothea nach Rom ziehen läßt, als der Beichtvater es ihr geraten hat⁴⁾.

Die Anklage gegen Dorothea läßt uns als sicher annehmen, daß auch in Danzig Irrlehren verbreitet waren, welcher Art diese waren, wäre noch zu untersuchen. Mit Sicherheit steht nur fest, daß einige Leute behaupteten, „se a Deo solo didicisse⁵⁾. Sie gaben also vor, göttliche Offenbarungen zu haben, was ja auch Dorothea vorgeworfen worden ist.

Stufen des mystischen Erlebens Dorotheas.

(Versuch einer kurzen Zusammenfassung⁶⁾).

Es sollen hier nur die wichtigsten Stufen behandelt werden. Gott führte diese aufgeschlossene Seele von frühester Jugend an durch den Weg der Reinigung und Erleuchtung ins mystische Leben ein⁷⁾. Frühzeitig übte sie das Gebet der Einfachheit und das Affektgebet. Die Beschauung scheint zum erstenmale bei der Krankheit im 7. Jahre eingetreten zu sein⁸⁾. Es handelt sich hier wohl um die passive Samm-

¹⁾ D II a12.

²⁾ D II a13 = DH 364. D II a15 = DH 367 f. DH 371.

³⁾ DH 368 = D II a15.

⁴⁾ Ueber den Tod Alberts vgl. F c127, D II a26 und G I a24.

⁵⁾ G I c1.

⁶⁾ Hierüber wäre eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung notwendig, um *materiarum . . . varietas ac multiplicitas* (GI a7) zu erweisen. Ueber manches ist in diesem Aufsatz bereits gesprochen worden. Das Wort *Mystik* will hier nur in dem Sinne aufgefaßt werden, in dem die katholische Kirche es mit ihren großen Autoren gebraucht.

⁷⁾ D I a4–6, 8, 13–16, 18 bes. 17 und 20.

⁸⁾ B a12, D a3. Als du noch kindisch warst „do zoch ich dich zcu mir in lbe; du derkantist mich und beschouwetist mich; du libetist mich . . (attraxi) L 133: Vom 7. Jahre an a Domino trahebatur, et ad superna quibusdam aestuantibus desiderii erigebatur, licet nondum expresse tractus Domini intelligenet, revelaverat siquidem jam in auriculit cordis ejus Dominus cogitationes pacis . . D I a13: das si des duchte, wi si mit sele und lbe enpor gezogin wurde. p285 a5: verbrüht hört sie den Herr dicentem, novam te

lung¹⁾. Mit den Jahren folgten die Anfänge des Gebets der Ruhe etwa von der ersten Kommunion an²⁾ und fortschreitend. Daß die Kontemplation früh eintrat, scheint auch das Septillium anzudeuten³⁾. Der Herr sagte ihr, daß der beschauliche Mensch quasi omnes caritatis gradus prius enumeratos haben müsse⁴⁾, besonders aber die hitzende, börnende liebe-caritatem ferventer ardentem. (11. Grad) An einer anderen Stelle⁵⁾ aber führt er aus: Dies sind die Anfänge deiner Liebe gewesen: erstens hast du sehnüchzig vielmals verlangt, mich zu sehen. Bitter und schmerzlich war es dir, bis zum Morgen warten zu müssen, um mich im Sakrament anzuschauen. Zweitens hörtest du gern das Wort Gottes und von mir sprechen. Drittens hast du mich mit tiefem Verlangen im Sakrament der hl. Eucharistie empfangen .“ Dem neunten Grad, der starken Liebe, entsprechen die castigationes, exercitia varigena et horribilia supplicia⁶⁾. Der 11. Grad ist endlich gekennzeichnet⁷⁾ durch heftigen Schweiß und reichliche Tränen aus Liebe⁸⁾. Dazu teilen die Viten mit, daß sie schon vom 1. Jahre an und später sovieler Venien macht, daß sie ganz mit Schweiß übergossen erschien⁹⁾ und daß sie vor dem 11. Jahre untröstlich aus Sehnsucht nach der hl. Messe weinte¹⁰⁾ und schlaflos blieb.

Ueber weitere Einzelheiten vor dem Jahre 1378 sind wir nicht unterrichtet. Wir erfahren wohl, daß Dorothea auf dem Krankenlager in der Ehe durch die Gegenwart Gottes in außerordentlicher Weise¹¹⁾ (amicabilissime)¹²⁾ einen außergewöhnlichen Trost hatte, aber was das war, ob das Gebet der innerlichen Vereinigung¹³⁾, wissen wir nicht.

facio hominem et ex tunc fuit accensa ad amorem divinum . . sie weinte damals nie und war nie ungeduldig.

¹⁾ Tanqueray: Grundriß der asketischen und mystischen Theologie. Paris 1931 a 1436.

²⁾ Daß sie einen besondern trost enphing von Gote an geistlichn wollusten in tre selen. D I a19 Tanq a1444. f.

³⁾ L 133 nennt ausdrücklich „adhuc existens parvula ac ontemplatione fuerat retardata“.

⁴⁾ SIV c3=p. 164 3 31 – 35.

⁵⁾ S 30 3 23 ff cf B 12.

⁶⁾ S 1 a4.

⁷⁾ S I a5 = p34 3 27 ff.

⁸⁾ S p. 35 3 6 und 7.

⁹⁾ D I a5 = DH 311 3 1 ff.

¹⁰⁾ D I a19 = DH 325 3 15 ff.

¹¹⁾ D I a18.

¹²⁾ B a18.

¹³⁾ Tanq. a1448.

Das Jahr 1378 war in vielfacher Hinsicht für Dorothea bedeutungsvoll. Nachdem sie sich nun manches Jahr hart kasteit und abgearbeitet hatte, gönnte ihr der Herr vom Frühjahr¹⁾ ab nunmehr den Zustand des „süßen Schlafes,“ wie sie es nennt²⁾, in dem sie fühlte, wie Gott ein liebliches Rosen³⁾ mit ihrer Seele unterhielt. Damit hängt zusammen der nun auftretende Verlust des Gebrauches der äußeren Sinne und der excessus mentis. Sie erschien wie trunken, ohnmächtig, betäubt oder schlafend.

Es handelt sich hier offenbar um die „ekstatische Vereinigung⁴⁾“ und um häufige Ekstasen⁵⁾.

Jetzt erst beginnen anscheinend die soviel erörterten Mißhandlungen durch Albert, der ihre Entrücktheit und Unbeweglichkeit⁶⁾ für dumme⁷⁾ und unvernünftige Launenhaftigkeit hält. Daß Albrecht sein Weib vor 1378 mitunter geschlagen hat⁸⁾, ist schon anzunehmen. Das lag im Geiste des Mittelalters. „Der Mann hatte damals das Züchtigungsrecht über die Ehefrau, ja er war verpflichtet, sie zu strafen, wenn die sich gegen andere verfehlt hatte. Wenn er davon keinen Gebrauch machte, wo es angebracht schien, so wurde er garnicht als Vollmann angesehen⁹⁾.“

War Dorothea wirklich launenhaft? War sie tatsächlich exaltiert, eigensinnig und eigenwillig und voller leidenschaftlichen Ueberschwangs zu Uebertreibungen neigend?

Was schon an dem zehnjährigen Mädchen auffällt¹⁰⁾, ist bei aller feinen und natürlichen Güte die große Selbständigkeit dieses Charakters und die unbeirrbar tiefe leidenschaftliche Blut ihrer Seele, die unentwegt auf ihr Ziel¹¹⁾ losgeht. So werden an diesem Kinde bereits

1) D I 26.

2) D I a26 = DH 356. B a37 S 513. Nach B 14 beginnen jetzt: „in asseribus, lapidibus, ac nuda humo sua continuabat exercitia .“

3) susurrium.

4) Tanq a1454.

5) Tanq a1458.

6) D I a27 = DH 337.

7) Ab D I a27 = DH 337 ff.

8) Vgl. P 51 a20 und DH 310 a4 3 12 „mit Drohen zum Schlafe zwingen.“

9) Zöpfl. Dt. Kulturgeschichte I 420.

10) D I a9. = DH 314: tüchtig der Wirtschaft der Eltern vorzustehen. = tüchtig zu der vorstendeste des husrotts irre eldirn ~

11) Nach einem Worte Seuses: Du mußt den Durchbruch nehmen durch meine leidende Menschheit, sollst du wahrlich kommen zu meiner bloßen Gottheit. Aus Des Mystikers Heinrich Seuse O. P. Deutsche Schriften von N. Heller Regensburg 1926 p LXX

„gute wize und vernunft =“¹⁾ gerühmt. Fröhlich und unverdrossen²⁾ nahm sie ihr Amt wahr. Ebenso verantwortungsbewußt zeigt sie sich aber in der Ehe³⁾. Sogar wenn sie krank lag, kümmerte sie sich um das Gefinde und versah mit größtem Eifer selbst bei den schlimmsten Schmerzen alle, auch schwere Arbeiten des Haushalts. Dorothea war also ein durchaus lebensstüchtiger Mensch.

Dorothea muß einen außerordentlichen Verstand besessen haben⁴⁾ nicht jene kalte „männliche“ Intelligenz, sondern die warme und tiefe Intuition der Frau, dazu eine große Beweglichkeit des Geistes⁵⁾, eine Aufgeschlossenheit für alles Gute⁶⁾, eine Bereitschaft und Entschlossenheit, alles zu Ende zu denken, die beispiellos waren und später das Erstaunen des gelehrten Doktors Johannes Marienwerder wachriefen⁷⁾. Sie war auf keinen Fall beschränkt und schwärmerisch. — Daneben steht die große Konzentrationsfähigkeit, die Andacht, die Willenskraft, die einem Durchschnittsmenschen, wie Adalbert unerklärlich sein mußten.

Der Autor der Dorotheenviten kümmert sich um die hier angeschnittene Frage wenig, aber an einigen Stellen wird uns doch offenbar, wie Dorothea auf ihre Umwelt wirkte. Es ist darüber bereits an seiner Stelle das Nötige gesagt worden: nämlich, wie sie geistliche Menschen beeindruckte, das sind die Menschen in Einsiedeln, die sie lieb gewannen und bei sich behalten wollten⁸⁾. Ähnliches wird von den Armen erzählt⁹⁾. In Danzig hatte sie geistliche Freunde. Wie Dorothea auf die geistigen Menschen¹⁰⁾ wirkte, beweist das umfangreiche Lebenswerk, die vielen Bücher, Johannes Marienwerders¹¹⁾, die alle

¹⁾ D I a9 = gute Umsicht. cf B 13.

²⁾ B a18, D I a9 = DH 314.

³⁾ cf. D I a25 = DH 333. B a35. Auch daß sie jung verheiratet wurde, zeugt für ihre geistige Reife.

⁴⁾ Meister 51: vorzüglich begabt.

⁵⁾ S I clff: Die 36 Grade der Liebe. Gradus sensu distincte cognovit, Linda 127 unten VIII. Ueber ihr bewunderungswürdiges Gedächtnis vgl G I a10.

⁶⁾ Sie betet für die auf der „Reise“ Getöteten, für die Gefangenen bei den Heiden, für die Verzweifelnden (D III a15 = DH 427). Sie beschäftigt sich mit dem Schisma D III a14 usw. GV c25. G IV c7. Meister 71. D III a7).

⁷⁾ Meister 75. cf. D I a3 3 9 ff = DH 309. D I a5.

⁸⁾ Vgl. S. 159 f. hier.

⁹⁾ Vgl. S. 135 f. D I a10 u. 25.

¹⁰⁾ cf. Littera Graduatorum. Voigt. Cod. d. Pr. p83 ff. Sie nennen sie S. 86 theologa.

¹¹⁾ Ueber die Bedeutung Marienwerders (1343–1417) vgl. Meister, bes. 36, 54, 57, 68, 74. Er ist als der größte Theologe Preußens anzusprechen. Seine Gelehrsamkeit, Eifer und Einsicht waren weit über die Grenzen der Diözese hinaus be-

ihr Lob verkündeten, beweist Dr. jur. Johannes Rymann¹⁾. 1385 steht Dorothea der brutalen Masse gegenüber, den Räubern, die sie ermorden wollen, mit denen sie aber furchtlos mitgeht und die von dem geheimnisvollen Etwas, das von ihrer Persönlichkeit ausgeht, überwunden, ihr alles gestohlene Gut zurückgeben²⁾. Dieser wahren Mütterlichkeit können sie nicht widerstehen.

War Dorothea ihrem Mann absichtlich ungehorsam³⁾? Das ist ganz ausgeschlossen. Sie wollte ihm zu Willen sein, aber wenn der ekstatische Schlaf über sie kam, verlor sie die äußeren Sinne, und es lag nicht in ihrer Macht, dagegen anzukämpfen⁴⁾. Wie gehorsam sie ihrem Mann war, geht aus vielen Stellen hervor⁵⁾. Außerdem äußert Marienwerder sich eigens zu diesem Problem, indem er — bei der Gelegenheit, als Dorothea einmal zögert, Wilhelm sofort zu gehorchen — seiner Meinung und der Lehre der Kirche mit den Worten Ausdruck gibt: Ein wohlgeordneter Gehorsam ist Gott wohlgefälliger als Opfer⁶⁾.

Hat Albert einen erziehenden Einfluß auf Dorothea ausgeübt?

kannt. Vgl. auch 65: über die Prüfung Dorotheas durch Marienwerder und Rymann.

¹⁾ 1388 Propst des Domkapitels zu Marienwerder, 1393 wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse und seines trefflichen Rates in Marienburg als juristischer Berater des Hochmeisters. 1409 zum Bischof von Pomesanien erwählt, † 1417.

²⁾ D II a9 ff. = DH 359 B 56 = AS 521—D I a21 erwähnt so ganz nebenbei, daß sie Zwistigkeiten zum besten wandte, D I a23, daß, wenn ihre Worte nichts halfen, ihr Beispiel andere bezwang. cf. auch S I p76. Meister 71. GI a5. A 17 = communiter omnes homines de eius vita in ea meliorati sunt, tam nunc quando vixit . .

³⁾ B a38=AS 513. Als Auffesstigkeit, so deutete er ihr Verhalten.

⁴⁾ DII a15. Daß sie diese gerne noch syne geheisse volbracht hatte, „het sy gemocht.“

⁵⁾ L 142: et marito se exhibuit amicabilem et obedientem DI a27=DH 337. DIII. 20. DII a10 (sie geht zu den Räubern) DII a13—15 (grausam behandelt, bleibt sie geduldig) DII a12=DH 361. DI a9 und 11. Jesus selbst hält sie zum schnellen Gehorchen an in DII a16. Als sie einmal nachts in Süßigkeit der Liebe und in Tränen liegt, nachdem ihr der hl. Geist in siebenfacher Weise geschickt worden ist, steht sie auf das Geheiß des Mannes sofort auf, um Licht zu machen: Quae obediens voci sponsi terreni propter praeceptum Domini quo alligata erat legi viri . . quasi Dominum sibi loquentem dimittens (SII c4. q. 100. Z. 30.) vgl. weiter DH 371. L 158. Uebrigens schildert Johannes Marienwerder auch Dorotheas Fehler: DH 348, wo sie eine Schüssel nicht waschen will, cf. C und DH 484 oben und D II a11 = DH 360 = scheinbarer Ungehorsam).

⁶⁾ DII a16=DH 371.

Hat er durch sein Schelten und Schlagen die „Maßlosigkeit“ ihres Temperaments zu größerer Ruhe gezwungen? Gewiß nicht¹⁾!

Schon Johannes Marienwerder verteidigt seine *filia spiritualis* gegen diesen Vorwurf, wenn er St. Bernhard zitiert²⁾: *Lingua amoris erit ei barbara qui non amat*. Er schreibt weiter dazu³⁾: Der Mensch in der überfließenden Liebe könnte aus der geistlichen Trunkenheit, indem er allzuviel fastete, wachte, oder anderes Schweres über seine Kräfte unternähme, irregehen darum wird ihm die weiße Liebe gegeben (29. Grad) *quae est custos moderatrix virtutum*. Er führt aus, daß Dorothea diese Liebe besaß. Im ersten Buch des *Septikilismus* handeln 70 (von 186) Seiten von der Liebe, als dem Kennzeichnenden ihres Wesens, die übrigen 6 Bücher aber sind Abwandlungen desselben Themas⁴⁾. So wollte der Autor zeigen, nicht Maßlosigkeit, aber Liebe über alles Maß war Dorothea eigen.

Es bleibt ein Geheimnis, warum Gott diese Frau so leiden ließ und warum er jetzt, 1378, noch den Zorn des Mannes über sie zuläßt, gewiß ein mystisches Geheimnis; denn er hätte das Hindernis hinwegnehmen können. Eine Erklärung scheint möglicherweise im Beginn des unglückseligen Schismas⁵⁾ zu liegen, „Die Krisis, welche die Kirche in dieser entsetzlichen Periode durchmachte, war die größte, welche die Geschichte kennt. Denn zur gleichen Zeit, als durch die beiden auf Leben und Tod sich bekämpfenden Päpste alles in äußerster Verwirrung gestürzt war, die geistlichen Einkünfte fast nur zur Belohnung der Parteigenossen dienten, die Verweltlichung allenthalben ihren Höhepunkt erreichte, machten sich in England, Frankreich, Italien, in Deutschland, besonders in Böhmen, häretische Bewegungen geltend, die die gesamte kirchliche Ordnung gefährdeten“⁶⁾.

¹⁾ Das Umgekehrte trifft zu: Meister 53. L 143, 3. 21. DH 362.

²⁾ S p. 12.

³⁾ SI c. 1. 3. 7 ff.

⁴⁾ Geist, Sakrament, Gedanken, Entzückung, Vollkommenheit und Reinheit der Liebe, so könnte man die Ueberschriften umschreiben. cf. dazu die Deutung Marienwerders Titel vom *Septikilium* in S 19, 3. 24 ff.

⁵⁾ am 20. 9. 1378 wurde der Gegenpapst Klemens VII gewählt.

⁶⁾ Pastor. Geschichte d. Päpste, Freiburg 1926. I. 164. Marienwerder beurteilt das Schisma in L 1 (AS 499): *An non hodie quinto angelo canente tuba, percussa est tertia pars solis et stellarum, ita ut obscurata sit tertia pars eorum, per contemptum ecclesiae, Clavium et inobedientiam mandatorum? etc.*

Dorotheas Leiden und Bußen sind geheimnisvolle Sühneleiden¹⁾ und zugleich passive Reinigung²⁾).

Auf die Mißhandlungen Alberts brauchen wir hier nicht näher einzugehen³⁾. Er war 1378 wohl über 60 Jahre⁴⁾ alt, bereits gebrechlich, von Sicht und großen Schmerzen geplagt, überreizt und nervös, besonders aber durch die Unruhen in Danzig aufgeregt⁵⁾. Die so zahlreiche Klasse der Handwerker war hier nämlich vom Stadtregiment, vom Räte und Schöffenstuhl, ausgeschlossen. Die Zünfte, besonders die Fleischer, Böttcher, Brauer und Schuhmacher, traten 1378 untereinander gegen die Obrigkeit in Verbindung. Es kam zu Gewalttaten auf der Straße, die damit endeten, daß ein Teil der Rädelsführer hingerichtet wurde, andere bekamen Gefängnisstrafen. Diese ärgerlichen Geschehnisse mußten den alternden Albrecht, auch wenn er gar nicht an den ganzen Vorkommnissen mitbeteiligt gewesen sein sollte, mitnehmen. Es ist möglich, daß er schon wegen seines Alters eine führende Stellung unter den Kleinschmieden hatte.

So straft er Dorothea, wenn sie ihm in den ekstatischen Zuständen ungehorsam ist, wenn er hört, daß sie vor der Kirche gebettelt hat⁶⁾, oder in der Kirche laut unerklärliche, schier wie irr klingende Worte⁷⁾ gesagt hat, und weil er nie ein Wort der Verteidigung oder Klage hört, gerät er um so mehr in Wut⁸⁾.

Fortsetzung: Ueber die Stufen des mystischen Lebens.

Ende Januar 1385⁹⁾ ist vor dem Altare und Bilde Mariens in der Marienkirche in einer Vision und Entrückung¹⁰⁾ das Wunder der Herzausstößung¹¹⁾ geschehen.

¹⁾ G IV c7. DII a14= DH 426/7 f.

²⁾ Tanq a 1420 ff.

³⁾ DI a27/8 a. a.

⁴⁾ Er wird 1385 als „alder kranker man“ (DII a 9) grau (DII a 11), mit einem großen Barte, und als vetulus bezeichnet.

⁵⁾ Stimson I 71–73.

⁶⁾ DI a29= DH 340. DII a19= DH 376.

⁷⁾ DII a26= DH 390. DI 27= DH 337 f. Wie sehr das mitgesprochen haben mag, haben wir versucht im vorigen Kapitel auseinanderzusetzen.

⁸⁾ Er hält für Trägheit (DI 27), Troß und Bosheit (DI 28), rebellionem existimans (B 39= AS 514).

⁹⁾ nach B a45 u. AS 517, AS 531 a war es etwa der 25. Januar.

¹⁰⁾ Tanq. a1459.

¹¹⁾ ugrockunge der hertzen DII al und 2. Dasselbe mystische Phänomen wird von der bereits mehrfach erwähnten Katharina v. Siena erzählt. (AS Apr. III 899 ss.)

In ihr findet die geistliche Verlobung statt, denn Jesus wird von jetzt ab Liebhaber¹⁾ und Bräutigam²⁾ genannt. Es folgten dann noch häufigere Visionen. Kurze Zeit darauf ist bereits der „Aufflug des Geistes“³⁾.

Vom 2. 2. bis 15. 6. 1389 liegt Dorothea an einer geheimnisvollen Krankheit darnieder⁴⁾, in der ihr das Leiden Christi in utroque homine⁵⁾ stark eingedrückt wird.

Sie macht die dunkle Nacht des Geistes durch⁶⁾, erlebt zugleich viele Aufflüge des Geistes⁷⁾.

Endlich erfolgt etwa am 8. 3. 1390 in Rom die „umwandelnde Vereinigung oder geistliche Vermählung“⁸⁾. Ausdrücklich hebt der Autor hervor: alienatio ex intima animae ejus cum Domino copulatione⁹⁾.

Er spricht von der „großin wandelunge und von der tiffen vor-eintigung irer zelin mit gote“¹⁰⁾.

Die Daten des Dorotheenlebens.

1347 3. oder 4. 2. in Montau geboren.

6. 2, getauft.

1351 wird ein Komet sichtbar, Orkan, trübes Wetter, Teuerung und Mangel (Voigt G. Pr., Simson I 68)

1352 Pest in Montau.

1353 Febr. Dorothea wird mit kochendem Wasser verbrüht. Aschermittwoch: Erste Beichte, Beginn schwerer Abtötungen. Anfang des beschaulichen Gebets.

¹⁾ ir Itephapir groß (DII a1. Ss. r. Pr. 232=DH345) amator eius mirificus (B 45=AS 517.) Er ummevng und kuste ir sele (Ss. r. Pr. 232.)

²⁾ Der suzfe brutegam (DII a4) cf. G. VI in Ss. r. Pr. 571.

³⁾ Tanq a1460-DII a2 Schluß (geistige Wonnen und erleuchtete Erkenntnis).

⁴⁾ DII a17.

⁵⁾ III c2=p. 123.

⁶⁾ Tanq a1463 ss. Dazu gehören auch die Mißhandlungen, die Anklage wegen Häresie und die Krankheit in Rom, wo sie sogar das Gedächtnis verliert.) Tanq a1389 s. DII a25 DH 388.

⁷⁾ Tanq a1460. DII a17, flammendes Begehren.

⁸⁾ DIII a27 ff DH 466 cf. SI p 74. cf. G VI.

⁹⁾ B 79 AS 529.

¹⁰⁾ DII a25 = p. 266. DH 388'9. L 144: propter grandem habitus permutationem. Ueber die Auffassung Johannes Martenwerders von Dorotheas Gesichten (subjektive Betrachtungen) vgl.: Meister 99.

- 1357 Karfreitag: Erste hl. Kommunion. Beginn schwerster Abtötungen.
Anfänge des Gebets der Ruhe.
- 1357 Sommer: Hochzeit der leztältesten Schwester.
Dorothea werden die Schlüssel des Hauses anvertraut.
Tod des Vaters Willielm Swarte.
- 1360 Pest.
Ein Orkan bedroht den Damm.
- 1363 Verlobung mit Albrecht Swertveger.
Anfang Oktober: Hochzeit.
- 1364 etwa: erste Tochter Agathe geboren.
- 1366 zweites Kind geboren.
- 1368 drittes
- 1370 viertes
- 1372 " fünftes "
- 1373 27. 7. Tod Birgittas.
- 1374 29. 6. Die Leiche Birgittas kommt nach Danzig.
- 1374 etwa sechstes Kind geboren.
Pest in Danzig. Vermutlich starben vier Kinder.
- 1376 Stigmatisation Katharina von Sienas, von der Dorothea auch hört.
etwa: siebentes Kind geboren.
- 1378 " achtes " "
Frühjahr Beginn der ekstatischen Vereinigung.
Aufstand der Handwerker in Danzig.
Beginn der Mißhandlungen durch Albert.
- 1379 Nikolaus Hohenstein wird Beichtvater Dorotheas.
- 1380 29. 4. Tod Katharinas von Siena.
Herbst: Aufhören der ehelichen Gemeinschaft in toro.
Beginn der sonntäglichen Kommunion.
- 1381 Sommer: neuntes Kind Gertrud geboren.
Hochzeit der Tochter Agatha.
- 1382 Pest. Vermutlich sterben jetzt zwei Kinder.
- 1384 29. 5. — 11. 11.: Pilgerfahrt nach Aachen und Einsiedeln.
- 1385 25. 1.: Herzausstufung und geistliche Verlobung.
Wallfahrt nach Karthaus.
- 1385 10. 8. bis }
1387 Frühjahr } Pilgerfahrt nach Aachen und Einsiedeln.
- 1387 14. 8. Wallfahrt nach Köslin.
14. 10. "
- 1388 Herbst: Dorothea vor dem Inquisitionsgericht in Danzig.

- 1389 2. 2.—15. 8. Krankheit. Aufzug des Geistes.
Ende August: Pilgerfahrt nach Rom.
- 1390 Anfang des Jahres: Krankheit und Umwandlung.
ca. 8. 3. Tiefe Vereinigung der Seele mit Gott. Geistliche Vermählung.
- 1390 3. April: Tod Adalberts in Danzig.
15. 5. Rückkehr nach Danzig.
Die schwedische Gesandtschaft reist wegen der Kanonisation Birgittas über Danzig nach Rom.
- 1391 Birgitta wird kanonisiert.
22. 5. Dorothea das erstmal in Marienwerder.
1. 10. Dorothea das zweitemal in Marienwerder.
- 1393 2. 5. In der Klausur eingeschlossen.
- 1394 25. 5. Tod Dorotheas.

Nachträge.

Zu S. 140: Die irrthümliche Annahme der articuli I. dati, Adalbert sei in Montau geboren, wird in den articuli II. dati korrigiert. Die Verbesserung beruhte auf dem Schreiben des Bischofs Johannes vom 2. 1. 1396 an den Magister Bartholomäus, der dem Prokurator des Dt. Ordens in Rom zur Bearbeitung der Dorotheensache beigegeben war. (Mittheilung von Dr. R. Stachnik v. 17. 11. 39.)

Zu S. 144 f.: vgl.: Nikolaus Paulus: Die Wertung der weltlichen Berufe im Mittelalter im Hist. Jahrbuch 1911. S. 725—755, wo ausführlich Thomas zitiert und S. 737—9 Tauler herangezogen wird.

Inhalt.

Vorwort	123
Quellen und Handschriften	125
Die Werderlandschaft	126
Das Dorf Montau .	126
Die nähere Umgebung von Montau	128
Dorotheas Mutter Agatha	129
Dorotheas Vater Wilhelm Swarte	131
Der Pfarrer von Montau	133
Dorothea in Montau	135
Die Braut	139
Dorotheas Mann Adalbert	140
Der Schwertfeger	140
Danzig	142
Dorotheas Alltagsleben	144
Kinder	145
Dorotheas Gebetsleben	147
Dorotheas Bußleben	147
Religiöse Einflüsse von außen	150
Nikolaus Hohenstein	152
Die Pilgerfahrt nach Aachen	154
Sinisterwalde	155
Die Gottesfreunde ² .	159
Dorothea als häretisch angeklagt	163
Stufen des mystischen Erlebens Dorotheas .	167
Die Daten des Dorotheenlebens	174
Nachträge	176

Ermländische Güter und Vasallen im 16. Jahrhundert.

Ein Beitrag zur Familien- und Gutsgeschichte.
Von Dr. Georg Matern.

Hrsg., bearbeitet u. vollendet von Dr. A. Birch-Hirschfeld.

Vorwort.

Als Msgr. Erzpriester Dr. Georg Matern schon in Allenstein im Ruhestand lebte¹⁾, widmete er bis kurz vor seinem Tode seine ganze Freizeit der ermländischen Geschichte. Nachdem das Rößeler Pfarrbuch²⁾ erschienen war, an dem er mit so großer Liebe jahrelang gearbeitet hatte, konnte er allerdings nur noch an kleinere historische Aufgaben herangehen, da sein schweres Leiden ihn körperlich zunehmend schwächte. Aber auch jetzt noch vertiefte er sich an seinem Schreibtische mit Ausdauer in die Folianten und Urkunden des Frauenburger Archivs, die er sich schicken oder bringen ließ, und verfolgte mit regstem Interesse alle heimatgeschichtlichen Fragen.

Neben dem Studium der Entwicklung und Geschichte der ermländischen Diaspora in neuerer Zeit galt Materns Arbeit während seiner letzten Lebensmonate vor allem der ermländischen Familien- und Gutsgeschichte. Er begann auf Grund der verschiedensten, systematisch durchgearbeiteten Quellen einen alphabetischen Zettelkatalog ermländischer Güter und Vasallenfamilien anzulegen und bemerkte bald, daß diese vielleicht zuerst eintönig und schematisch wirkende Zusammenstellung zu manchem wertvollen Ergebnis führte, bisherige ähnliche Listen wie Gallandis „Vasallenfamilien des Ermlands und ihre Wappen“³⁾ in vielem ergänzte und berichtigte und hie und da zerstreute veröffentlichte⁴⁾ und unveröffentlichte Tatsachen ein-

¹⁾ s. Lebensbeschreibung und Nachruf: A. Poschmann: Erzpriester Msgr. Dr. Georg Matern. E. 3. XXVI S. 597.

²⁾ Mon. Hist. Warm. XIII, 1. 2. 1936–37.

³⁾ E. 3. XXIX S. 535 ff.

⁴⁾ Es handelt sich besonders um V. Köhrich: Kolonisation des Ermlands E. 3. Bd. XII ff. u. d. neuen Veröffentlichungen von H. Schmauch in dieser Ztschr.

heißlich zusammenfaßte. Zu dem von Matern benutzten ungedruckten Material gehörten vor allem die neun, jetzt im Diözesanarchiv aufbewahrten Bände genealogischen Nachlasses von P. Anhuth und einzelne bisher noch weniger benutzte Urkunden der Abteilung E des Bischöfl. Archivs in Frauenburg. Dieser Zettelkatalog sollte und wollte nichts anderes als nur eine Vorarbeit zu einer vollständigen, quellenkritischen Zusammenstellung aller ermländischer Güter und ihrer Besitzer bieten, wie sein Verfasser mehrfach betonte, einer Arbeit, die, falls sie erschöpfend sein sollte, noch weitere Vorarbeiten, vor allem weitere Verzettelung der Frauenburger Archivbestände voraussetzen würde. Immerhin brachte auch die bisher geleistete Arbeit so mancherlei neues Ergebnis, so daß Matern im März 1938 der Herausgeberin den vorliegenden Aufsatz über die ermländischen Vasallen des 16. Jh. zusandte. Sinn und Zweck der Arbeit drückte er dabei mit folgenden Worten aus¹⁾: „Anliegend übersende ich Ihnen einen Aufsatz, eine Frucht meiner Vasallenstudien. Ich suchte für die (in der Vasallenliste von) 1576 genannten Vasallen die zugehörigen Güter. Bis auf einige ist es mir gelungen. Es sind doch verschiedene sonst ganz unbekannte Familien. Natürlich konnte und wollte ich keine Geschichte dieser Familien liefern, sondern ich suchte nur den Anschluß aus dem Nichts (Kriege, Wildnis usw.) an diese erste feste Liste von 1576 und forschte, wie lange die betr. Familien sich hielten.“

Bietet der vorliegende Aufsatz nun auch noch keine vollständige Liste ermländischer Güter und Guttsfamilien, so liefert er doch manches Neue gerade für deren noch weniger bekannte ältere Geschichte. Da aber Matern in Allenstein, wie er schrieb, „kein Archiv“ zur Verfügung hatte, so mußte Herausgeberin auf Grund des ihr vorliegenden Frauenburger Materials noch zahlreiche Verbesserungen und Ergänzungen anbringen, ohne doch den ursprünglichen Wortlaut, wo es nicht nötig war, anzutasten²⁾. Sehr zugute kam ihr dabei die für die älteren Bände der Kurialakten³⁾ in den letzten Jahren hergestellte Kartothek, die erst diese reiche Quelle zur ermländischen Landesgeschichte ganz zugänglich macht und erschließt. Mit Dank sind außerdem manche Ergänzungen und Berichtigungen zu nennen, die Herr Dr. Schmauch aus seiner, zum größten Teil aus Quellen des Königlichen Staatsarchivs stammenden Material zur Verfügung stellte.

¹⁾ Brief vom 16. 3. 1938.

²⁾ Leider war es nicht in allen Fällen möglich, die vom Verfasser benutzten Quellen zu ermitteln und anzugeben.

³⁾ Bischöfl. Arch. Frbg. Abt. A.

Zu dem vorliegenden Aufsatz selbst kurz noch ein paar Worte. Die älteste ermländische Vasallenliste von 1576, die anlässlich der Huldigung für König Stephan Bathory¹⁾ zusammengestellt wurde, hat sich in den Kurialakten erhalten²⁾. Obwohl bereits früher in dieser Zeitschrift veröffentlicht³⁾, steht sie der Uebersichtlichkeit halber hier nochmals am Anfange der Ausführungen, deren Ausgangspunkt sie ist. (Die Nummern deuten auf die entsprechenden Abschnitte des Aufsatzes.) Die Liste enthält keinerlei Güternamen, solche finden sich erst in einer ähnlichen Zusammenstellung von 1587⁴⁾, die die Ritterdienste im Stifte Ermland aufzählt. In fast allen Fällen handelt es sich um adlige zu Culmischem oder Magdeburgischem Lehnrecht verliehene Güter. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts kommt es dann wiederholt vor, daß ursprüngliche Freigüter preußischen Rechts in solche Güter Magdeburgischen Rechts verwandelt werden, d. h. praktisch, daß ihnen statt bisher nur männlicher Erbfolge eine solche zu beiden Kindern d. h. beiden Geschlechtern verliehen wird⁵⁾ und sich so die Zahl der Adelsgüter vermehrt.

Wie aus der Entstehung beider Listen hervorgeht, umfassen sie nur die bischöflichen Kammerämter, d. h. sie enthalten keine Angaben über die adligen Güter der 3 domkapitulärischen Ämter Frauenburg, Mehlsack und Allenstein, von denen sich kein entsprechendes Verzeichnis erhalten hat⁶⁾.

An sich mag eine sich vorwiegend auf Namen und Daten beschränkende Abhandlung wie die vorliegende trocken und eintönig erscheinen. Wer sich aber eingehender mit Familien- und Guts Geschichte beschäftigt, die heute ja einen so wichtigen Baustein zur Erkenntnis deutscher Vergangenheit bietet, ist auch für solches Gerippe von Tatsachen dankbar, das ihm die Grundlage zu ausführlicherer Einzeldarstellung bietet. Es läßt sich auch manche allgemeine Erkenntnis zur ermländischen und darüber hinaus ostpreussischen Guts Geschichte gewinnen. Die überwiegende Mehrzahl der in der Liste von 1576 aufgezählten

¹⁾ Näheres über ihre Entstehung bei H. Schmauch: Das Ermland beim Danziger Anlauf 1577 E. 3. XXV S. 475 ff.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 339 vff.

³⁾ Schmauch a. a. O.

⁴⁾ Veröffentlicht von A. Thiel E. 3. VI S. 209 ff.

⁵⁾ „jus Magdeburgense, quod vulgo: zue beyden Kindern nuncupatur, ita quod deficientibus masculis foeminae succedant.“ B. A. Frbg. C Nr. 3. fol. 405.

⁶⁾ Vielleicht ließe sich ein solches auf Grund anderer Quellen zusammenstellen. In den Ämtern Frauenburg und Mehlsack war allerdings nur wenig Adel ansässig.

und hier behandelten Familien sind erst im zweiten Viertel oder um die Mitte des 16. Jh., d. h. nach dem Reiterkrieg, wenige noch vor demselben, aber nach den Kriegen des 15. Jh. in den Besitz ihres Gutes gekommen. Meist handelt es sich hierbei um landesherrliche Verleihungen im Verlauf der im 16. Jahrhundert von den ermländischen Bischöfen systematisch durchgeführten Wiederbesiedlung ihres durch die vorangegangenen verheerenden Kriege verwüsteten Landes. Diese Kriegsjahre bilden also eine starke Zäsur in der Guts- und Familiengeschichte, nur ganz wenige Geschlechter, wie die Baisen und Kalkstein reichen darüber hinaus bis in die Zeit der ersten Besiedlung zurück. Auffallend ist auch, daß sich im allgemeinen, gerade im Gegensatz zu den so alten und bodenständigen Bauernfamilien des Ermlands, die Inhaber der Adelsgüter hier nur verhältnismäßig kurz auf ihren Besitzungen halten. Ueber die Hälfte aller genannten Familien hat noch im 16. Jh. oder doch bis oder kurz nach dem Schwedenkrieg 1626-30, der eine weitere große Zäsur in der ermländischen Guts- und Familiengeschichte bildet, ihr Gut bereits wieder verkauft, ist fortgezogen oder ausgestorben. Manche Familien, wie die von Troschte, Dehle, Schedlin, Delsen, leben allerdings, wenn auch nicht mehr in der Namenslinie, doch in verwandten Geschlechtern weiter. Bis in die Neuzeit hinein begegnen uns im Ermland nur noch wenige Namen derer, die 1576 huldigten: die v. Hatten, Hofius, Opachowski, Gratowski und einige andere. Vielleicht hängt diese Entwicklung damit zusammen, daß das Fürstbistum Ermland immer ein eigentliches Bauernland geblieben ist, der Adel sich nicht recht heimisch fühlte und die Landesherrschaft, der schon aus finanziellen Gründen mehr an einem steuerkräftigen Bauerntum gelegen sein mußte, den Adel selbst im 16. und 17. Jh., wo er im benachbarten Herzogtum Preußen seine Hauptblüte erlebte, nicht sehr hat hochkommen lassen. Dazu kam noch, daß die ermländischen Bischöfe die Niederlassung protestantischen Adels aus der Nachbarschaft im katholischen Ermland nur sehr ungern duldeten, und solche Familien meist bald wieder die Rückkehr ins Herzogtum vorzogen.

Eine weitere Tatsache folgt auch schon bei flüchtiger Durchsicht: der in jener Zeit polnischer Schutzherrschaft fast ausschließlich deutsche Charakter der ermländischen Vasallenfamilien, von dem nur wenige im 16. Jh. eingewanderte Geschlechter in den südlichen Kammerämtern abweichen.

Liste der Adligen (Bischöfl. Arch. Grbg. A Nr. 3 fol. 339 v I ff.)

Annotatio nobilium, qui Maiestati Regiae et Reverendissimo Domino Coadiutori Varmiensi fidelitatis iuramentum praestitere. (4. Sept. 1576).

In Cameratu Braunsbergensi:

1) Johannes Preuk¹⁾, 2) Georg Schlubot, 3) Michael Preuke, 4) Christoferus et 5) Johannes Zornhausen de Sonnenberg. — Non iuravit 6) Johannes Loic, duos habens rusticos in Maiori Rautenberg.

Wormitensi:

7) Petrus Sauck, 8) Casparus Dambiz, 9) Nicolaus Bistri, 10) Jacobus a Kalkstein, 11) Nicolaus Litwiz, 12) Sebastian Parband, 13) Georgius a Höfen, 14) Georgius Pakusch, 15) Christoferus Albertus a Kunheim. — Non iurarunt 16) Georgius et 17) Ludovicus de Basen, ad iurandum citati non comparuere, a Reverendissimo igitur contumaces pronunciati sunt. 18) Christoferus a Zeme. 19) Liberi Gaspari Jordani minores.

In Heilsbergensi:

20) Johannes ab Hatten, 21) Dittrich Hogendorff, 22) Casparus de Leten, 23) Georgius ab Elditten, 24) Sylvester Galizky. — Non iurarunt 25) haeredes Waiselii de Schweimen, item 26) Litwicz.

In Gutstatensi:

27) Wilhelmus ab Olsniz, 28) Christoferus Glaubiz, 29) Joannes Leskewang, 30) David Braxein.

In Seeburgensi:

31) Christoferus et 32) Georgius Troschke fratres, 33) Georgius a Schedlin de Teistimmen, 34) Erasmus von der Dile, 35) Franciscus Quoff, 36) Johannes Reiman, 37) Christoferus Brunsert, 38) Stanislaus Kaminsky, 39) Petrus Sawazky, 40) Daniel Opakofsky, 41) Andreas Gratofsky in Sorbom, 42) Henericus Hölse,

¹⁾ Die Nummerierung, die den Zusammenhang mit den folgenden Ausführungen herstellen soll, ist der besseren Uebersicht wegen von uns hinzugefügt.

43) Johannes Wildenhagen sororis sue nomine de Virzighuben. Non iuraverunt 44) Hugo a Damerau¹⁾, 45) Georgius a Schedlin in Kunzkeim, 46) Paulus Plotofsky, 47) liberi Christoferi Stoßelii minorennes, 48) Johannes Hosius de Rausching.

In Reßellensi:

49) Jodocus Ebert, 50) Johannes et alter frater in Ottern, 51) Erhard Janoschütz, 52) Eustadius ab Olsen, 53) Johannes Truchses, 54) Christoferus²⁾ a Bansen, 35) Albertus a Schedlin³⁾.

In Wartenburgensi:

56) Bartolomeus Cromerus, 57) Simon Hannovius, 58) Johannes Reitein, 59) Tomas Henrirus alias Kodez, 60) Martinus, 61) Lucas, 62) Jacob Bistri fratres. 63) Urbanus de Ottendorf, 64) Baltasar Simossarsky, 65) Ambrosius Simpliasky et 66) Nozarowsky de Ottendorf.

Kammeramt Braunsberg.

1. **Johannes Preuß**⁴⁾. Der Begründer der ermländischen Linie der v. Preuß ist Georg von Preuß, Hauptmann auf Braunsberg und seit 1522 ermländischer Landvogt. Er starb 1556. Sein Sohn ist Johannes (Hans) v. Preuß, gleich seinem Vater seit 1552 Hauptmann auf Braunsberg. Er war vermählt mit Euphrosyna v. Zehmen, einer Tochter des Marienburger Palatins Achatius v. Zehmen. Hans v. Preuß war der erste ermländische Adlige, der sich der lutherischen Bewegung anschloß. Deshalb schritt Bischof Stanislaus Hosius gegen ihn ein und drohte ihm mit Entziehung des Amtes, als aber mehrere Fristen zur Rückkehr in die katholische Kirche durch Preuß und seine streng lutherische Gattin unbeachtet gelassen worden waren, entsetzte ihn der bischöfliche Landesherr 1557 seines Amtes als Schlosshauptmann⁵⁾. Auch mit Hosius Nachfolger, Bischof Cromer geriet Preuß in Konflikt. Da er auf seinen ermländischen Gütern blieb und in

¹⁾ Im Text folgt die Bemerkung: „praefatus D. Hugo ad mandatum Regiae Maiestatis Reverendissimo iuravit more aliorum Vasallorum 6, Novembris (15) 78“

²⁾ Gemeint ist Christoph von Wantkow.

³⁾ Albert v. Schedlin hat einer Bemerkung im Texte nach, etwas später als die Uebrigen den vorgeschriebenen Eid geleistet.

⁴⁾ Zum Folgenden s. vor allem Krüger: Beitrag zur Geschichte der Familie v. Pröck. E. 3. II S. 553 ff.

⁵⁾ Eichhorn: Kardinal Stanislaus Hosius. Mainz 1854. Bd. I, S. 234.

Braunsberg fortwährend die lutherische Partei begünstigte, lud Cromer ihn 1587 vor das geistliche Gericht und drohte ihm Landesverweisung an¹⁾, wozu es aber nicht kam. Hans v. Preuck starb 1593. Seine Güter gingen auf seine beiden Söhne Martin und Friedrich über, von denen letzterer noch vor 1599²⁾, der erste 1626 verstarb. Da Martin v. Preuck nur Töchter hinterließ, starb mit ihm in diesem Jahre der ermländische Zweig der Familie v. Preuck aus.

In der Liste von 1587 wird Hanns Preucke als Herr der Dörfer und Güter Regitten, Kurau, Gr. Kautenberg, Krebswalde, Rosenort und Parlaß aufgeführt. Dieselben Güter hatte er schon 1576 im Entstehungsjahr der vorliegenden Liste im Besitz³⁾.

Regitten. Das Gut Regitten⁴⁾ kam 1528 an den im Ermland heimisch gewordenen Saalauer Zweig der Familie von Preuck. Der von Bischof Maurittius sehr begünstigte⁵⁾ ermländische Landvogt und Braunsberger Hauptmann Georg v. Preuck, hatte das Dorf Regitten stückweise zusammengekauft, 1528 erwarb er dazu das Hauptgut von der Witwe Margareta von Kossen. Nach seinem Tode ging es an seinen obengenannten Sohn Hans über.

Kurau. Herzog Albrecht von Preußen hatte das 45 Hufen große Gut Kurau von Friedrich von der Delsnitz durch Tausch erworben und am 1. Febr. 1552 für 1000 Mr. an Hans v. Preuck weiterverkauft⁶⁾.

Gr. Kautenberg. Das Dorf Gr. Kautenberg gehörte bis 1519 der Familie v. Kautenberg. Dann zerfiel es in mehrere Teile, von denen die Domvikariatskommunität in Frauenburg einen Anteil besaß. Diese und andere Hufen gingen nach und nach durch Kauf an

¹⁾ Eichhorn: Bischof Martin Cromer E. 3. IV S. 382.

²⁾ Friedrich v. Preucks „Witwe“ Barbara die Tochter des Königsberger Oberburggrafen Hans v. Rauter wird 1599 erwähnt (B. A. Frgb. A Nr. 5 fol. 543) Dadurch wird Krügers Angabe (E. 3. II S. 607), daß Friedrich v. Preuck erst 1612 gestorben sei, berichtigt. 27. Okt. 1600 verbot die bischöfl. Regierung auf Be-
treiben des Vormundes von Friedrichs unmündigen Kindern dem Martin v. Preuck die Nutznießung von den Gütern. B. A. Frgb. A Nr. 7 fol. 50.

³⁾ Auch das Steuerregister von 1579 nennt diese Besitzungen. E. 3. XXIV S. 215 f.

⁴⁾ Das Gut umfaßte 1772 48, das Dorf 12 Hufen. E. 3. XII S. 710.

⁵⁾ In der ihm 1528 erteilten Erlaubnis zum Bau einer Schneidemühle in Regitten heißt es: „in Ansehung seiner mannigfaltigen und getreuen Dienste, die er in beigewichenem Kriege uns und unserer Kirche getan hat“. B. A. Frgb. C Nr. 3 fol. 53 v.

⁶⁾ E. 3. XIII S. 466.

Georg v. Preuß über, so daß er bis 1556 53 Hufen besaß¹⁾. Die restlichen 7 Hufen erwarb sein Enkel Martin v. Preuß durch Tausch von Jakob Bartsch 1597²⁾.

Krebswalde (jetzt in der Staatsforst Kurau). Das Gut lag noch 1553 vom Reiterkriege her wüst. Am 14. April 1553 verkaufte es Bischof Hosius mit 25 Hufen für 400 Mr. an Georg v. Preuß³⁾.

Rosenort. Rosenort, dessen Größe Anfang des 17. Jh. mit 8 Hufen angegeben wird⁴⁾, war aus dem Besitz der Frauenburger Antonitermönche in den ersten Reformationsjahren wieder an den ermländischen Landesherrn zurückgefallen. Bischof Mauritius Serber verließ das Gut am 18. September 1527 an Georg v. Preuß, bei dessen Familie es verblieb, bis es nach deren Aussterben an die Gemeinde Braunsberg kam.⁵⁾

Parlaß. Das im Reiterkriege wüst gewordene, 23 Hufen große Gut Parlaß verließ Bischof Serber am 30. Sept. 1532 an Georg v. Preuß.⁶⁾

2. **Georg Schlubot.** Es ist nicht genau bekannt, wann die sonst im Herzogtum Preußen ansässige Familie der v. Schlubot oder Schlubhut im Ermland zuerst Besitz erworben hat. Mitte des 15. Jh. ist Hans v. Preuß (v. d. Lauth) Herr auf Kl. Kautenberg und mehreren anderen ermländischen Gütern. Eine seiner Töchter war mit Hans v. Schlubut auf Schrankheim verheiratet⁷⁾. Wahrscheinlich datieren von daher die Besitzansprüche der Schlubuts auf Kl. Kautenberg.

Kl. Kautenberg. Laut der Liste von 1587 besitzen die v. Schlubuts das Gut Kl. Kautenberg (30 H.) und einen Anteil von Fürstenau⁸⁾ im Kammeramte Seeburg. Georg v. Schlubut selbst war bereits 1585 verstorben, seine Witwe verwaltete den Besitz, den sie jedoch bald verkaufte. Kurz nach 1595 erscheint jedoch schon Jakob Bartsch, der Mit-

1) E. 3. II S. 599.

2) B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 432. Bartsch hatte die Hufen 1589 von seinem Neffen Christoph Kersten aus Königsberg-Kneiphof gekauft. Domarch. Frbg. Schld. X. Nr. 10.

3) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 58, vgl. E. 3. XIII S. 348, XXIII S. 597, 601.

4) B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 417.

5) E. 3. XII S. 717.

6) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 54. E. 3. XXIII S. 597, 601.

7) E. 3. II S. 589.

8) In der Liste von 1587 (B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 141v) werden „Reimann und George Schlubut“ wahrscheinlich Söhne des Georg v. Schlubut als Anteilbesitzer von Fürstenau genannt.

erbauer der Kirche von Gr. Kautenberg als Eigentümer von Kl. Kautenberg¹⁾).

3. **Michael Preucke**, aus dem Hause Lauth, war 1565 Hauptmann auf Braunsberg, seit 1589 ermländischer Landvogt und starb 1598²⁾. Nach der Liste 1587 besaß er nur einen Anteil von Basten ($9\frac{1}{2}$ H.) im Kammeramte Wormditt sowie Sperlings im Kammeramte Heilsberg. Warum er 1576 unter den Vasallen im Kammeramte Braunsberg aufgeführt wird, ist nicht zu ersehen, vielleicht war er Anteilbesitzer in Regitten, da sowohl sein Vater Paul wie sein Großvater Hans v. Preuck noch als Herrn von Regitten bezeichnet werden.

4. u. 5. **Christoferus und Johannes Zornhausen de Sonnenberg**. Der letzte Besitzer von Sonnenberg vor den Zornhausen war der Ermländische Landvogt und Braunsberger Schloßhauptmann Georg v. Preuck. Dieser verkaufte fünf freie Hufen zu Sonnenberg an Franz v. Zornhausen, der aus Bremen kam. Bischof Johannes Dantiskus überließ demselben vor 1548 noch weitere zwei Hufen daselbst zu lebenslänglicher Nutzung, und Bischof Hosius verschrieb ihm schließlich 1568 den ganzen Besitz von 7 Hufen erb- und eigentümlich³⁾. Seine Söhne sind offenbar die in unserer Liste genannten Christoph und Johannes v. Zornhausen. Sonnenberg blieb auch weiter im Besitze dieser Familie. Der ermländische Domherr Eucharodus v. Zornhausen (geb. 1588) nannte sich nach seinem Geburtsort „de Sonnenberg⁴⁾“. Bis 1640 kommt dann ein Melchior v. Zornhausen als Besitzer von Sonnenberg vor, sein Sohn ist Johannes v. Zornhausen, einer der ersten Schüler des Kößeler Gymnasiums 1633⁵⁾).

6. **Johannes Loic**, Inhaber von zwei Bauernhufen in Gr. Kautenberg. Es ist sonst nichts über ihn bekannt. Wahrscheinlich handelt es sich um einen protestantischen Gutsbesitzer aus dem Herzogtum Preußen, oder ein Mitglied der Danziger Patrizierfamilie, das nur vorübergehend im Ermland ansässig war.

Von den in der Liste von 1587 genannten adligen Gütern fehlt

¹⁾ E. 3. XI S. 309.

²⁾ Sein Sohn war der ermländische Domherr Johann Preuck, der die bekannte Preuck'sche Stiftung in Rom begründete.

³⁾ Cod. dipl. Warm. I S. 223. Anm. E. 3. XIII S. 447 werden irrtümlich für 1587 die Schlubuts als Besitzer von Sonnenberg genannt. Vgl. Nr. 6.

⁴⁾ z. B. auf seiner Grabinschrift im Dom zu Frauenburg. Erml. Pastoralblatt 1881 S. 52.

⁵⁾ E. 3. XV S. 414.

1576 der Besitzer von Böhmenhöfen. Köhrich¹⁾ und Gallandt²⁾ nennen unter Berufung auf die Liste von 1587 den Georg Schlubut als Vasallen von Böhmenhöfen. Aber das „item“ bezieht sich bei Böhmenhöfen ebensowenig wie bei Sonnenberg auf Schlubut, sondern auf die Hauptüberschrift: „gehören dem Stifft Ermlandt, Ritterdinst zu leistenn.“ Ähnliche Fälle liegen bei andern Kammerämtern vor. Besitzer von Böhmenhöfen war vielmehr um 1576 und 1587 die Familie **Möller** (Moller, Müller), wie die von 1566 ab geführten Braunsberger Taufbücher beweisen: von 1568–1581 Georg Silvester Möller, von 1583 bis zu seinem Tode 1626 Georg Möller³⁾ von Böhmenhöfen, danach dessen Schwiegerjohn Kilian Bombeck und dessen Nachkommen. Die Möllers kommen aus dem Grunde in den Vasallenlisten von 1576 nicht vor, weil Böhmenhöfen erst durch bischöfliches Privileg vom 3. Sept. 1582⁴⁾ auf Antrag seines Besitzers seinen adligen Charakter wieder zuerkannt erhielt, also vorher nicht unter den Vasallengütern mit aufgeführt wurde.

Kammeramt Wormditt.

7. **Petrus Sautz**. Der Name kommt in der Liste von 1587 nicht mehr vor, wahrscheinlich weil die Sautzenschen Ansprüche auf ermländischen Besitz umstritten waren. Petrus Sautz gehörte zu der im Herzogtum Preußen ansässigen protestantischen Familie von Sautzen⁵⁾. Er starb vor 1583, Erbe war Johann Georg v. Sautzen⁶⁾. Die von Sautzens besaßen im Ermland, anscheinend seit der Zeit nach dem Reiterkriege⁷⁾, einen Anteil am Gute Tüngen, der wohl an ihre jenseits der Passarge gelegene Güter Podangen und Wickerau anstieß⁸⁾.

¹⁾ E. 3. XIII S. 447.

²⁾ E. 3. XIX S. 572.

³⁾ 1592 wurde Georg Möller „libertinus et vasallus episcopalis in Böhmenhöfen“ wegen Schwängerung einer Magd vor dem ermländischen Pffizial verklagt. B. A. Frbg. A Nr. 6 fol. 277.

⁴⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 67 v.

⁵⁾ Dr. G. Matern rechnete Petrus Sautz irrthümlich zu der 1587 auf Gr. Körpern ansässigen Familie Sautz, was mit obigen Angaben bertchigt wird.

⁶⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 177.

⁷⁾ 1544 führten Bernhard und Peter v. Sautzen, Anteilbesitzer von Tüngen eine Beschwerde bei Herzog Albrecht. St. A. Kgsbg. Fol. 68 fol. 321.

⁸⁾ 1600 wurde dem Joh. Georg v. Sautzen auf eine Klage der bischöflichen bei der herzoglichen Regierung hin von letzterer unterfagt, Fischwehren in der Passarge zu bauen und dadurch die ermländische Holzflößerei zu behindern. B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 19.

Johann Georg von Sautken nennt sich noch 1617 „Erbfaß aus Thün- gen“¹⁾, nach dem ersten Schwedenkrieg scheint die Familie dann den Besitz veräußert zu haben.

8. **Casparus Dambitz.** Die hier erwähnten Dambitz sind Mitglieder der bekannten Elbinger Patrizierfamilien gleichen Namens. Sie sind wahrscheinlich erst seit Mitte des 16. Jh. im Ermland an- fässig. Nachdem Andreas v. Dambitz, Miterbe von Korbsdorf, wegen seiner Stellungnahme für Danzig während des sogenannten Danziger Anlaufs gegen Polen im Jahre 1577²⁾ vom polnischen Könige zum Rebell erklärt und seiner Besitzungen verlustig gegangen war, fiel auch sein Anteil an dem im Kammeramte Wormditt gelegenen Gute Korbs- dorf durch ein Urteil Bischof Kromers vom 10. Jan. 1578³⁾ an den Besitzer des übrigen Gutsanteils, seinen Vetter, den Elbinger Rats- herrn und Bürgermeisterssohn Caspar v. Dambitz, der nun das ganze Gut mit 30 Hufen in seiner Hand vereinigte. Caspar v. Dambitz war 1590 schon verstorben⁴⁾, ihm folgte, wahrscheinlich sein Sohn, Georg von Dambitz, der geisteskrank war⁵⁾. Dessen Sohn Caspar v. Dambitz wurde am 16. Sept. 1637 im blühenden Alter von 34 Jahren von einem Meuchelmörder erstochen⁶⁾. Seine Mutter Christina, Georgs Witwe, heiratete 1639 den Oswald Nycz, Burggrafen von Braunsberg, starb aber schon im nächsten Jahre⁷⁾. Korbsdorf gelangte darauf bald durch Kauf in anderen Besitz⁸⁾.

9. **Nicolaus Bistri** war Burggraf und zugleich Bürgermeister von Mehlsack⁹⁾, er war ein Bruder von den zu Ottendorf ansässigen und in der vorliegenden Vasallenliste ebenfalls genannten Martin, Lukas und Jakob Bistri im Kammeramte Wartenburg¹⁰⁾. Vielleicht

1) B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 49 v.

2) Ueber den Verlauf des Krieges s. H. Schmauch, Das Ermland beim Danziger Anlauf des Jahres 1577. E. 3. XXV. S. 474 ff.

3) B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 345 v.

4) B. A. Frbg. A Nr. 6 fol. 199.

5) 1607 werden die Kuratoren des „blöden Dambitz uff Korbsdorf“ erwähnt. B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 415. 1603 wird er aufgefördert, die 1602 versäumte Vor- stellung zur Musterung nachzuholen. A Nr. 7 fol. 127 v.

6) Nachlaß Anhuth I fol. 168. — Seine Grabchrift in der Wormditter Pfarr- kirche E. 3. IX S. 235.

7) Grabchrift in der Wormditter Pfarrkirche: E. 3. IX S. 233.

8) 1656 gehörte Korbsdorf einem Bialobrzeßki, von dem das Gut dann an die Familie Moller kam. E. 3. XII S. 674.

9) B. ist als Burggraf seit 1574 (B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 150 v) als Bürgermeister seit 1581 (B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 137) bezeugt.

10) B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 56, 58.

stammte die Familie Bistri, die früher im Ermland nicht vorkommt, aus Masowien oder ist mit Bischof Kromer ins Land gekommen. Nikolaus Bistri besaß laut der Liste von 1587 das adlige Gut Dittrichsdorf und 13 Hufen in Hohensfeld.

Dittrichsdorf. Die Vorbesitzer der Bistri in Dittrichsdorf waren die Brüder Alexwangen aus Elbing. 1543 hat Jakob Alexwangen 27 Hufen zu Dittrichsdorf inne¹⁾. 1569 besaßen seine beiden Söhne das Gut: Jakob einen, Merten drei Anteile²⁾. Als bald darauf Merten verstarb, verklagte Jakob 1572 dessen Witwe Anna, die ihre drei Anteile für 1000 Mr. dem ermländischen Domkapitel überlassen hatte³⁾, wurde aber abgewiesen. Jakob Alexwangen, der verschuldet war und geisteskrank wurde⁴⁾, verkaufte in den folgenden Jahren seinen Anteil an den in der Liste von 1576 erwähnten Nikolaus Bistri⁵⁾. Nach Bistri scheint das Gut von der Familie v. Worein (Worainski) erworben worden zu sein. 1604 ist bereits Michael Janoschitz, der Gatte der Agnes v. Worein, Erbherr auf Dittrichsdorff⁶⁾, und 1618 werden Michael Janoschitz und sein Schwager Peter Worainski als Besitzer von Dittrichsdorf genannt. 1619 ist Merten v. Worainski alleiniger Besitzer des Gutes, sein Bruder Johann v. Worein ist ermländischer Domherr⁷⁾.

Hohensfeld. Nickel Bistri wird 1587 als Besitzer von 13 adligen Hufen zu Hohensfeld genannt. Er hatte 1582 noch vier dem Wormditter Hospital gehörige Hufen hinzugekauft⁸⁾. Seine Vorbesitzer sind unbekannt. Es scheint dann sein Anteil in Hohensfeld ebenso wie in Dietrichsdorf in den Besitz der Familie von Worein übergegangen zu sein⁹⁾. 1632 verkauften Samsen v. Worein und seine Gattin Catharina

¹⁾ Cod. dipl. Warm. I S. 343.

²⁾ B. U. Frbg. A Nr. 2 fol. 201 b.

³⁾ B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 47.

⁴⁾ Weil er „irrigen Gemüths“ war, erhielt er durch bishöfll. Verordnung 2 Kuratoren bestellt. B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 354.

⁵⁾ Das genaue Datum des Kaufes steht nicht fest, Alexwangen behielt noch einige Hufen zu D. zurück, in welche 1585 Nikolaus Bistri und einige Bauern zu D., deren Schuldforderungen er nicht befriedigen konnte, eingewiesen wurden. B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 310.

⁶⁾ B. U. Frbg. A Nr. 7 fol. 403 ff.

⁷⁾ Nachlaß Anhuth I fol. 68.

⁸⁾ B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 216.

⁹⁾ 1595 streitet Wilhelm v. Worein auf Proles mit Christ. Albr. v. Kunheim um die „Hohensfeldschen Hubenschläge.“ B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 322.

geb. Reittein Hohenfeld an den Bistumsstatthalter Michael Dzialynski für 2000 Mr¹⁾.

10. **Jakobus a Kalkstein.** Ein Kalkstein wird in der Liste von 1587 nicht mehr genannt, da die weitverbreitete und berühmte Familie damals schon ihr altes Stammgut Kalkstein im Kammeramte Wormditt, wonach sie ihren Namen trug, aufgegeben hatte. Das Geschlecht ist bereits im 13. Jahrhundert auf seiner Bestzung nachweisbar²⁾, von der durch Verkauf dann Stück für Stück in andere Hände gelangte. Am 27. Oktober 1482 veräußerte Hans v. Kalkstein seinen Anteil an 11¹/₂ Hufen zu Kalkstein, die er zusammen mit seinen drei Brüdern besaß, und den Kruggins an den bischöflichen Tisch³⁾. Auch das Kollegiatstift zu Guttstadt erwarb sich dort für kürzere oder längere Zeit Besitzanteile⁴⁾. Um 1579 gehörte der größte Teil der 60 Dorfhufen, nämlich 36²/₃ Hufen dem bischöflichen Tisch, 10²/₃ Hufen dem Guttstädter Stift, und Jakob von Kalkstein hatte von seinem alten Familiengut nur noch einen Rest von 9 Hufen und den Krug inne, für welche er den Vasalleneid leisten mußte. Da er auch zu den lutherischen Adligen gehörte, die hauptsächlich im Herzogtum Preußen begütert⁵⁾, sich wegen ihrer ermländischen Besitzungen nicht den religiösen Vorschriften im Fürstbistum unterwerfen wollten, so verkaufte er auch diesen letzten Anteil von seinem Stammgute am 24. April 1582 an die beiden Neffen des Kardinals Hosius: Ulrich Hosius de Bezdan und den ermländischen Domherrn Stanislaus Hosius⁶⁾. Die Familie Hosius hatte diesen Besitz noch Ende des 18. Jahrhunderts in ihrer Hand⁷⁾.

11. **Nicolaus Litwitz.** Die sonst im Herzogtum Preußen⁸⁾ anseßige Familie von Littwitz tritt sonst in der ermländischen Geschichte kaum hervor. Christoph v. Littwitz verkaufte 1550 seine 6¹/₂ Hufen zu Bozen, einem Ortsteil von Basien, vorbehaltslos seiner adligen Gerichtsbarkeit an die Bauern zu Basien⁹⁾. Georg und Nikolaus v. Littwitz, von denen der erstere 1587 das Gut Grünheide (21 H.), letzterer einen Anteil von Basien, eben jene 6¹/₂ Hufen zu Bozen, wegen

¹⁾ B. A. Frbg. Cg. Nr. 29.

²⁾ E. 3. XII S. 694 ff.

³⁾ E. 3. XXIII S. 676.

⁴⁾ E. 3. XXIV S. 405.

⁵⁾ 1582 wird er „erbgeessen auf Wogaw“ d. i. Wogau Kr. Pr. Eylau genannt.

⁶⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 160.

⁷⁾ Nachlaß Anhuth II fol. 79.

⁸⁾ Zu Glauthienen, Kr. Pr. Eylau.

⁹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 447 v.

welchen es vielfachen Streit mit den Basser Bauern gab¹⁾, innehatte, sind vermutlich die Söhne dieses Christoph v. Littwitz. 1597 verkaufte schließlich Nickel Littwitz, der wohl als Lutheraner an seinen Besitzungen im katholischen Ermland kein großes Interesse mehr hatte, sowohl Bozen wie Grünheide an Jakob Bartsch, Erbsatz auf Crossen²⁾.

12. Sebastian Perbandt. Die Familie v. Perbandt, aus preussischem Uradel, war im Ordensland weit verbreitet, ein Zweig saß auf Eremiten bei Korschen. 1535 verwandte sich Herzog Albrecht bei dem Bischof Mauritius Ferber für seinen Untermarschall Sebastian Perbandt, der mit seinem Bruder Albrecht³⁾ das Gut Crossen und das Dorf Thalbach im Ermland besaß⁴⁾. Derselbe ist also auch noch 1576 Besitzer dieser beiden Güter⁵⁾. Auch Perbandt war Anhänger der neuen Lehre. Die Liste von 1587 führt einen Wilhelm v. Perbandt als Herrn von Crossen und Thalbach auf. Kurz darauf ging Crossen durch Kauf an Jakob Bartsch aus Braunsberg über⁶⁾. Als Jakob Bartsch Ende 1632 verstarb, fielen die Güter Crossen, Grünheid und Basien an dessen Söhne Jakob und Johan, und da letzterer 1637 nur Töchter hinterließ, an Wilhelm v. Ostenschau, Gatten der Anna Dorothea Bartsch⁷⁾. Aus der Ostenschauschen Erbschaft gelangte Crossen dann 1692 vorübergehend in den Besitz des Ermländischen Domkapitels, bis der Wormditter Erzpriester Caspar Simonis 1720 dort das mit der neuerbauten Wallfahrtskirche verbundene Emeritenstift gründete⁸⁾.

13. Georgius a Höfen. Georg v. Höfen d. Ältere (Flachsbinder) war ein Bruder des ermländischen Bischofs Johannes Dantiskus und mit ihm ins Ermland gekommen. Friedrich v. Höfen, welcher durch Heirat mit einer Tochter des verstorbenen Heilsberger Burggrafen Georg Padeluche vor 1556 in den Besitz eines Teiles von Elditten gelangt war⁹⁾, ist wahrscheinlich dessen Sohn. Er war Vater

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 447, 527.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 431 v.

³⁾ St. A. Kbg. fol. 74 C. 360 ff. 75 fol. 35 v.

⁴⁾ E. 3. XXIII C. 567.

⁵⁾ 1583 war ein Perbandt Anteilbesitzer in Engelswalde K. A. Mehlsack. Bibl. Warm. IV. 179.

⁶⁾ Das genaue Kaufdatum ist nicht bekannt, es muß sich aber um ca. 1590 handeln. Wölky-Kolberg, Das Stift Crossen bis 1714. E. 3. IX C. 610.

⁷⁾ P. Anhuth Die Familie des Joh. Bartsch, Bürgermeisters von Braunsberg. E. 3. XVI C. 326.

⁸⁾ E. 3. IX C. 620 ff.

⁹⁾ E. 3. XXIV C. 224. Es ist hier zwar nur von einer Teilung des Nachlasses des Schwiegervaters P. die Rede, doch sind höchstwahrscheinlich durch diese Heirat die v. Höfens in Elditten ansässig geworden.

des Georg v. Höfen d. Jüngeren, der in den Listen von 1576 und 1587 erscheint und zusammen mit seinem Verwandten, dem Allensteiner Bürgermeister Eustachius Ludwig v. Demuth, 24 Hufen in Elditten besitzt, wofür er den Huldigungseid leisten mußte¹⁾. 1607 kommt noch ein David v. Höfen als Erbsatz auf Elditten vor, der vor 1624 starb. Sein Anteil von Elditten fiel darauf an den Bruder seiner Frau, Krispin v. Pfaff und den Mann seiner Schwester: Oswald v. Stöckeln²⁾.

14. **Georgius Pakusch.** Hans Pakusch der Ältere, Burggraf von Wormditt, kaufte am 11. Febr. 1547 das 12 Hufen große adlige Gut Lemitten für 400 Mr. von dem Wormditter Bürger Hans Ottinghausen³⁾, der es seit 1534 als adliges Gut innehatte⁴⁾, nachdem die Ansprüche eines anderen Wormditter Bürgers und Gläubiger Ottinghausens, Caspar Jordan, der das Gut schon mehrere Jahre in Besitz gehabt und bewirtschaftet hatte, 1546 zurückgewiesen worden waren⁵⁾. Hans Pakusch d. Ältere starb kurz vor 1576⁶⁾ und hinterließ die Besitzung seinem Sohne Georg Pakusch, Burggrafen von Heilsberg, der 1576 dafür den Huldigungseid ablegte und so in unserer Liste erscheint. Nach dem bereits 1579 erfolgten Tode Georg Pakuschs⁷⁾ verkauften nach einigen Auseinandersetzungen mit den Jordanschen Erben, denen das Gut verpfändet worden war⁸⁾, schließlich die beiden Brüder Georgs: Matz und Hans Pakusch der Jüngere am 5. Januar 1581 Lemitten an die Neffen von Kardinal Hosius: Ulrich Hosius und Can. Warm. Stanislaus Hosius für 3200 Mr.⁹⁾ Die Familie von Hosius saß noch im 18. Jahrhundert auf diesem Gute¹⁰⁾.

15. **Christoferus Albertus a Kunheim.** Die Kunheims (Haus Spanden) besaßen 1587 im Ermland das Gut Schwenkitten und einen Anteil (18^{1/2} H.) von Elditten, auch bei der Huldigung von

¹⁾ Georg v. Höfen wird noch am 6. Sept. 1588 anlässlich eines Vergleiches wegen Kirchen- und Pfarrhausbau zu Elditten urkundlich genannt (B. U. Grbg. A Nr. 5 fol. 50). Da er später nicht mehr vorkommt, wird er bald darauf gestorben sein.

²⁾ B. U. Grbg. A Nr. 7 fol. 416, 11 fol. 320.

³⁾ B. U. Grbg. A Nr. 2 fol. 61.

⁴⁾ B. U. Grbg. C Nr. 3 fol. 116 f.

⁵⁾ B. U. Grbg. A Nr. 2 fol. 60.

⁶⁾ B. U. Grbg. A Nr. 3 fol. 159 v.

⁷⁾ B. U. Grbg. A Nr. 3 fol. 391.

⁸⁾ B. U. Grbg. A Nr. 4 fol. 8.

⁹⁾ B. U. Grbg. A Nr. 4 fol. 45. Bereits 1580 teilte Bischof Kromer dem Domkapitel mit, daß Johannes Hosius Lemitten (wohl für seine Söhne Ulrich und Stanislaus) erwerben wolle. St. U. Rbg. Herzog. Briefarch. C Nr. 1a.

¹⁰⁾ Nachlaß Anhuth II fol. 79 ff.

1576 handelt es sich wohl um dieselben Güter, doch ist nicht genau bekannt, wann sie in den Besitz dieser lutherischen, im Herzogtum ansehnlichen Familie gelangt sind. 1582 ist ein Sohn Christoph Alberts: Daniel v. Kunheim Erbherr auf Schwenkitten und Elditten¹⁾. 1595 kommt ein Junker Erhard v. Kunheim auf Elditten vor²⁾, der letzte seines Namens auf diesem Gute, da seine Witwe Elisabeth v. Kittlitz den Eldittener Anteil 1631 an Johann v. Nenzen veräußerte³⁾. Auf Schwenkitten saß noch 1656 ein v. Kunheim gemeinsam mit Eustachius v. Nenzen. 1667 folgen ihnen die Familien v. Hatten und v. Tausch⁴⁾.

16. und 17. **Georgius et Ludovicus de Bassen.** Die einst gütereiche Familie Bassen (Fleming) hatte im 15. Jahrhundert ihren Schwerpunkt mehr und mehr nach dem Oberland und Pommerellen verlegt, im Ermland behielt sie nur ihren Stammsitz Bassen⁵⁾. Aber auch von den ursprünglichen 110 Hufen in Bassen waren 1587 schon vier Anteile durch Erbteilungen abgesplittert, so daß das Hauptgut nur mehr 66¹/₂ Hufen umfaßte. 1576 saßen darauf die Brüder Georg (Hauptgut Schöneck) und Ludwig v. Bassen, wahrscheinlich Söhne oder Enkel des Marienburger Unterkämmerers Georg von Bassen, welcher 1511 seinen Gutsanteil zu Bassen dem Frauenburger Domkapitel verpfändet hatte⁶⁾. Georg und Ludwig von Bassen waren 1576, wie in der Liste vermerkt wird, nicht zur Huldigung erschienen, da sie mit Bischof Cromer manche Zwistigkeiten hatten. Daraufhin wurde Ludwig v. Bassen, der auch weiter den Treueid verweigerte, am 13. Juni 1584 seiner ermländischen Güter für verlustig erklärt⁷⁾ der Anteil zu Bassen seinem Bruder Georg zugewiesen, der sich 1585 zur Huldigung bereit erklärte⁸⁾ und deshalb in der Vasallenliste von 1587 allein vorkommt. Nach Georgs bald nach 1589 erfolgten Tode⁹⁾ erhielt Ludwig von Bassen (Erbherr auf Radienen und Woinau) seinen Besitz zurück und war nun der alleinige und letzte Vertreter der berühmten Familie im Ermland. Bereits am 5. Febr. 1609¹⁰⁾ verkaufte er seine 67 Hufen zu Bassen

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 158.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 354 v.

³⁾ B. A. Frbg. F e Nr. 114.

⁴⁾ E. 3. XIII S. 429.

⁵⁾ H. Schmauch, 650 Jahre Bassen. Braunsberg 1939.

⁶⁾ Schmauch a. a. O. S. 6.

⁷⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 358.

⁸⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 358.

⁹⁾ Im Juli 1589 war er schwer erkrankt, so daß er dem neuen Bischof Kardinal Bathori nur durch einen Stellvertreter huldigen konnte. B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 73.

¹⁰⁾ B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 420.

an den reichen Braunsberger Bürgermeistersohn Jakob Bartsch, der schon vorher Erossen erworben hatte und von nun an wechselte das Gut noch häufig seinen Eigentümer.

18. **Christoferus a Zeme.** Mit den Baysen vielfach verwandt und verschwägert waren die v. Zehmen, die einflußreichste Familie in Pommerellen, Woywoden und Palatine von Marienburg und Führer der lutherischen Partei in Polnisch-Preußen. Sie besaßen, wie aus der Liste von 1587 ersichtlich wird, im Ermlande seit den Jahren nach dem Kettlerriege her, einen Anteil von 18 Hufen des Gutes Bafien. Der bei der Eidesleistung von 1576 nicht erscheinende protestantische¹⁾ Christoph v. Zehmen war ein Sohn des bedeutenden Marienburger Woywoden Achatius von Zehmen der zwischen 1528—35 einen Teil von Bafien erworben hatte²⁾. Nach ihm fiel der Besitz zu Bafien bis ca. 1587 an den Hauptmann v. Stuhm Fabian v. Zehmen³⁾, der ihn bald seinem Sohne Achatius v. Zehmen d. Jüngeren, Hauptmann v. Christburg, weitervererbte, welcher 1589 Kardinal Bathori von Ermland durch einen Vertreter den geforderten Treueid leisten ließ⁴⁾. Er war der letzte seines Hauses und verkaufte den ihm gehörigen Anteil zu Bafien am 1. Februar 1624 an den Frauenburger Domherrn Johannes Vastovius⁵⁾, dessen Familie bis Ende des 17. Jahrhunderts dort ansässig blieb⁶⁾.

19. **Des Caspar Jordan unmündige Kinder.** Wir haben Caspar Jordan bereits oben (s. Nr. 14!) als zeitweisen Inhaber von Lemitten kennengelernt. Um 1515 waren die beiden Mühlhausener Bürger Caspar und Jakob Jordan nach Wormditt gezogen⁷⁾, hatten dort Bürgerrecht erworben und ihr Glück gemacht, so daß sie bald zu beträchtlichem Reichtum gelangten. Caspar Jordan, von 1533 Bürgermeister in Wormditt⁸⁾, erwarb um 1540 herum den größten Teil des Gutes Tüngen. 1569 war er bereits tot⁹⁾, so daß nur seine unmündigen Kinder in der Vasallenliste von 1576 aufgeführt werden. 1582 wurde sein 20jähr.

¹⁾ E. 3. XXII S. 92.

²⁾ St. A. Kbgg. Herzogl. Briefarch. C Nr. 1a B. A. Frbg. D Nr. 92 fol. 56.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 486.

⁴⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 73.

⁵⁾ Es ist hier nicht mehr von 18, sondern nur noch 17 $\frac{1}{2}$ Hufen des Zehmenschen Anteils die Rede. B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 341 v ff.

⁶⁾ E. 3. XIII S. 404 f.

⁷⁾ E. 3. XXIII S. 587.

⁸⁾ St. A. Kbgg. Schild. XXV Nr. 53 1533 Juli 9.

⁹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 1 fol. 211 v.

Sohn Otto Jordan, der als „Kammerjunge“ an Bischof Cromers Hofe diente¹⁾, mündig gesprochen²⁾). Er erbaute gemeinsam mit seiner Frau Gertrud 1595 eine Kapelle zu Tüngen³⁾ und ist noch 1611 als Besitzer des Gutes nachweisbar, bis dieses nach seinem Tode 1614 in andere Hand gelangte⁴⁾.

Kammeramt Heilsberg.

20. **Johannes ab Hatten.** Johannes v. Hatten d. Ältere war der erste bekannte Vertreter dieser Familie⁵⁾, die im Ermland eine solche große Rolle spielen sollte. Er war zusammen mit Bischof Hosius, unbekannt woher, ins Land gekommen und ist seit 1567 als ermländischer Bistumsökonom nachweisbar⁶⁾. Nach seinem 1585 erfolgten Tode vermählte sich seine Witwe Gertrud geb. v. Thielen mit dem Bruder des Bischofs: Johann v. Bezdan-Hosius. Von ihren beiden Söhnen aus erster Ehe: Johannes (d. Jüngeren) und Heinrich v. Hatten, erbte ersterer, der mit Eufemia Padusch vermählt war, den Grundbesitz und verstarb ca. 1604. Die Familie v. Hatten besaß im Kammeramte Heilsberg zur Zeit der Huldigung von 1576⁷⁾ die beiden Güter Maraunen und Grunau.

Maraunen (b. Heilsberg). Das 12 Hufen große Gut Maraunen war im Reiterkriege wüst geworden und an den bischöflichen Tisch gefallen. Es war dann einem Lukas Maraun, der seine Herkunft von diesem Gut und vielleicht auch seine Verwandtschaft mit der alten Gründerfamilie Merun, nachweisen konnte, überlassen, der noch 1568 in diesem Besitze bestätigt wird⁸⁾. Maraun ist aber wohl bald verstorben oder hat Maraunen verkaufen müssen, denn das Gut ist seit 1571 im Besitze der v. Hattens belegt, ohne daß bisher festgestellt werden konnte, wann und von wem sie das Gut erworben haben. Die Familie behielt die Besizung bis zum Tode des Heinrich Ludwig v. Hatten 1712. Dessen Witwe Eleonore geb. v. Hosius ging eine zweite Ehe

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 176 n.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 115.

³⁾ E. 3. XII S. 672.

⁴⁾ Vielleicht kam der Jordansche Anteil an Hans Georg v. Sautken, den 1614 die Witwe Jordan, „der vorhin das meiste am selben Dorf Tüngen zugehörte“, darum bat, falls die v. Sautkens zu einer Veräußerung schreiten würden, das Verkaufrecht zu haben. B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 371.

⁵⁾ f. Anhuth Stammtafel der Familie v. Hatten. E. 3. XIV S. 360.

⁶⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 183.

⁷⁾ Es ist nicht ganz klar, ob in der Liste von 1576 Vater oder Sohn Johannes v. Hatten gemeint ist, da sich beide als Erbherrn von Maraunen bezeichnen.

⁸⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 168.

mit Christoph Schimmelpfennig v. d. Oye ein, der fortan Maraunen übernahm.

Grunau (heute Gronau). Bischof Hosius verlieh am 17. Aug. 1569 seinem Bistumskämmerer Johannes v. Hatten 8 von den 14 Hufen des Gutes Gronau bei Heilsberg, die nach dem Tode eines Michael v. Kossen an den bischöflichen Tisch zurückgefallen waren¹⁾. Vergeblich versuchte Dietrich v. Lesgewang 1583 mit Berufung auf ältere Ansprüche seiner Familie den Hatten diesen Besitz streitig zu machen²⁾.

21. **Dittrich Hogendorff.** Dietrich von Hohendorff ist seit 1576³⁾ als Burggraf von Heilsberg bezeugt. Er gehörte wohl zu dem auch im Herzogtum Preußen ansässigen⁴⁾ alten, ursprünglich sächsischem Geschlecht der Hogendorffs oder Hohendorffs. Dietrich v. Hohendorff ist vor dem 2. Sept. 1597 „unlängst“ in Heilsberg verstorben⁵⁾. An diesem Tage erschien sein Bruder Georg v. Hohendorff vor dem Bischof, um den Nachlaß zu ordnen. Ein anderer Bruder mag Franz v. Hohendorff gewesen sein, der Ratmann, 1570 Bürgermeister von Kößel war und 3¹/₂ Hufen im Stadtfeld besaß⁶⁾ und dessen Tochter Ursula mit dem Kößeler Burggrafen Matthias v. Pakusch vermählt war.

Welches der adligen Güter im Kammeramte Heilsberg Dietrich v. Hohendorff 1576 besaß, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Aus der Liste der Güter von 1587 bliebe für ihn nur Zechern (oder ein Anteil davon), dessen Eigentümer damals nicht genannt wird. 1584–86 ist allerdings Heucke v. d. Damerau als Herr auf Zechern (16 H.) bezeugt⁷⁾, 1591 besitzt David v. Brazein 6 Hufen daselbst⁸⁾. Aber über die Besitzverhältnisse von 1576 läßt sich nichts Gewisses sagen.

¹⁾ B. U. Frbg. C Nr. 3 fol. 182

²⁾ B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 103, 201 von Dietr. v. Lesgewang begründete seine Ansprüche auf 4 Hufen zu Grunau damit, daß sein „Uelternvater“ diese von Bischof Nikolaus v. Tüngen (1485) verlehnen bekommen hatte, was tatsächlich der Wahrheit entsprach. (C Nr. 3 fol. 157).

³⁾ B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 299.

⁴⁾ 1594–1605 war ein Albrecht v. Hohendorff Erbsaße auf Langmitschels im Kr. Gerdaun. B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 265 v fol. 248. Ein Michael v. Hohendorff wird von 1583–94 als Erbsaße auf Görkendorf im Kammeramt Seeburg im Ermland bezeugt. B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 217 v 5 fol. 258.

⁵⁾ B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 461.

⁶⁾ Das Kößeler Pfarrbuch. Mon. hist. Warm. Bd. XXIII S. 172.

⁷⁾ B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 283, 434 v.

⁸⁾ Diese Hufen hatte Christoph Lippitz seinen Schwägern Fabian Brazein u. Christoph Schofftedt zur Zeit Bischof Kromers als Brautschatz seiner Schwestern abtreten müssen und „sie waren dann an David Brazein weiter verpfändet worden. B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 179 f.

22. **Casparus de Leten.** Die Liste von 1587 nennt den Caspar von Letten als Herrn auf Spiraw. Bundien (10 H.) und Spirau (6 H.) waren am 20. April 1516 von Bischof Fabian dem Usman von Lepiten (später nannte sich die Familie v. Lethen oder v. Löthen) verlehnen worden¹⁾. Die Familie hielt sich auf beiden Gütern bis 1606. Am 30. Januar 1606 verkaufte Erasmus v. Letten Bundien und Spirau an den Stadtnotar Jakob Glindt in Heilsberg²⁾.

23. **Georgius (Padeluche) ab Elditten.** Am 26. Juli 1548 nahm Bischof Dantiskus der Margaretha, Tochter des verstorbenen Caspar Ebert wegen „viel Laster und Schande,“ die sie begangen und veräußmter Dienste und Abgaben ihre 6 Hufen zu Sperwatten (früher: Sperber) fort und verließ das ganze Gut mit 16 Hufen dem Heilsberger Burggrafen Georg Padeluche v. Elditten³⁾. Als dieser schon vor 1566 verstorben war, kam Sperwatten – vielleicht wegen Minderjährigkeit des nächsten Erben – zuerst an seinen Neffen, den Allensteiner Burggrafen Eustachius Ludwig v. Demuth⁴⁾. Von 1574 bis 1596 ist ein Wolf (Padeluche) von Elditten neben dem in den Listen von 1576–1587 genanntem Georg (Padeluche) als Besitzer von Sperwatten urkundlich bezeugt⁵⁾, beides wahrscheinlich Söhne Georgs Padeluches des Älteren. Später verschwinden die Padeluches aus den Quellen, seit Mitte des 17. Jh. kommt ein Georg v. Knobelsdorf auf Sperwatten vor, dessen Familie das Gut bis 1785 behält⁶⁾.

24. **Sylvester Galitzky.** Am 28. Mai 1528 erhielt ein Peter v. Pralis das seit langem wüst liegende Gut Galitten mit 12 Hufen als magdeburgisches Lehn⁷⁾. Peters Sohn, Silvester v. Pralis ließ sich 1552 dieses Privileg erneuern⁸⁾ und bekam dazu noch 1569 das sich beim Gute etwa vorfindende Uebermaß verschrieben⁹⁾. Die Familie

¹⁾ E. 3. XIV S. 263.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 316.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 74 v. Die Familie Padeluche ist nicht, wie bisher angenommen, altpreußischen, sondern nach den neuesten Forschungen v. Friedr. Grünhagen (Altpr. Geschlechterkunde Jg. 13 (1939) S. 49 ff. Lübecker Ursprungs.

⁴⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 179.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 92 Nr. 5 fol. 389.

⁶⁾ E. 3. XX S. 122.

⁷⁾ E. 3. XX S. 141.

⁸⁾ Das alte war beim Brand des Gutshauses zu Galitten zu Grunde gegangen. B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 168. Randvermerk.

⁹⁾ E. 3. XX S. 141.

nannte sich von nun an nach ihrer Besitzung „Galitzky¹⁾.“ Um 1598 mußte Silvester Galitzky seinen Söhnen Hans und Georg Galitzky Anteile von Galitten einräumen²⁾. Die Brüder Hans, Georg und Paul Galitzky werden noch in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts als Inhaber dieses Lehnsgutes bezeugt³⁾, 1621 ein Enkel Silvesters Peter Galitzky⁴⁾. 1656 ist ein Adalbert Strzblinski Herr auf Galitten⁵⁾.

25. **Erben Waisselii.** Am 12. März 1556 verlieh Bischof Hostius 8 wüste Hufen in Sweymen (jetzt Schwengen) seinem Hofbeamten Friedrich Waissel (Weichsel)⁶⁾, der also schon vor 1576 verstarb. Seine im Herzogtum ansässigen Erben, verkauften das Gut vor 1586 an Samson v. Bombek⁷⁾, der in der Liste von 1587 und noch 1595 als Besitzer von Schwengen bezeugt wird⁸⁾.

26. **Litwicz.** Da Nikolaus Littwitz (s. Nr. 11!), der Besitzer von Basten, im Kammeramt Wormditt zur Huldigung erschienen war, so kann es sich hier nur um Georg Littwitz, den Herrn auf Grünheide in der Liste von 1587 handeln. Unter den Vasallen des Kammeramts Heilsberg kommt er in jener Liste und auch sonst urkundlich nicht vor. Vielleicht besaß er hier eines der kleineren Güter, die keinen Ritterdienst zu leisten hatten, oder war nur vorübergehend ansässig.

Von den in der Liste von 1587 genannten adligen Gütern fehlen noch Sperlings, Klackendorf und Landau.

Das wüst liegende Sperlings (17 Hufen) verlieh Bischof Hostius am 22. Mai 1565 seinem Marschall Michael v. Preuck (s. Nr. 3!), der es noch 1587 und bis zu seinem Tode 1598 besaß⁹⁾. Ihm folgte sein Sohn Michael, der 1617 ohne männliche Erben starb. Sperlings

¹⁾ Die Identität zwischen Sylvester v. Pralitz und Sylvester Galitzky, die Röhrich (E. 3. XX S. 141) mit einem „vielleicht“ offen läßt, ist ganz sicher. Lehnliche Umnennungen nach dem Besitztum sind damals auch sonst häufig (vgl. Hans Otterski auf Ottern (1573), Caspar Schtrowski in Schippenn (1580), Erispin Pfaff nannte sich Patricki nach seinem Gute Patricken usw.).

²⁾ Hans Galitzky erhielt 6 das Gut „Termlack“ bildende Hufen. B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 307 342 v. 458.

³⁾ Georg Galitzky hielt 1601 in Galitten Hochzeit. B. U. Frbg. A Nr. 7 fol. 62 v 274.

⁴⁾ B. U. Frbg. A Nr. 11 fol. 236 v.

⁵⁾ E. 3. XX S. 141.

⁶⁾ E. 3. XXIII S. 547.

⁷⁾ St. U. Rgsbg. Fol. 76 fol. 433.

⁸⁾ B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 301.

⁹⁾ E. 3. XX S. 138.

erbte seine Witwe Anna, geb. Troschke, die in zweiter Ehe mit Sigismund v. Stöfel auf Komalmen vermählt war¹⁾. Noch 1656 und 1702 sitzen die Stöfels auf dem Gute²⁾.

Klackendorf u. Landau gehörten 1587 den Troschkes. **Christoph und Georg Troschke** werden in der Huldigungsliste von 1576 erst unter den Adligen des Kammeramts Seeburg aufgeführt (s. Nr. 31 und 32!), daher sind sie hier unter dem Kammeramte Heilsberg nicht genannt. Den Lehnbrief für das wüste Klackendorf (60 H.) erhielt Georg Troschke am 9. März 1505³⁾. Ihm folgte sein Sohn Georg († 1529) und dessen Söhne Christoph und Georg v. Troschke, die 1576 noch beide Herren auf Klackendorf waren. Aber Georg war Anhänger der lutherischen Lehre und geriet deshalb noch im gleichen Jahre mit Bischof Kromer in Schwierigkeiten⁴⁾. Da er sich nicht dazu verstand zur katholischen Kirche zurückzukehren, verließ er 1580 das Ermland und zog sich auf seine Güter im Herzogtum zurück⁵⁾. Deshalb erscheint in der Liste von 1587 nur Christoph v. Troschke allein als Herr auf Klackendorf. Nach seinem Tode 1594 gingen seine ermländischen Güter auf seinen Neffen Christoph v. Troschke den Jüngeren, Erbfaß auf Rattreinen über, der am 22. Februar 1597 den Lehnbrief über Klackendorf und Landau erhielt⁶⁾ und blieben in dessen Familie bis 1718, wo Casimir v. Troschke ohne männliche Erben verstarb, so daß das Gut an seinen Schwiegerohn Andreas v. Gasiorowski fiel⁷⁾. Landau (30 H.) gehörte gleichfalls seit dem Anfang des 16. Jh. den Troschkes. Da aber über den Besitz kein Lehnbrief vorlag, so erteilte Bischof Kromer am 18. Nov. 1585 dem Seeburger Burggrafen Christoph Troschke und seinen beiden Neffen, von denen der erstere ab 1595 das Gut allein übernahm⁸⁾, Christoph und Moritz eine förmliche Verschreibung⁹⁾. Die letzten Troschkes auf Landau waren Alexander († 1689) und Georg († 1679) von Troschke. Dann kam das Gut 1700 an die Familie v. Spinek¹⁰⁾.

1) Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 70.

2) E. 3. XX S. 139.

3) Cod. dipl. Warm. Bd. II S. 268. Anm.

4) St. A. Kbg. Fol. 75 fol. 229 f.—Herzogl. Briefarch. C Nr. 1. 14. 8. 1579.

5) B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 500.

6) Cod. dipl. Warm. II S. 268 Anm.

7) Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 90, 96.

8) Er erhielt 1597 seinen Lehnbrief. B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 324, 430 v.

9) E. 3. XXIII S. 658.

10) B. A. Frbg. A Nr. 34 fol. 48.

Kammeramt Guttstadt.

27. **Wilhelmus ab Delsnitz.** Durch die Liste von 1587 ist die bekannte ursprünglich aus Sachsen stammende Familie v. d. Delsnitz als Besitzerin von Regerteln und Scharnigk bezeugt.

Regerteln. Um 1500 waren die Rogettel, die Gründerfamilie von Regerteln mit Lauterwalde, Beiswalde und Düsterwalde ausgestorben. Um 1538 ist Peter v. Kobersee, dessen Mutter eine geborene v. Rogettel war, Herr über 59 $\frac{1}{2}$ Hufen in Regerteln. In den Rest der Güter teilten sich damals Hans v. Lesgewang (19 $\frac{1}{2}$ H.), das Guttstädter Kollegiatstift (18 H.) und Eberhard von Lettau (4 H.). Auf Peter v. Kobersee († 1557) folgten dessen Söhne Sebastian († 1576) und Rufus († 1564) v. Kobersee und nach dem Ableben beider Brüder ohne männliche Nachkommen Wilhelm v. d. Delsnitz, der mit deren Schwester, Barbara v. Kobersee vermählt war und in den Huldigungslisten von 1576 und 1587 vorkommt¹⁾. 1587 verstarb er und Regerteln fiel an seine drei Söhne Petrus, Christoph und Wolfgang Dietrich, von denen sich Petrus und Wolfgang nach Christophs Tode 1603 neu über ihren Besitz einigten²⁾ und Petrus sich 1613 ein neues Privileg ausstellen ließ⁴⁾. Nach Petrus Tode übernahm sein Sohn Wilhelm der Jüngere Regerteln, verkaufte aber 1621 seinen Anteil einem katholisch gewordenen kinderlosen Vetter seines Vaters: Wolfgang v. d. Delsnitz, der als Kammerherr im Dienst des Königs von Polen stand. Im ersten Schwedenkrieg wurde das Gut von Gustav Adolf okkupiert und fiel nach 1628, als Wolfgang v. d. Delsnitz unverheiratet starb, an den ermländischen Landesherrn zurück, der es nach dem Kriege dem zum Katholizismus übergetretenen schwedischen Kammerherrn Erich von Guldenstern verließ⁵⁾.

Scharnigk war gleichfalls von den Rogettel über die Kobersee an die v. Delsnitz gekommen. Wilhelm v. d. Delsnitz besaß 1576 und 1587 40 Hufen daselbst, ihm folgten, wie in Regerteln, seine Söhne⁶⁾, bis das Gut nach dem ersten Schwedenkrieg in drei Besitzanteilen an die Familien v. Troschke, v. Bogdanski und v. Hatten kam⁷⁾.

¹⁾ E. 3. XIII S. 436 u. E. v. d. Delsnitz, Die von Kobersee u. v. d. Delsnitz im Ermlande. E. 3. XXI S. 131 ff.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 257.

³⁾ E. 3. XXL S. 135.

⁴⁾ Jos. Kolberg, Der Erwerb von Regerteln u. Beiswalde durch das Kollegiatstift zu Guttstadt, E. 3. XIII S. 308 ff.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 130.

⁶⁾ E. 3. XIV S. 677.

28. **Christoferus Glaubitz.** Am 24. Mai 1532 erlaubte Bischof Ferber dem Guttstädter Kollegiatstift, sein im Reiterkrieg wüst gewordenes, 40 Hufen großes Zinsdorf Gradtken an den Edlen Melchior v. Glaubitz zu verkaufen und es so in ein adliges Lehnsgut zu verwandeln¹⁾. Am 9. Juli 1560 erhielt Melchior auch im Herzogtum Preußen begüterter²⁾ Sohn Christoph v. Glaubitz vom Guttstädter Stift die Handfeste für das Gut. Christoph v. Glaubitz hatte wohl als Protestant kein großes Interesse an seiner ermländischen Besitzung und veräußerte diese darum noch vor 1565 an den Polen Johann Plemínský, der das Gut aber schon 1576 an den Vorbesitzer zurückgegeben haben muß, da Christoph v. Glaubitz ja in unserer Vasallenliste von 1576 vorkommt³⁾. Bald darauf verkaufte dieser jedoch endgültig seine Besitzung an den auch sonst im Ermland begüterten Hugo v. d. Damerau, der einige Jahre später am 1. August 1585 darüber ein landesherrliches Privileg erhielt, und dessen Familie das Gut noch einige Zeit besaß⁴⁾.

29. **Johannes Leskewang.** Die v. Leskewangs sind seit 1464 auch im Ermland anässig. Am 9. Februar 1464 überwies Bischof Paulus dem Dietrich Lesgewang und seiner Frau Orthey, Tochter des bisherigen Besitzers Michel Spakaw, das 4 Hufen große Gütchen Gronau im Kammeramte Heilsberg mit der Segilken-Mühle⁵⁾. Ein Enkel oder Urenkel Dietrichs ist Melchior v. Lesgewang, der 1509–71 mit dem ermländischen Landesherrn wegen dieser Mühle und des Landesbesitzes Streit hat⁶⁾. Den Huldigungseid unter den Adligen des Kammeramts Guttstadt leisten die Lesgewangs für ihren Anteil von 19 $\frac{1}{2}$ Hufen am Gute Regerteln (Ortsteil Beiswalde). Hans v. Lesgewang d. Ältere, dessen Hauptgut Liesken bei Bartenstein war, vermutlich ein Bruder des 1576 bereits verstorbenen Melchior, ist, vielleicht durch

¹⁾ E. 3. XXIV S. 402 XXII S. 726.

²⁾ Er war Erbsaß auf Doltenen und Hauptmann zu Stradaunen und hatte ebenfalls eine Tochter (Anna) des Peter v. Robersee zur Frau. E. 3. XXI S. 137.

³⁾ Auffallend ist allerdings, daß im Privileg von 1585 als Vorbesitzer Hugo v. d. Dameraus nur Melchior v. Glaubitz und Joh. Plemínský, nicht aber Christoph v. Glaubitz genannt werden. B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 326.

⁴⁾ 1609 kommt noch Hugos Sohn Michael v. d. Damerau als Besitzer von Gradtken vor. B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 279.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 201. Die Rechtslage ist nicht ganz klar, und die Ansprüche der Lesgewangs an Gronau oder Segelken (später in Jegothen aufgegangen) sind immer umstritten gewesen.

⁶⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 251, 262 v. ff. — St. A. Rgsbg. Fol. 73 fol. 984 ff.

Verschwägerung mit den Kobersees, seit 1538 in diesem Besitz nachweisbar¹⁾). Der bei der Eidesleistung von 1576 auftretende Hans v. Leskgewang der Jüngere ist ein Sohn Melchior's v. Leskgewang und Bruder Dietrich und Fabian's v. Leskgewang's²⁾), welche sich bis 1589 noch immer fruchtlos um die Rückgewinnung ihres alten Besitzes in Brunau bemühten³⁾). Nach Fabian v. Leskgewang's Tod gelangte der jetzt nur noch 15¹/₂ Hufen umfassende Besitz 1613 an dessen Vetter Caspar Leskgewang, Erbsaß auf Liesken⁴⁾). Am 10. Dezember 1615 verkauften die Leskgewang's ihren Anteil von Regerteln für 5890 Mr. an den Guttsstädter Domherrn Urban Jost, der dieses Land einem in seiner Heimatpfarrkirche Wormditt gestifteten St. Annenbenefizium zuwies⁵⁾), nachdem er 2 Jahre später dieses Land mit Wilhelm v. d. Delsnitz gegen 11 Hufen in Lauterwald eingetauscht hatte.

30. **David Brazein.** Die wahrscheinlich aus Wormditt stammende⁶⁾), ursprünglich bürgerliche Familie Brazein besaß laut der Liste von 1587 das Gut Komalmen. Dieses Gut lag seit den Tagen des Bischofs Nikolaus v. Tüngen wüst, bis Bischof Lukas es 1508 einem Stenzel Keller verkaufte, dessen Frau es dann in dritter Ehe einem Silvester Brazein zubrachte, der am 11. März 1542 seine Verschreibung erhielt⁷⁾). Dessen Sohn ist wohl David Brazein, einer der drei „Musterherren“ bei der Musterung des Jahres 1587⁸⁾), der in den Listen von 1576 und 1587 als Herr auf Komalmen genannt wird. Er starb 1613 als „Kriegsoberster“ des ermländischen Bischofs⁹⁾). Als nach dem baldigen Tod seiner Kinder der ermländische Zweig der Familie ausstarb, gelangte Komalmen, wahrscheinlich durch Erbschaft, 1619 an die verwandte Familie v. Stößel¹⁰⁾).

¹⁾ E. 3. XXI S. 133.

²⁾ B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 458 v. 4 fol. 103.

³⁾ B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 89, 201 v. 291 v.

⁴⁾ B. U. Frbg. A Nr. 10 fol. 198. Es hatten bereits 1609 Kaufverhandlungen mit dem Guttsstädter Kapitel und 1612 mit Ratsherrn Karl Jung aus Wormditt stattgefunden. B. U. Frbg. A Nr. 9 fol. 358 v., 10 fol. 33 v.

⁵⁾ B. U. Frbg. A Nr. 10 fol. 491, Nr. 11 fol. 50.

⁶⁾ E. 3. XXIII S. 546. Dort kommt die Familie im 16. Jh. vor.

⁷⁾ B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 223.

⁸⁾ B. U. Frbg. A Nr. 4 fol. 482.

⁹⁾ Epitaph in der Kirche zu Heiligenthal. E. 3. XVIII S. 280.

¹⁰⁾ Dem widerspricht nicht, daß Bischof Rudnicki 1618 dem Heilsberger Burggrafen Joh. Gafforowski 2 Hufen 7 Morgen Uebermaß zu Komalmen verlieh. E. 3. XXIII S. 547.

Kammeramt Seeburg.

31. u. 32. **Christoferus u. Georgius Troschke Gebrüder.** Den Grund zu dem Reichtum der ursprünglich aus der Niederlausitz stammenden Familie Troschke hatte Georg Troschke, Erbschulz von Kößel¹⁾, seit 1480 ermländischer Landvogt, gelegt, der vor 1508 gestorben sein muß. Sein gesamter Besitz ging auf seinen Sohn Georg über, der seit 1523 ebenfalls das Amt eines Landvogtes bekleidete und etwa 1529 aus dem Leben schied. In seinen Nachlaß teilten sich seine drei Söhne Christoph, Georg und Ludwig Troschke. Ludwig († 1563) übernahm einen Teil der Familiengüter im Herzogtum. So traten die Brüder Christoph und Georg in das reiche Erbe ihres Vaters ein. Georg Troschke gelangte am Hofe des Herzog Albrechts zu Einfluß und trat selbst zur lutherischen Lehre über. Bischof Kromer machte ihm deswegen den Prozeß, da aber Troschke seine Ansicht nicht änderte, gab er seine Güter im Ermland zu Gunsten seiner Kinder auf und zog sich 1580 auf seine Güter im Herzogtum zurück²⁾. Deshalb stehen 1576 noch beide Brüder Troschke in der Vasallenliste, 1587 aber nur noch Christoph Troschke (d. Ältere) der Sohn Georgs, Burggraf auf Seeburg und Ermländischer Landvogt (seit 1561), der bei dieser Huldigung das Amt eines „Musterherrn“ ausübte. Im Kammeramte Seeburg besaß nun Christoph Troschke nach der Liste von 1587 die Güter: Ramsau, Katreinen, Nassen und Potritten, im Kammeramt Kößel Worplack, dieselben waren auch schon 1576 im Besitz der Brüder Troschke.

Ramsau, ein alter Besitz der Baysen, war nach dem Tode des Thomas v. Baysen 1505 an den Bischöflichen Stuhl zurückgefallen und vor 1528 dem Landvogt Georg v. Troschke verliehen worden³⁾. 1576 sind also Christoph Troschke der Ältere und sein Bruder Georg Herren von Ramsau. Nach Georgs Wegzug 1580 traten dessen beiden Söhne Christoph Troschke der Jüngere und Moritz Troschke in dessen Erbe ein, die sich nach ihres Oheims Christoph v. Troschke des Älteren kinderlosem Tode am 6. Juli 1595 wegen der Erbschaft auseinandersetzten⁴⁾. Dabei erhielt Christoph 10 Hufen mit 5 Bauern in Ramsau, Moritz dagegen 56 Hufen, Krug und Mühle daselbst. Christoph Troschke starb bereits 1604. Seine Witwe Anna ging im selben Jahre in eine zweite Ehe mit Stenzel Sudek-Wilczewski ein⁵⁾. Sie erhob 1605 Klage

1) G. Matern, Die Erbschulzerei in Kößel. — Heilsberg 1931. S. 21 ff.

2) E. 3. IV S. 226 ff.

3) B. A. Grbg. C Nr. 3 fol. 444.

4) B. A. Grbg. A Nr. 5 fol. 324.

5) E. 3. VI S. 214, VII S. 297.

gegen ihren Schwager Moritz Troschke, der sie um ihr Erbteil an den Gütern ihres ersten Gatten Christoph betrogen habe¹⁾. Darauf hob Bischof Rudnicki am 25. Jan. 1607 den Erbvertrag von 1595 auf und nahm eine neue Teilung der Troschkeschen Güter vor. Die Erben des Christoph Troschke, Witwe und Kinder erhielten nun die Hälfte von Ramsau, (ohne Pfarrhufen) = 33 Hufen, während Moritz die andere Hälfte behielt²⁾. Stengel Wilczewski, dem 1611 noch weitere 3 Hufen 8 Morgen Uebermaß zugesprochen wurden³⁾, und der seine Stiefföhne Georg und Johannes Troschke 1614 auszahlte⁴⁾, übernahm nun den Anteil seiner Gattin und blieb Erbherr auf Ramsau bis zu seinem Tode dortselbst⁵⁾.

Kattreinen. Am 20. Aug. 1526 erteilte Bischof Ferber dem Landvogt Georg Troschke den Lehnsbrief über Kattreinen⁶⁾. In gerader Linie folgten ihm nach seinem vor 1531 erfolgten Tode⁷⁾ als Besitzer dort Georg d. Jüngere († vor 1584), Christoph d. Jüngere († 1604), Hans d. Jüngere († 1631), Hans d. Ältere († 1675) und Georg Sigismund († 1694). Da letzterer keine männlichen Erben hinterließ, ging das Gut auf seine Tochter Anna Catharina über, die sich mit Andreas Siforski vermählte, dessen Familie Kattreinen bis ins 19. Jh. hinein besaß⁸⁾.

Das benachbarte Nassen teilte von 1526 ab, wo es mit Kattreinen zusammen an die Troschkes gekommen war, dessen Schicksal. Doch erbte nach Hans Troschkes Tod 1675 dessen Tochter Helena Lukrezia den Besitz. Da sie seit 1670 mit dem Seeburger Burggrafen und Erbherrn auf Raschung Johann Hofius vermählt war, so fiel Nassen an das Haus Hofius⁹⁾.

Potritten ist der Sitz der zweiten Linie Troschke. Sie beginnt mit Christoph Troschke d. Älteren, dem Landvogt und Burggrafen von Seeburg, der mit Kaufvertrag vom 8. Juli 1554 das Gut von seinem Schwager Philipp v. Potritten erwarb¹⁰⁾ und 1564 von Bischof Hofius

1) B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 279.

2) B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 408 v.

3) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 487.

4) B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 376.

5) Er ist der Stifter des 1627 bestätigten Hospitals in Ramsau. E. 3. XVI S. 157.

6) B. A. Frbg. E e Nr. 2.

7) St. A. Kbg. Herzogl. B. A. C Nr. 1 a.

8) Nachlaß Anhuth 1 fol. 96.

9) Anhuth a. a. D.

10) B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 119.

dafür Abgabefreiheit erhielt¹⁾. Nach seinem Tode 1594 ging die Besitzung auf seinen Neffen Moritz, Sohn seines Bruders Georg über, der auch bei der Erbaueinandersetzung von 1607 diesen Hof zugesprochen erhielt²⁾. Ihm folgte nach seinem Tode 1612³⁾ in Potritten sein Sohn Georg, dann dessen beide Söhne Hans Konstantin und Alexander Franz. Nach des letzteren frühem Tode 1689 war Hans Konstantin Alleinbesitzer. Er war vermählt mit Maria Barbara v. Königseck, die nach dem Tode ihres Gatten 1700 die Verwalterin des großen Güterkomplexes war, den er hinterlassen hatte. Von ihren Söhnen überlebte sie nur Casimir Franz, der aber auch bereits 1718 nur 34-jährig starb. So kam der ganze Besitz an ihre Tochter Lukrezia Catharina v. Trotschke, die mit Andreas v. Helden-Gasiorowski vermählt war. Mit ihr erlosch das alte berühmte Geschlecht der Trotschke auf Potritten⁴⁾.

33. Georgius a Schedlin de Teistimmen. Die Familie von Schedlin spielte im Ermland erst unter den Bischöfen Hosius und Kromer eine Rolle. Georg v. Schedlin d. Jüngere⁵⁾ ist seit 1553 Burggraf von Köffel, seit ca. 1563⁶⁾ bis 1584 von Wormditt. Er huldigte 1576 für sein Gut Teistimmen, außerdem besaß er Görkendorf und seit 1555 und 1565 drei Hufen und die Mühle zu Kl. Köllen⁷⁾.

Teistimmen. Am 28. Nov. 1565 erhielt obengenannter Georg v. Schedlin von Bischof Hosius ein Privileg über 26 Hufen, die er von verschiedenen Freien preussischen Rechts zu Teistimmen zusammengekauft hatte, so daß der neue Besitz nunmehr zu einem adligen Lehngut kulmischen Rechts wurde⁸⁾. Zwei Jahre später erhielt Schedlin dazu noch die wüste Mühlsätte mit 2 Hufen im gleichen Orte⁹⁾. In der Liste von 1587 steht schon sein Sohn Hans v. Schedlin, der 1593 starb¹⁰⁾, die Verwaltung des Gutes führte dann die Witwe Anna geb. v. Seyffert¹¹⁾, dann ab 1611 ihr Sohn Georg, der noch 1631 als Herr

¹⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 450.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 408 v.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 55.

⁴⁾ Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 96.

⁵⁾ Der Zusatz der Jüngere oder von Teistimmen diente der Unterscheidung von seinem Vetter Georg v. Schedlin d. Älteren Erbsaß auf Kunzseim. Nr. 45.)

⁶⁾ B. A. Frbg. A Nr. 3 fol. 417. vgl. E. 3.

XXI S. 249.

⁷⁾ E. 3. XXIV S. 219.

⁸⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 452 v.

⁹⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 453.

¹⁰⁾ Seine Witwe wird erwähnt. B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 232 v.

¹¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 319 v und a

auf Teistimmen erwähnt wird¹⁾. Dessen Sohn Christoph v. Schedlin ist der letzte seines Namens auf der Besitzung. Schon 1655 konnte er weder Schulden noch Zinsen bezahlen, so verkaufte er 1670 das Gut mit 54 Hufen an Albrecht Ludwig v. Stanislawski auf Molditten, der am 7. Dezember 1673 darüber von Bischof Wyzga ein neues Privileg erhielt²⁾.

Das wüßt liegende Görkendorf (früher Gabunenhof) wurde mit 16 H. von Bischof Hosius am 30. Okt. 1568 an Georg v. Schedlin verliehen³⁾. Es teilte die Schicksale von Teistimmen und ging wie dieses 1570 in den Besitz der Stanislawskis über.

34. Erasmus von der Dile. Erasmus von der Dille (v. d. Delen, Delaw) erscheint in der Liste von 1587 als Besitzer von Mengen und eines Anteils von Rothfließ.

Mengen (Meinen) war am 7. Juli 1514 von Bischof Fabian seinem Marschall Christoph v. d. Dehlow, Burggrafen von Allenstein, mit 9 Hufen und 5 Hufen im Walde Fehlau verliehen worden⁴⁾. Nach seinem Tode 1553 erbten seine drei Kinder: Erasmus, Margarete, verheiratet mit Luz v. Knobelsdorff, und Catharina, vermählt mit Sebastian Knobloch, zwischen denen am 30. Juni 1556 die Erbauseinandersetzung stattfand. Dabei erhielt Erasmus Mengen und Fehlau⁵⁾. Seine Ehe mit Anna v. Knobloch blieb kinderlos, 1597 machten beide ein Testament zu Gunsten ihrer Nichte Anna Knobelsdorf, Tochter der Margarete Knobelsdorf geb. v. d. Dehle⁶⁾. Erasmus verstarb vor 1602, denn bei der Musterung jenes Jahres erschien nur seine Witwe. Mengen und Fehlau gingen auf ihren lutherischen Neffen Christoph v. Knobelsdorf, Sohn des Luz v. Knobelsdorf und Bruder jener im Testament bedachten Anna über. Er erhielt am 20. Febr. 1606 darüber ein Privileg von Bischof Rudnicki, das später auf die katholischen Nachkommen beschränkt wurde⁷⁾.

Rothfließ. Seinen Anteil von 7 Hufen zu Rothfließ schenkte Sebastian Knobloch 1568 seiner Gattin Catharina geb. v. d. Dehle⁸⁾.

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 328 Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 76

²⁾ B. A. Frbg. Ee Nr. 10.

³⁾ E. 3 XXIII S. 658

⁴⁾ E. 3. XXIII S. 655.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 184.

⁶⁾ a. a. D. A Nr. 7 fol. 188.

⁷⁾ E. 3 XXIII S. 656.

⁸⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 204.

1587 teilen sich Herr Heucke (v. d. Damerau) und Erasmus v. d. Dehle in den Besitz des Gutes. 1588 ist Christoph v. Brunsfert Anteilbesitzer daselbst¹⁾. Nach Erasmus v. d. Dehles Tode 1602 kam der jetzt 12 Hufen große Teil von Rothfließ, wahrscheinlich durch Kauf, an Christoph v. Duof, dessen Familie bis ins 19. Jh. hinein dies Besitztum behielt²⁾.

35. Franciscus Duof. Franz v. Duof, ein Sohn des im Kr. Wehlau ansässigen Caspar v. Duof d. Älteren, war 1536 Burggraf, später zugleich auch Bürgermeister von Seeburg³⁾. Am 5. Juli 1536 verlieh ihm Bischof Mauritius 14 Hufen in Kunkendorf, die seit Menschengedenken wüst lagen. Für diese huldigt er 1576. Später übernimmt sein Sohn Christoph v. Duof die Besitzung, der 1618 stirbt. Seine Witwe Maria geb. v. Taubenheim hinterließ das Gut als Aussteuer ihrer Tochter Justina, die den Samson v. Bombeck heiratete, dessen Familie Kunkendorf bis ins 18. Jahrhundert besaß⁴⁾.

36. Johannes Reimann. 1587 sitzen die Reimanns und Georg Schlubut auf dem 16 Hufen großem Gut Fürstenau. Ein Peter Reimann wird schon 1480 in Fürstenau genannt⁵⁾. Anscheinend ist er ein Ahnherr des 1576 erwähnten Johannes Reimann. Jedenfalls gehört Fürstenau ebenso wie Wangst und Labuch zu der Gütermasse der mächtigen Familie v. Lustan, nach deren Erlöschen die reiche Erbschaft unter die Agnaten Reimann, Brunsfert, Kaminski und v. d. Damerau verteilt wurde 1569. Um 1530 saßen Hans und Ebert Reimann auf Borchersdorf im Kr. Pr. Eylau⁶⁾, ersterer dürfte mit dem Besitzer von Fürstenau identisch sein. Ihm folgte wahrscheinlich sein Sohn Eustachius Reimann auf Fürstenau, der 1585 bereits verstorben war⁷⁾ und darauf Friedrich Reimann⁸⁾. Beide Anteile von Fürstenau und Wangst erwarb dann am 11. März 1617 der Sekretär des Königs v. Polen Stephan Sadowski, der die Güter später dem Ermländischen Dom-

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 22, 119.

²⁾ Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 124.

³⁾ E. 3. XX S. 212 f. XXIII S. 658. B. A. Frbg. f Nr. 2 fol. 209 b. Stammvater der Duof s. Anhuth: Die ermländ. Linie der Familie v. Duof. E. 3. XV S. 469 f. Stammvater d. ermländ. Linie ist jedoch, wie schon Köbrich E. 3. XX S. 212 bemerkt, nicht Hans v. Duof, sondern dessen Bruder, der obenerwähnte Burggraf Franz v. Duof.

⁴⁾ E. 3. XX S. 212.

⁵⁾ E. 3. XXI S. 28.

⁶⁾ E. 3. XXIII S. 586.

⁷⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 365.

⁸⁾ Friedrich Reymann Anteilbesitzer in B. bat 1608 um Ueberlassung eines Uebermaßes in Wangst B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 167.

kapitel zum Unterhalt der Wallfahrtskirche zu Heiligelinde vermachte, von dem protestantischen Adligen Jakob Flint, Erbsassen auf Bonkenhöfen und Schirau im Herzogtum¹⁾.

37. **Christopherus Brunfert.** Christoph Bronsart teilt sich laut den Angaben der Liste von 1587 mit den Kaminský in den Besitz von Wangst und besaß dort 11¹/₂ Hufen. Er gehörte zu den lutherischen Adligen des Herzogtums Preußen, die im Ermland Güter erworben hatten²⁾ und war wahrscheinlich durch seine um 1545 geschlossene Ehe mit Anna v. Lusian geb. Balinski in den Besitz des Gutes gelangt³⁾. Da die Bronsarts auf Wangst im 17. Jh. nicht mehr erwähnt werden, scheinen sie ihren Gutsanteil bald wieder veräußert zu haben. Um 1620 gelangte Wangst zugleich mit Fürstenau an Stephan Savdorski und von diesem später an das Ermländische Domkapitel.

38. **Stanislaus Kaminský.** Stanislaus (Stenzel) Kaminský hatte Barbara, Tochter des Martin v. Lusian geheiratet. Bei der Erbteilung nach dem Tode des Schwiegervaters 1569⁴⁾ fiel ihm ein Teil von Bartelsdorf, Labuch und die Hälfte von Wangst zu. Stenzel Kaminský, der bei der Huldigung von 1576 auftrat, ist 1587 bereits tot, bei dieser Musterung erschien sein Sohn und Erbe Hans Kaminský⁵⁾, der in den folgenden Jahren alle Besitzungen der Familie im Ermland wieder veräußerte.

Um 1583 besaßen die Kaminskýs 34 von den 90 Hufen zu Bartelsdorf⁶⁾, im Kammeramt Wartenburg wahrscheinlich auch aus der Lusianischen Erbschaft, die sie aber schon vor 1594 an die drei Brüder Christoph, Samsen und Crispin v. Pfaff verkauften⁷⁾.

Das 40 Hufen große Labuch war kein bebautes Gut, sondern damals „ein wüster Wald“ zwischen Rothfließ und Wengoyen, auf welchen auch Christoph v. Bronsart Anspruch erhob. Als sowohl die Bronsarts wie die Kaminskýs dem bischöflichen Landesherrn keine gültigen Dokumente über ihre Besitzansprüche vorzulegen vermochten, sprach Bischof Kromer am 7. Sept. 1583 das Land kurzerhand wieder

¹⁾ E. 3. III S. 69 Anm. — Dazu ergänzend B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 53.

²⁾ Er war Erbherr auf Parschnen Kr. Rastenburg, auf Rosenbergr u. Stunkheim

³⁾ V. Mülverstedt, Geschichtl. Nachrichten v. d. Rittergute Lofzainen. Magdeburg 1909. Stammtafel Merklischenrade.

⁴⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 205 wird eine bereits 1551 getroffene Erbteilung betr. Labuch erwähnt.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 468 v.

⁶⁾ a. a. D. 4 fol. 242.

⁷⁾ a. a. D. 5 fol. 281.

dem bischöflichen Tisch zu¹⁾, doch ließ er es zu, daß Hans v. Kaminský den Besitz 1587 unter günstigen Bedingungen zurückzuerwerben vermochte²⁾. Kaminský scheint jedoch keinen großen Wert auf das wüste Gut gelegt zu haben, denn trotz des Einspruches der Vormünder seiner jüngeren Geschwister verkaufte er Labuch 1595 Kardinal Bathori, der es an Nikolaus Zedek weiterverlieh³⁾.

Die Hälfte von Wangst, das noch 1587 als Eigentum der Kaminskýs angegeben wird, kam später mit dem Bronsartschen Gutsanteil, wie bereits oben erwähnt, an Stephan Sadorški.

39. Petrus Sawaczky. Ein Hanns Sawaczky (Sawazki) besaß laut der Liste von 1587 das Gut Krausen im Kammeramte Seeburg⁴⁾. Er war als ein Vertrauter des Bischofs Hosius ins Ermland gekommen und hatte von diesem am 4. Juni 1568 das 60 Hufen große wüste Gut Krausen zum Kauf erhalten⁵⁾. 1582 war er bereits ohne Erben verstorben, und seine Besitzung wurde von seiner Witwe Anna geb. v. Hannow an seine Brüder Hans Sawaczki und den Krakauer Domherrn Bartholomäus Sawazki weiterverkauft⁶⁾. Die Brüder der Witwe, Simon und Leonard v. Hannow glaubten zum Kaufe näher berechtigt zu sein und erhoben 1583 Einspruch hiergegen⁷⁾. Tatsächlich erreichten sie, daß die beiden Sawaczkis ihnen Krausen am 27. August 1592 für 2500 Mr. endgültig übereigneten⁸⁾. Das Gut, von dem auch die durch die Heirat des Leonard v. Hannow mit der Margarete v. Quosß verwandte Familie v. Quosß einen Anteil von 20 H. erwarb, wurde 1637 an die Rößeler Jesuiten verkauft⁹⁾.

40., 41. Daniel Opakofsky, Andreas Gratokofsky in Sorbom. Am 24. März 1528¹⁰⁾ verließ Bischof Maurittius das völlig wüste Gut

¹⁾ a. a. D. 4 fol. 213 v.

²⁾ a. a. D. 4 fol. 468 v.

³⁾ E. 3. XXIII S. 557. Die Geschwister des Hans v. Kaminský: Achattus und Elisabeth v. Kaminský erhoben noch bis 1608 vergeblich Einspruch gegen diesen Verkauf. B. A. Frg. A Nr. 7 fol. 88,9 fol. 155. Zedek, der „ein kleines Dörflein auf diesem Gut außerhalb seines Vorwerks Huben ausgesetzt hatte“, verkaufte Labuch schon 1610 weiter an Martin v. Worein. B. A. Frg. A Nr. 9 fol. 439 v.

⁴⁾ G. Matern liest „Sucinfsky“ und hält diesen irrthümlich für einen Anteilbesitzer von Sauerbaum.

⁵⁾ E. 3. XXIII S. 657.

⁶⁾ B. A. Frg. A Nr. 4 fol. 118 v.

⁷⁾ a. a. D. A Nr. 4 fol. 223.

⁸⁾ a. a. D. A Nr. 5 fol. 213.

⁹⁾ A. Poschmann: Jesuitengut, Staatsdomäne, Erbhöfe. Aus der Geschichte der Gemeinde Krausen. Heilsberg 1935. S. 6 ff.

¹⁰⁾ E. 3. XXIII S. 548.

Sauerbaum mit 66 Hufen an die 4 Brüder Jakob, Nikolaus, Ambrosius und Hieronymus Gratowski (auch: Grotkowski) zu magdeburg. Recht. Der bei der Huldigung von 1576 erwähnte und bis 1593 in Sauerbaum nachweisbare¹⁾ Andreas Gratowski ist der Nachkomme eines von ihnen und hatte 1570 auch noch die 10 Hufen seines ohne Erben verstorbenen Veters Mertens Gratowski hinzu übernommen²⁾. 1598 wird ein Peter Gratowski zu Sauerbaum³⁾, 1617 ein Albrecht Gratowski⁴⁾ erwähnt, wahrscheinlich Nachkommen und Erben des Andreas. Die Familie hielt sich auf Kölmergrundstücken bis ins 19. Jahrhundert hinein in Sauerbaum und Umgegend⁵⁾. Ein anderer Gutsanteil von Sauerbaum war von den Gratowskis bald an die Dpakowskis (Dppenkowski, Dpechowski) gelangt. Der 1576 und 1587 erwähnte Daniel Dpakowski ist von 1573 bis 1601 in Sauerbaum nachweisbar⁶⁾, seine Besitzung ging später an seinen Sohn Johann über⁷⁾, 1617 vererbte ein Georg Dpakowski 8 adlige Hufen an seinen Sohn Andreas⁸⁾, die Familie hat sich bis in die Gegenwart in Sauerbaum und Umgegend gehalten⁹⁾. Sowohl die Gratowskis wie auch die Dpakowskis gehörten zu den eingewanderten masowischen Adligen, die sowohl von Herzog Albrecht von Preußen wie von Bischof Mauritius von Ermland herangezogen wurden, um die bei dem großen Menschenmangel nach dem Reiterkriege wüst liegenden Ländereien und Güter zu übernehmen.

42. **Henericus Hölse.** In der Liste von 1587 heißt er Heinrich von Hülßen und sein Ritterdienst wird mit Scharwerksfreiheit in der Stadt Seeburg begründet, deren Ursprung bisher aber nicht ersichtlich ist. Heinrich von Hülßen, wahrscheinlich ein Sohn des 1534 bezugten Wormditter Burggrafen Georg v. Hülßen, saß auf Plehnen im Kreis Pr. Holland, war seit 1562 mit Dorothea v. Quos vermählt¹⁰⁾ und starb vor 1608¹¹⁾. Von seinen Söhnen erhielt Ludwig v. Hülßen,

1) B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 236 v.

2) a. a. D. C Nr. 3 fol. 459.

3) a. a. D. A Nr. 5 fol. 518 v.

4) a. a. D. A Nr. 11 fol. 48.

5) B. Anh., Die Familie v. Gratowski in Sauerbaum. E. 3. XVIII S. 216ff.

6) B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 22, 7 fol. 83 v.

7) a. a. D. A Nr. 7 fol. 83 v.

8) a. a. D. A Nr. 11 fol. 48.

9) Nachlaß Anhuth Bd. 1 fol. 215 ff.

10) Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 123, 149.

11) B. U. Frbg. C Nr. 3 fol. 485.

der 1611 das Gut Poludniewo kaufte¹⁾, 1610 in Seeburg dieselbe Scharwerksfreiheit zugebilligt²⁾, Johann war Guttstädter Domherr. Ludwigs Nachkommen Leonhard und Johannes sind noch bis ca. 1666 in Poludniewo ansässig.

43. **Johannes Wildenhagen** im Namen seiner Schwester von Vierzighuben. Wie der Adlige Heinrich v. Hülßen Bürger zu Seeburg, so war Junker Hans v. Wildenhagen, der Ältere, der 1576 für seine Schwester huldigt, Bürger der Stadt Wartenburg³⁾. 1587 besaß er außer dem Gute Theerwisch im Herzogtum Preußen das 40 Hufen große Gut (Alt-)Vierzighuben gemeinsam mit seinem Bruder Rupert⁴⁾ und übergab 1594 die Besitzung an seinen gleichnamigen Sohn Hans v. Wildenhagen den Jüngeren⁵⁾. 1596 verließ Bischof Bathori auf dem Tauschwege für ihn günstiger gelegene 20 Hufen von Alt-Vierzighuben und einer Zuzahlung dem Edlen Hans Wildenhagen das 32 Hufen große Gut Schönbruch⁶⁾. Der Rest von Vierzighuben kam in die Hand eines Theodor v. Wildenhagen, vielleicht eines Bruders oder Sohnes von Johannes Wildenhagen, und nach dessen kinderlosem Tode 1614 an die Familien seiner beiden Schwäger Balthasar und Daniel v. Ruchmeister aus dem Herzogtum⁷⁾. Das Gut Schönbruch übergab Johann v. Wildenhagen 1629 seinem Sohne Caspar, während sich Jakob und Wilhelm mit den Besitzungen im Ortelsburgischen begnügten, doch verkaufte Caspar v. Wildenhagen schon 1630 die Besitzung an Johann v. Troschke von Rattreinen⁸⁾, womit die Familie v. Wildenhagen aus dem Ermlande verschwand.

44. **Hugo a Damerau**. Die Familie von der Damerau trat im Ermlande die Nachfolge der reichen und begüterten Familie v. Merklichenrade (gewöhnlich v. Lusian genannt) an. Hans v. Lusian, der Bruder des Bischofs Fabian v. Lusian, 1515 ermländischer Landvogt, 1521 Woiwode zu Kulm und Hauptmann zu Rheden, vereinigte einen gewaltigen Grundbesitz in Pommerellen und im Herzogtum in seiner Hand. Nach seinem Tode gingen seine Güter auf seine Kinder über:

1) B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 560 v.

2) a. a. D. C Nr. 3 fol. 487.

3) a. a. D. A Nr. 3 fol. 286.

4) Dieser leistete den Vasalleneid erst 1592. B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 195v.

Sowohl Hans wie Rupert nannten sich „de Targowo“ oder „Targowski“.

5) B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 265 v.

6) E. 3. XXIII S. 560.

7) B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 367.

8) a. a. D. A Nr. 11 fol. 367v ff.

auf Martin v. Lusian, der mit Anna, Tochter des Danziger Kastellans Johann Ballinski, vermählt war, und auf Elisabeth, die Gattin des Hans von der Damerau auf Pinnau. Martins einziger Sohn Albrecht v. Lusian starb 1568 kinderlos¹⁾. Ueber seinen Nachlaß entbrannte ein heftiger Streit, da unter den Erben mehrere Lutheraner waren wie Albert und Erhard Truchseß v. Weghausen, Christoph v. Bronsart und Dr. Rhode. Die Sache kam vor Kardinal Stanislaus Hosius, der entschied, daß er nur Katholiken in den Besitz der ermländischen Güter einweisen werde, die Erben augsburgischer Konfession sollten ihre Ansprüche gegen Abfindung an den katholischen Miterben Stenhel Kaminski abtreten²⁾. Es scheint sich schließlich doch ein Ausweg gefunden zu haben, denn 1576 finden wir die genannten lutherischen Erben im Besitz mehrerer ermländischer Güter. Ein großer Teil fiel an Elisabeth v. Lusian bezw. deren Gatten Hans v. d. Damerau, die anscheinend katholisch geblieben waren. Hans war vor 1548 gestorben, die Witwe Elisabeth einigte sich am 29. August 1554 mit den Erben ihres Bruders Martin und sicherte so ihren Besitz für ihre Söhne Hans und Hugo (Heucke) v. d. Damerau. Hans scheint mit den Gütern im Herzogtum abgefunden worden zu sein, Heucke aber, wie sein Vater Hauptmann auf Rheden, besaß nach der Liste von 1587 im Ermland folgende Güter im Kammeramt Guttsstadt: Gradtken (s. Nr. 28!) im Kammeramt Seeburg: Makohlen, Klotainen, Krämersdorf, Wuzenigt oder Lichtenhagen und Porwangen, dazu die Hälfte von Rothfließ, im Kammeramt Kößel: Wengoyen (40 Hufen) (s. unten K. A. Kößel) und im Kammeramte Wartenburg 6 Hufen von Bartelsdorf und das 30 Hufen große Kirschbaum (s. unten K. A. Wartenburg), nicht erwähnt ist an jener Stelle das ihm ebenfalls gehörige Gut Kirschdorf bei Seeburg.

Das 28 Hufen große Makohlen gehörte schon 1460 einem Nikolaus Lusian, einem kinderlosen Oheim des Hans v. Lusian und des ermländischen Bischofs Fabian. Letzterer verließ dann 1515 dieses Gut mit anderen Besitzungen seinen Neffen Albrecht und Hans von Lusian abgaben- und zinsfrei zu adligen Rechten³⁾. Von Hans ging Makohlen auf seine Tochter Elisabeth und von dieser auf ihren Sohn Heucke v. d. Damerau über. In dessen Besitz ist das Gut noch 1576 und 1587, nach seinem Tode kommt es bei der Erbteilung 1604 an seinen Sohn

¹⁾ v. Mülverstedt, Geschichtliche Nachrichten von dem Rittergute Loszainnen Magdeburg 1909.

²⁾ Eichhorn, Kardinal Stanislaus Hosius, II S. 294.

³⁾ Mülverstedt a. a. O. S. 49 ff.

Michael v. d. Damerau¹⁾ und bleibt in dessen Familie bis 1717, wo es an Anton Johann Bogdanskí, den Mann der Lukrezia, Tochter des verstorbenen Johann Albert v. d. Damerau fällt²⁾.

Klotainen. Es ist nicht nachweisbar, wann das 35 Hufen große Gut Klotainen in den Besitz der Lufians gekommen ist, wahrscheinlich haben diese es auch bereits seit dem 15. Jh. inne. Urkundlich wird es als deren Eigentum zuerst 1541 erwähnt, wo Bischof Dantiskus dem Merten und der Elisabeth Lufian gestattet, Klotainen vorübergehend an Johann v. Glaubitz zu verpfänden³⁾. Wie Makohlen, dessen Schicksal es in allem teilte, kam das Gut dann an die v. d. Damerau und blieb in deren Familie bis 1717.

Krämersdorf. Ueber die Vorgeschichte von Krämersdorf ist außer der Handfeste nichts bekannt. Wir wissen auch nicht, seit wann das Gut, das 40 Hufen umfaßte, im Besitze der Lufian, bezw. der v. d. Damerau war. 1587 und also wohl auch schon 1576 befand es sich in der Hand des Heucke v. d. Damerau. Von ihm kam es an seinen Sohn Michael v. d. Damerau, der noch 1612 als Erbsaß auf Krämersdorf bezeugt ist⁴⁾. Um 1682 ist ein Johann Jasinski als Besitzer bezeugt.

Lichtenhagen. (Wuzenigt, Ustnit). Mitte des 15. Jahrhunderts ist Ustnit im Besitz der Familie Wargel⁵⁾. Um 1550 gehört das 9 Hufen große in den Kriegen des 15. und 16. Jahrhunderts völlig verwüstete Gut einem Johannes Lichtenhagen, von dem es nun seinen Namen erhält. Dessen Sohn Gregor läßt sich am 15. März 1555 eine Handfeste über die Besitzung ausstellen⁶⁾. Nach dessen Tod 1570 gab es Streit um das Erbe, Bischof Kromer lehnte die Ansprüche weitläufiger Verwandter ab⁷⁾ und belehnte mit dem Gut den Heucke v. d. Damerau, nach dessen Ableben es 1604 an seinen jüngeren Sohn Andreas v. d. Damerau und dessen Nachkommen überging⁸⁾. Lichtenhagen blieb in deren Besitz, bis es um 1700 durch die Ehe der Ludowika v. d. Damerau mit Johann Jakob v. Troschke an die Familie v. Troschke gelangte⁹⁾.

¹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 278.

²⁾ Nachlaß Anhuth I fol. 27.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 32.

⁴⁾ B. A. Frbg. A Nr. 10 fol. 156.

⁵⁾ Cod. dipl. W. III S. 566, IV S. 620. Scr. rer. Warm. I S. 107, 122.

⁶⁾ E. 3. XXII S. 26.

⁷⁾ E. 3. XXIII S. 660.

⁸⁾ B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 48.

⁹⁾ Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 96. Auch der um 1650 bezeugte Besitzer von Lichtenhagen Michael v. d. Damerau war mit einer geb. v. Troschke (Catharina) verheiratet. E. 3. XVII S. 119.

Porwangen. Wie die Lufian oder die v. d. Damerau in den Besitz von Porwangen gekommen sind, ist nicht bekannt. Heute ist 1576 und 1587 als Herr auf Porwangen bezeugt, das 25 Hufen umfaßte. Es kam dann 1604 von Lichtenhagen an seinen jüngeren Sohn Andreas. Noch 1656 wird dessen Nachkomme Johann Dambrowski (polonisierte Form für Damerau) in Porwangen erwähnt. Von ihm gelangte das Gut an die Familie des Burggrafen Hyazinth Karwat, welche die sehr mit Schulden belastete Besitzung im Frühjahr 1698 dem ermländischen Domkapitel verkaufte, das wegen der Nähe seiner Güter Fürstenau und Wangst Interesse daran hatte¹⁾.

Rothfließ (s. a. Nr. 34). Eine Hälfte des 40 Hufen großen Rothfließ gehörte 1587 dem Heute v. d. Damerau, die andere dem Erasmus v. d. Dehle. Bei der Erbteilung 1604 fiel die Besitzung an den jüngeren Sohn Andreas v. d. Damerau²⁾. Da die Dameraus später nicht mehr in Rothfließ erwähnt werden, so dürfte wohl auch ihr Anteil am Gute wie die andere Hälfte bald in den Besitz der Familie v. Quosß übergegangen sein.

Kirschdorf. Bischof Kromer verlieh am 1. August 1585 dem Heute v. d. Damerau ein Privileg über sein 32 Hufen großes Gut Kirschdorf, welches er und seine Vorfahren schon seit „unvordenklich langer Zeit“ besessen hätten³⁾. Wir haben aber bisher kein Zeugnis dafür, wann das Gut an die Lufians oder die v. d. Dameraus gelangt sein könnte. Das Gut kam 1604 an Heutes Sohn Andreas v. d. Damerau⁴⁾, der 1617 noch 3 Hufen Uebermaß dazu erhielt⁵⁾. Es blieb anscheinend bis Anfang des 18. Jh. in der Familie, wo es durch die Eheschließung der Anna Catharina v. d. Damerau mit Johann Georg von Schedlin-Lzarlinski an ein anderes Geschlecht gelangte⁷⁾.

45. Georgius a Schedlin in Kunzkeim. Dieser war ein Vetter des gleichnamigen Wormditter Burggrafen und Erbherrn auf Teistimmen. Während aber der Burggraf dem katholischen Glauben treu blieb, schlug sich der Erbsasse von Kunzkeim und sein Bruder Albrecht v. Schedlin

¹⁾ E. 3. XIV S. 256. Näheres Domarch. Frbg. ct. Cap. Warm. 23. Aug. 1. Nov. 1697 5. Febr. und 7. Mai 1698.

²⁾ B. U. Frbg. A Nr. 9 fol. 48.

³⁾ a. a. D. C Nr. 3 fol. 468.

⁴⁾ a. a. D. A Nr. 9 fol. 48.

⁵⁾ B. U. Frbg. C Nr. 3 fol. 492.

⁷⁾ Nachlaß Anhuth I fol. 77. Die Zusammenhänge sind nicht ganz deutlich; erst eine Verzettlung weiteren Frauenburger Archivmaterials des 17. und 18. Jh. würde Klarheit in der Gutsgeschichte schaffen.

auf die Seite der Lutherischen. Georg verweigerte 1576 den Huldigungseid und wurde nach jahrelangen Verhandlungen endlich 1582 des Landes verwiesen¹⁾. Er verließ das Ermland und überließ seine dortigen Güter 1586 seinem Schwiegersohne Georg Sokolowski, dem Manne seiner Tochter Dorothea, erst in Verwaltung, dann zum Besitz²⁾. Laut der Liste von 1587 besaß Georg von Schedlin im Kammeramte Seeburg die beiden Güter Kunzkeim und Schönfließ, außerdem hatte er noch Anteile in Wonnenberg und Fleming.

Kunzkeim. Wir wissen nicht, wann die v. Schedlin Mitte des 16. Jh. das 10 Hufen große Gut Kunzkeim verliehen bekommen haben, das Bischof Mauritius früher 1528 Georg Troschke d. Jüngeren gegeben hatte³⁾. Die Troschkes scheinen ihre Ansprüche auf Kunzkeim auch später nicht so bald aufgegeben zu haben, denn um 1585 fiel der Landvogt Christoph v. Troschke „bei nachtschlafender Zeit mit einer großen Anzahl Volkes und gewappneter Hand“ in Kunzkeim ein⁴⁾. Kunzkeim kam wie oben erwähnt nach Georg v. Schedlins Abzug aus dem Ermland an seinen Schwiegersohn Sokolowski. Von dessen 6 Söhnen übernahm anscheinend der Jüngste Ludwig Stanislaus v. Sokolowski nach des Vaters frühem Tode 1605⁵⁾, sobald er mündig war, das Gut und ist noch bis zum 1. Schwedenkrieg dort nachweisbar⁶⁾. Ab ca. 1640 besaß der Wartenburger, später Guttstädter Burggraf Johann v. Wojanekki Kunzkeim⁷⁾.

Schönfließ (30 Hufen) zerfiel schon bei der Neubesiedlung nach dem Reiterkriege in zwei Anteile: den einen besaßen seit 1528 die Troschke, den anderen die v. Schedlin. Georg v. Schedlin-Kunzkeim ist 1576 und 1787 Erbherr auf Schönfließ. Von ihm gelangte sein Besitz wie Kunzkeim an Georg Sokolowski und dessen Söhne⁸⁾.

Wonneberg. Von Wonneberg sind 1581 also wohl auch 1576

1) E. 3. IV S. 382.

2) B. A. Frbg. A Nr. 4 fol. 466.

3) Cod. dipl. Warm. II S. 277 Anm.

4) B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 161 v. wenn sich Troschke auch gegenüber Schedlins späterer Klage vor Kardinal Bathori 1591 damit entschuldigte, daß Bischof Kromer ihn zu diesem Vorgehen ermächtigt habe, so hat er doch anscheinend auch eigenen Vorteil dabei gesucht

5) B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 258 v

6) E. 3. XIX S. 573.

7) E. 3. XIX S. 538. Nachlaß Anhuth Bd. VI fol. 24

8) 1623 kauften die Brüder Albert, Hieronymus und Stanislaus v. Sokolowski noch einige Hufen in Schönfließ und Kunzkeim hinzu B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 281.

von 40 Hufen 14 im Besitz des Georg v. Schedlin¹⁾. 1582 gingen sie gleich den übrigen Gütern auf Georg v. Sokolowski über. Dessen Sohn Ludwig Stanislaus v. Sokolowski schenkte 1651 das Land an das Kollegiatstift zu Guttstadt für eine Wochenmesse und eine Begräbnisstelle in der dortigen Kirche²⁾.

In Fleming gehörten den v. Schedlins, unbekannt seit wann, 16 Hufen³⁾. Davon gingen bei der Sokolowskischen Stiftung 5 Hufen 1651 zusammen mit Wonnenberg an die Guttstädter Kollegiatkirche über, die übrigen 12 Hufen (es handelte sich wohl noch um ein Uebermaß) hatten Georgs Erben Heinrich Stanislaus und Albert Sokolowski bereits 1624 an den Erbsassen Johann Trotschke zu Katrainen verkauft⁴⁾.

46. Paulus Plotowski. Im Reiterkriege war das adlige Dorf Wieps mit 24 Hufen wüst geworden. Bischof Mauritius machte daraus ein Gut und belehnte am 14. März 1529 damit den masovischen Pfarrer Nikolaus Kornewo. Nach dessen Tode nahmen um 1570 die beiden Söhne des Seeburger Burggrafen Nikolaus Plotowski: Paul und Matthias Plotowski Besitz von Wieps und Bischof Kromer bestätigte ihre Ansprüche⁴⁾. Da Plotowski 1576 nicht zur Huldigung erschien, wurde er 1579 seiner Güter verlustig erklärt, aber 1580 wieder eingesetzt⁵⁾. Da ihm wegen Streitigkeiten mit Merten Bistri und anderen, die einige der Wiepser Hufen beanspruchten⁷⁾, wohl der Besitz verleidet war, so verkaufte Paul Plotowski schon am 18. Sept. 1584 seinen unbestrittenen Anteil von 16 Hufen und Mühle in Wieps an den Heilsberger Burggraf Jakob von Worein, der sich nach Erwerb weiterer 4 Hufen und eines Uebermaßes am 1. April 1585 für die gesamten 24 Hufen einen neuen Lehnsbrief ausstellen ließ⁸⁾. Martin v. Worein verkaufte dann in den 20er Jahren des 17. Jh. 9 Hufen von Wieps dem Ramsfauer Pfarrer Johannes Przytulski, der diese bei

¹⁾ B A Frbg. A Nr 4 fol 355 v An anderer Stelle heißt es allerdings, daß Sch 1576 alle 40 Hufen zu W besaß, vielleicht wurden die übrigen verpfändet; a. a D A Nr. 3 fol 282 v

²⁾ E 3 XXIV S 716.

³⁾ Wahrscheinlich stammt dieser Besitz, wie auch das Gut Wonnenberg aus dem Heiratsgut der 15/6 bereits verst. Frau des Georg v Schedlin: Anna geb. v Wantkau. B A Frbg A Nr. 3 fol 282 v.

⁴⁾ B A Frbg. A Nr 11 fol. 316

⁵⁾ E 3 XXIII S 666 f.

⁶⁾ B A Frbg A Nr. 3 fol 412, 489 v

⁷⁾ a. a D A Nr. 4 fol 224 u a.

⁸⁾ E 3. XXIII S 667

seinem Tode zur Zeit des brandenburgisch=poln.=schwed. Krieges dem Kößeler Jesuitenkolleg vermachte¹⁾, das die übrigen Gutshufen 1660 von Stanislaus Widlicki, dem Mann der Ursula geb. v. Worein und Schwiegersohn des Martin v. Worein hinzuerwarb²⁾).

47. Des **Christoph Stössel** minderjährige Kinder. Das 24 H. große Gut Parkitten lag 1533 noch vom Reiterkriege her ganz wüßt, obwohl es schon 1527 dem Guttstädter Burggrafen Caspar Munkensbecke verliehen worden war³⁾. Bald darauf muß das Land einem Stössel zur Wiederbesetzung verliehen worden sein, denn 1597 behaupteten die Stössels in einem Grenzstreite, daß ihre Familie von Eltern und Großeltern her seit unwordenklicher Zeit Parkitten ruhig besäße⁴⁾. Vor 1576 war Christoph v. Stössel Erbherr auf Parkitten gewesen, seine beiden Söhne Caspar und Georg, die später das Gut in Anteilen von 16 Hufen und 8 Hufen unter sich teilten, waren damals noch minderjährig. Nach Caspars Tode ca. 1608 übernahm dessen Witwe Barbara geb. Wildenhagen die Gutsverwaltung⁵⁾. Von ihren Söhnen erhielt der älteste Georg Sigmund das neuerworbene Komalmen, die beiden jüngeren Christoph und Johann 1618 Parkitten⁶⁾. Christoph v. Stössel wird 1644 zuletzt als Inhaber des Gutes genannt⁷⁾, zur Zeit des brandenburgisch=polnisch=schwedischen Krieges 1656 befand sich Parkitten bereits wieder in der Hand des Bischofs⁸⁾.

38. **Johannes Hofius** de Rausching. Kardinal Hofius gründete zur Besiedlung des großen Waldgebietes südlich des Daddensees das 60 Hufen große Gut Raschung, das er am 27. August 1569 seinem Bruder dem Guttstädter Burggrafen Johann Hofius als adliges Lehn verlieh⁹⁾. Nach dessen Tode 1595 kam Raschung an seinen Sohn Ulrich und von diesem schließlich in gerader Linie an den 1776 verstorbenen Ludwig Stanislaus v. Hofius, dessen Tochter Theodora Ludowika durch ihre Ehe mit Andreas Michael v. Birkhahn 1794 jener Familie die Besizung zubrachte¹⁰⁾.

¹⁾ St. A. Kgsbg. Prästationstabellen Seeburg Bd. 3 S. 599 ff.

²⁾ Archiv d. Jesuitenordens in Rom. Lithuania 36 fol. 18 ff. (laut Auskunft von Dr. A. Poschmann).

³⁾ E. 3. XXIII S. 654, 661.

⁴⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 478. Gallandi kennt die St. seit 1535 auf Parkitten E 3 XIX S. 574.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 14.

⁶⁾ Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 72. B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 112 v.

⁷⁾ E 3 XIX S. 574.

⁸⁾ E. 3. VII S. 288.

⁹⁾ E 3. XXIII S. 557.

¹⁰⁾ Nachlaß Anhuth Bd II fol. 76 ff.

Kammeramt Rößel.

49. **Jodocus Ebert.** Der Hauptsitz der Ebert im Ermland ist Legienen¹⁾. Dieses größte ermländische Gut (50 H.) war seit 1404 im ununterbrochenen Besitz der uralten Familie v. Delsen (v. Ulsen). Durch Heirat mit einer Tochter der Delsen war ein v. Ebert noch vor 1482²⁾ Anteilbesitzer von Legienen geworden. 1521 saß sein Sohn Hans v. Ebert, auch nach seiner Bestizung: Hans v. Legyn genannt, auf 25 Hufen zu Legienen. Er war zugleich Herr auf 12¹/₂ Hufen in dem benachbarten Neu-Lusien (Loszainen) und Bürger und Hufenbestizter in Rößel (Kl. Atkamp). Im gleichen Jahr war er Burggraf, 1539 sogar Bürgermeister von Rößel. Nach seinem vor 1547 erfolgten Tode erwarb seine Witwe Barbara für sich und ihre beiden Söhne Valerian und Jodokus weitere 2 Hufen zu Loszainen³⁾. Länger gelebt zu haben scheint nur Jodokus oder Jost v. Ebert, der in erster Ehe mit Margareta Fröbner, in zweiter mit Anna v. Werner, beide aus dem Herzogtum Preußen⁴⁾ und gut lutherisch verheiratet war. Daher mußte Ebert seit 1573, der auch verschiedener Gewalttaten bezichtigt wurde, dauernd Zitationen und Mandate des geistlichen Gerichts gegen sich ergehen lassen, bis 1580 eine Vereinbarung zustande gekommen sein scheint⁵⁾. Nach Josts Tode 1585 ging sein Anteil in Legienen auf seine Witwe Anna, geb. Werner, wieder verheiratet mit Michael v. Bronsart und seine ältesten Söhne Hans und Sebastian v. Ebert über⁶⁾. Diese besaßen die Hälfte von Legienen = 25 Hufen, die andere Hälfte hatte Georg von Delsen inne. Hans v. Ebert wird noch 1595, Sebastian 1603 erwähnt, dann kommt die Familie von Ebert im Ermland nicht mehr vor. Ihr Anteil von Legienen ging in den ersten Jahren des 17. Jh. an die Inhaber des übrigen Gutsanteils die v. Delsens über, (s. Nr. 52).

Kl. Lusien. (jetzt Loszainen) war ursprünglich eine Siedlung preußischer Freibauern, die 1391 in Alt-Lusien (jetzt Truchsen) aus-
 kauft und an die Landesgrenze verpflanzt wurden. Um 1521 waren
 mehrere dieser Höfe an die bischöfliche Dekonomie zurückgefallen und

1) G. Matern: Legienen eine Guts-geschichte. Heimatbeilage der Warmia

2) In diesem Jahre verkaufte er seinen Anteil zu Gr. Bösfau. B. A. Frbg. A Nr. 3 fol 439. Die Familie stammt wohl aus dem Ermland, wo der Name auch sonst häufiger vorkommt.

3) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 253.

4) B. Mülverstedt a a. D. Stammtafel Ebert.

5) C. 3 IV S. 224, 380

6) B. A. Frbg A Nr. 4 fol. 318.

Bischof Fabian verlieh davon 12 $\frac{1}{2}$ Hufen an den Rößeler Burggrafen Hans Ebert, der 1547 weitere 2 $\frac{1}{2}$ Hufen hinzuerhielt¹⁾. Nach der Liste von 1587 sitzt sein Enkel Hans Ebert auf 15 Hufen in Neu-Lustien, die übrigen 6 Hufen gehörten Freibauern. Um 1600 verkaufte dieser seinen Anteil an Georg v. Delsen auf Legienen und ging auf seine Güter im Herzogtum.

Dürwangen. Am 13. September 1565 belehnte Bischof Hofius den Jodokus v. Ebert mit 30 wüsten Hufen zu Dürwangen, die er dadurch den Uebergriß der Bewohner aus dem Herzogtum entziehen wollte²⁾. 1587 ist sein Sohn Hans v. Ebert Erbherr daselbst. Dieser starb ca. 1616³⁾. Seine Witwe Dorothea, geb. v. Koch saß noch 1617 auf dem Gut⁴⁾ scheint dieses aber bald an die Familie v. Delsen verkauft zu haben, die damit alle ermländischen Besitzungen der Eberts erworben hatte.

Kattmedien teilte das Schicksal von Legienen. Seine 15 H. gehörten seit 1404 den v. Delsen, dann in gerader Linie Hans, Jost und Hans v. Ebert kehrten um 1600 in den Besitz der v. Delsen zurück.

50. **Johannes Ebert** und der andere Bruder in Ottern. Das 15 Hufen umfassende Gr. Ottern war nach den Kriegen des 15. Jh. nahezu wüßt geworden und mit Wald bestanden. Versuche, es 1521 und 1533 wieder zu besiedeln, mißlangen⁵⁾. Es kam dann in den nächsten Jahren in den Besitz des Burggrafen Hans Ebert, von dem es wohl an seinen Sohn Jost und noch bei dessen Lebzeiten an dessen beide Söhne Hans und Sebastian v. Ebert⁶⁾, die 1576 dafür huldigten. Um 1587 finden wir von beiden nur noch Hans v. Ebert im Besitz seines Anteils, Sebastian scheint seine Hufen noch vor 1580 an die Brüder Hans, Adam und Sebastian Grotkowsky oder Gratosky, nach ihrer Besitzung auch vielfach nur „Ottersky“ genannt, verkauft zu haben⁷⁾. Um 1584 erwarb dann der bischöfliche Kammerherr Adam

¹⁾ E. XXIV S. 219. s. a. H. Matern: Loszainen, eine Gutsgeschichte Heimatbeilage der Warmia

²⁾ E. 3. XXIII S. 557.

³⁾ B. A. Grbg. A Nr. 10 fol. 445, 11 fol. 72

⁴⁾ a. a. O. A Nr. 11 fol. 72

⁵⁾ E. 3. XXIII S. 547.

⁶⁾ G. Matern hält den zweiten, nicht namentlich bezeichneten Bruder für Valerian v. Ebert, doch war dieser, ein älterer Bruder des Jost, damals wahrscheinlich schon tot, und es kann sich nur um Hans v. Eberts Bruder Sebastian handeln.

⁷⁾ B. A. Grbg. A Nr. 4 fol. 11 v, 185.

Brodliß in Heilsberg, der mit Anna Kromer, einer Nichte des Bischofs, verheiratet war¹⁾, das gesamte Gut²⁾. Nach seinem Tode 1587 verblieb Gr. Ottern seiner Witwe, die den Martin Naidakowski heiratete. Als dieser um 1610 verstorben war³⁾, teilten sich mit die Söhne erster und zweiter Ehe: Adam und Alexius Brodliß sowie Bartholomäus Naidakowski⁴⁾ in den Besitz, bis das Gut, das in verschiedene Anteile zersplittert war, ab 1649 nach und nach durch Kauf an das Kößeler Jesuitenkolleg kam⁵⁾.

51. **Erhard Janoschucz.** Am 9. Juli 1569 verschrieb Kardinal Hofius 10 wüste Hufen des ehemaligen Dorfes Kl. Ottern und 3 Waldhufen dem Heilsberger Burggrafen Erhard Janoschütz v. Gländen zu magdeburgischem Rechte⁶⁾. Es scheint dem neuen Gutsherrn aber nicht gelungen zu sein, das Land in Kultur zu bringen, denn schon 1584 verkaufte er die Besizung an Adam Brodliß, der damals auch Gr. Ottern erwarb und in dessen Familie das Gut bis 1663 blieb.

52. **Eustadius ab Delsen.** Die v. Delsen, die außerdem umfangreiche Besizungen im Herzogtum haben, sitzen seit 1304 auf Legienen⁷⁾ und Rattmedien. 1521 teilt sich Michael v. Delsen mit seinem Schwager Hans Ebert in die 50 Hufen in Legienen. 1573 finden wir dessen Sohn Eberhard (Ebert) v. Delsen⁸⁾ daselbst, nach dessen im selben Jahr erfolgten Tod sein Gutsanteil an Eustadius (Eustachius, Stach) v. Delsen kommt, der 1576 und 1587 zur Huldigung erscheint und 1594 verstirbt⁹⁾. Ihm folgte sein Neffe, der Kößeler Burggraf Georg v. Delsen und dessen Sohn Johann Albert v. Delsen 1644–55 Hauptmann auf Braunsberg und 1655 Burggraf von Kößel. Nach dessen Tode 1666 fiel sein 34 Hufen umfassender Anteil an Legienen an seine Tochter Euphrosyne Rosalie, die Gattin des Hans

1) Adam Brodliß, der im Gefolge Bischof Kromers ins Ermland kam, war Geistlicher und 1581–82 Guttstädter Domherr. Wahrscheinlich besaß er nur die niederen Weihen, weil er ca. 1584 in den Latenstand zurücktrat.

2) B. A. Grbg. A Nr. 4 fol. 306 v.

3) B. A. Grbg. A Nr. 9 fol. 458.

4) B. A. Grbg. A Nr. 11 fol. 397.

5) E. 3. XIII S. 301 und A. Poschmann, Vom Jesuitengut zur Bauernsiedlung, Braunsberg 1934 S. 4 ff.

6) E. 3. XXIII S. 548.

7) f. G. Matern, Legienen, eine Gutsgegeschichte a. a. D u. E. 3. XXI S. 287 f.

8) B. A. Grbg. A Nr. 3 fol. 37 v.

9) Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 100. Die Stammtafel der v. Delsen weicht in manchem von der bei v. Mülverstedt, Geschichtl. Nachrichten v. d. Rittergut Losgatenen, veröffentlichten ab, doch scheinen auch bei A. noch mehrere Unklarheiten zu bestehen.

Albrecht v. Helden-Gasiorowski Burggrafen v. Wartenburg, an dessen Familie damit das Gut gelangte. — Rattmedien, das um 1600 wieder an die Delfen gekommen war (s. Nr. 49), hatte die gleichen Schicksale.

53. **Johannes Truchseß.** Die Truchseße v. Weghausen gehörten zu den angesehensten Adelsfamilien des Herzogtums, sie hatten ihren Hauptsitz nahe der ermländischen Grenze in Langheim b. Raftenburg. Durch Heirat mit zwei Erbtöchtern der Lustan gewannen sie zwei schöne Güter im Ermland: Kunz v. Truchseß erhielt für seine Gattin Eufemia Molditten als Mitgift, sein Vetter Hans für Katharina Gr. Lusien (Truchsen)¹⁾. Beide Vettern kamen wegen ihres lutherischen Bekenntnisses mit Bischof Kromer in Konflikt, verstanden es aber, sich der Landesverweisung zu entziehen. Molditten kam bald an die Familie v. Schedlin (s. Nr. 55), Gr. Loszainen oder Truchsen erbten Hans v. Truchseß Söhne Georg und Hans, von denen Hans in der Liste von 1576 erwähnt wird. Georg verweigerte 1623 Bischof Johann Albert den Huldigungsseid²⁾ und wurde deshalb des Landes verwiesen. Seine Besitzungen im Ermland fielen nun ganz an seinen jüngeren Bruder Hans v. Truchseß, der zugleich Oberburggraf im Herzogtum Preußen war. Nach dessen Tod 1635 folgte ihm sein Sohn Erhard Ferdinand, der 1636 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Die Liste von 1656 nennt deshalb den Grafen Druchß (Truchseß) als Gutsherrn von Lusien, das nach der Familie fortan Truchseßhof oder Truchsen genannt wurde³⁾. Graf Erhard Ferdinand v. Truchseß starb 1664 und hinterließ nur eine Tochter. So wurde Truchsen noch im gleichen Jahre verkauft und gelangte an Albrecht Ludwig v. Zeiguth-Stanislawski, in dessen Familie es hundert Jahre verblieb⁴⁾.

54. **Eristerus (Wantkau) a Bansen.** Nach einem verunglückten Siedlungsversuch von 1527 lag das 70 Hufen große Gut Bansen noch 1533 wüst und mit Wald bestanden da⁵⁾. Am 10. Jan. 1537 belehnte Bischof Ferber den Kößeler Burggrafen Christoph v. Wantkau d. Älteren (Wandkowski) mit Bansen, das er von dem Vorbesitzer Stenzel Dffar gekauft hatte. Wantkau saß auch zur Zeit der Eidesleistung 1576 und bis zu seinem im gleichen Jahre

¹⁾ Mülversted a. a. D. Stammtafel Truchseß v. Weghausen.

²⁾ B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 301.

³⁾ E. 3. XXI S. 299.

⁴⁾ G. Matern nennt als weiteren Gutsinhaber zwischen den v. Truchseß und den v. Stanislawskis 1665 Johann Dittrich Grafen v. Schlieben, der bei Mülversted a. a. D. nicht erwähnt wird.

⁵⁾ E. 3. XXIII S. 639 f.

erfolgten Tode¹⁾ auf diesem Gute. Erben waren seine drei Söhne Friedrich und Christoph v. Wantkau der Jüngere und Achatius v. Wantkau. Aber auch sie hatten von der großen Besitzung im Jahr 1579 erst 28 Hufen in Kultur gebracht²⁾. 1587 werden die Wantkaus noch als Inhaber der 70 Hufen zu Bansen genannt, vermochten sich aber nicht mehr lange dort zu halten, sondern mußten Stück für Stück verkaufen. 7 Hufen hatte Ursula v. Wantkow, eine Schwester der Brüder, ihrem Gatten, dem Kößeler Bürger Franz Fehrmann ca. 1590 in die Ehe mitgebracht. Nach Fehrmanns Ehebruch, Flucht und baldigem Tod sowie dem Tod seines gleichnamigen Söhnchens fiel die Hälfte des Besitzes = $3\frac{1}{2}$ Hufen und $11\frac{1}{2}$ Morgen an den bischöflichen Tisch zurück und wurde erst dem Christoph Wolfried, dann 1597 von Kardinal Bathori dem aus Ungarn stammenden Georg Biki verlehien, der von Friedrich v. Wandtkaw 5 Hufen 14 Morgen, von einer weiteren Schwester Euphrosina v. Wantkaw 7 Hufen 3 Morgen hinzuerwarb, so daß er 17 Hufen $3\frac{1}{2}$ Morgen von Bansen in seiner Hand vereinigte³⁾. Zwischen Biki und den v. Wantkaws gab es jahrelange Streitigkeiten um diese Anteile⁴⁾. 1647 veräußerte Christoph v. Wantkaw der Jüngere nochmals 8 Hufen an Biki⁵⁾. Während des zweiten Schwedenkrieges 1656 saß nur noch die Familie Biki allein auf den 60 Hufen zu Bansen⁶⁾, auch sie verkaufte in den nächsten Jahren das Gut, das in der Folgezeit noch häufiger seine Besitzer wechselte.

55. **Albertus a Schedlin.** Albrecht v. Schedlin, der Bruder Georgs v. Schedlin auf Kunzkeim und Schönfließ hatte nach dem frühen Tode des Kunz Truchseß (1575) dessen Witwe Euphemia v. Lusian (Merkelingerode) geheiratet und war damit in den Besitz der Güter Molditten, Weißensee und eines Anteils von Voigtsdorf gekommen. 1582 wurde Schedlin wegen seiner lutherischen Neigungen des Landes verwiesen, machte aber 1585 mit Bischof Kromer Frieden und durfte ins Ermland zurückkehren⁷⁾. Von seinen Töchtern heiratete Catharina den Matthias v. Brandt, Sibylle den Ludwig Stanislaus v. Zeiguth-Stanislawski, Bistumschäffer, 1606 Burggraf v. Braunsberg und

¹⁾ B. U. Frbg. A Nr. 3 fol. 299. Czartoryski'sche Bibl. Krakau, fol 1598 S. 685 ff.

²⁾ E. 3. XXIV S. 218.

³⁾ B. U. Frbg. A Nr. 7 fol. 268. — E. 3. XXIV S. 219.

⁴⁾ B. U. Frbg. A Nr. 7 fol. 85.

⁵⁾ B. U. Frbg. A Nr. 11 fol. 440.

⁶⁾ E. 3. VII S. 269.

⁷⁾ E. 3. IV S. 382.

1626 ermländischer Landvogt, der alle Güter nach dem Tode seines Schwiegervaters 1603 übernahm¹⁾). Er ist der Ahnherr der berühmten und einflussreichen Familie v. Stanislawski im Ermland.

Molditten war schon vor 1512 im Besitz der beiden Brüder Albrecht und Johann v. Lusian²⁾), 1531 kam das 17 $\frac{1}{2}$ Hufen große Gut an Johannes Sohn Martin, nach dessen kinderlosem Tod 1569 zuerst an dessen beide Schwestern, 1572 an die ältere Euphemia und deren Mann Kunz v. Truchseß, sowie dann an den zweiten Gatten Albert v. Schedlin. In der Familie seines Schwiegersohns Stanislawski hielt sich die Besitzung weitervererbt in gerader Linie bis auf den 1774 versterbenden Petrus Joseph Justus v. Stanislawski³⁾).

Das Molditten benachbarte Weißenseer war mit 7 $\frac{1}{2}$ Hufen bereits 1476 im Besitz der Familie v. Lusian und kam nach dem Erbvertrag von 1569 wie Molditten an Eufemia v. Lusian bezw. deren Gatten Kunz v. Truchseß und Albrecht v. Schedlin. Nach Albrechts Tod fiel das Gut an Erhard v. Truchseß, Eufemias Sohn erster Ehe, wurde aber nach dessen Tod ca. 1643 wieder mit Molditten und dem Besitz der Stanislawskis vereinigt.

Das 48 Hufen große Gut Voigtsdorf gehörte ebenfalls zum alten seit Ende des 15. Jh. nachweisbaren Lusianischen Familienbesitz. 1569 wurde unter beide Schwestern Eufemia und Katharina v. Lusian d. h. deren Männer Kunz Truchseß v. Weghausen und dessen Vetter Hans Truchseß v. Weghausen, Erbsaß auf Glaubitten im Herzogtum geteilt. Eufemias Anteil ging durch ihre Tochter zweiter Ehe Sybille v. Schedlin ebenso wie Molditten 1604 an die v. Stanislawskis über. Diese scheinen auch den Anteil des Hans Truchseß, der 1608 verstarb, bald darauf erworben zu haben, so daß sie nun das ganze Gut Voigtsdorf besaßen.

Es fehlen noch aus der Vasallenliste von 1587 die Besitzer der Güter Worplack, Wengoyen und Kl. Köllen.

Worplack. Um die Mitte des 15. Jh. war der Kößeler Bürger Bartholomäus Schönnensfließ Gutsherr der 15 Hufen von Worplack. In seinem Testament vermachte er ein Drittel des Dorfes der Kößeler Pfarrkirche, diese Schenkung wurde am 15. März 1484 von Bischof

¹⁾ d. Auseinandersetzung zw. d. Witwe u. d. Schwiegerföhnen: B. A. Erb. A Nr. 7 fol. 280.

²⁾ v. Mülversted a. a. D. S. 49 und Stammtafel Merklischenrade — E. 3. XIX S. 263.

³⁾ v. Mülversted a. a. D. Stammtafel Stanislawski. — Nachlaß Anhuth Bd. I fol. 83 ff.

Nikolaus von Tüngen bestätigt¹⁾). Den Anteil der übrigen Erben hatte vor 1527 Georg v. Troschke erworben²⁾, 1576 saß dessen Sohn Christoph von Troschke auf den 10 Hufen, auch in der Liste von 1587 werden Christoph Troschke und die Kirche zu Kößel als Herren der 15 Hufen in Worplack aufgeführt. Nach Christophs Tod kam der Besitz 1595 an seinen Bruder Moritz³⁾, noch 1656 sitzen Christophs Söhne und Moritz Sohn Georg v. Troschke daselbst. 1664 verkaufte dann Georg seinen Anteil von 7 Hufen an den Kößeler Bürgermeister Jakob Brandt⁴⁾, bald danach muß auch der Rest von Worplack in dessen Hand übergegangen sein.

Das 40 Hufen große Gut Wengoyen gehörte wohl zum Lufitanischen Besitz und kam bei der Erbteilung 1554 in den Besitz des Heucke v. d. Damerau. 1604 bekam es sein zweiter Sohn Andreas v. d. Damerau⁵⁾, der 1576 und 1587 zur Huldigung erschien. Die v. d. Dameraus behielten das Gut bis in die Mitte des 17. Jh., dann gelangte es, wahrscheinlich durch Kauf, an den Ermländischen Domkustos Praeclaus Szemborowski, nach dessen Tode 1663 das Gut auf Grund einer Stiftung an das Jesuitenkolleg in Braunsberg fiel⁶⁾.

Kl. Köllen (jetzt Bergenthal) war mit 40 Hufen seit etwa 1540 im Besitz der Familie v. Majewski⁷⁾. 1576 und 1587 dürfte Jakob Majewski, bezw. dessen Söhne Andreas und Albert, die 1592 ihren jüngsten Bruder Valentin auszahlten⁸⁾ und noch 1609 erwähnt werden⁹⁾, Besitzer des Gutes gewesen sein. Vielleicht werden die Majewskis darum in der ersten Liste nicht aufgeführt, weil die adlige Qualität von Kl. Köllen Ende des 16. Jh. umstritten war¹⁰⁾. Andreas Sohn war der Wormdittler und Braunsberger Burggraf Georg Majewski, der um 1634 das Gut innehatte. Dessen Nachkommen, der Jesuit Jakob Majewski und sein kinderloser Bruder Johann Karl vermachten 1683 ihren Anteil von Kl. Köllen an die Kirche zu Heiligelinde, die aber

¹⁾ G. Matern und A. Birch-Hirschfeld. D. Kößeler Pfarrbuch. Mon. Hist. Warm. Bd. XIII S. 33 ff.

²⁾ G. Matern: Geschichte der Pfarrgemeinde St. Petri und Pauli in Kößel, Königsberg 1935 S. 123.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 324.

⁴⁾ B. A. Frbg. A Nr. 13 fol. 150.

⁵⁾ B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 48.

⁶⁾ Braun, Geschichte d. fgl. Gymnasiums zu Braunsberg, Braunsberg 1865 S. 29.

⁷⁾ G. Bedmann: Aus der Geschichte des Kirchspiels Or. Köllen 1935.

⁸⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 219.

⁹⁾ B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 285 v.

¹⁰⁾ B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 90, 215.

wegen dieser Schenkung noch längere Streitigkeiten hatte und die Besitzung bald wieder verkaufte¹⁾. Ein Teil von Kl. Köllen war schon früher in andere Hände gekommen: am 7. April 1555 erhielt Burggraf Georg v. Schedlin ein Privileg über 3 Hufen zu Gr. Köllen, die dem bisherigen Besitzer Andreas Wisniewsky wegen „öffentlicher Dieberei“ abgenommen worden waren; dazu 1565 die Erlaubnis, die zerfallene Mühle wieder aufzubauen²⁾. Dieser zweite Anteil von Kl. Köllen scheint in der Folgezeit vielfach seine Besitzer gewechselt zu haben. Es werden als Erbjassen daselbst erwähnt: 1617–21 Constantin v. Stöckeln³⁾, 1630 der Seeburger Burggraf Wilhelm Gadowlowsky⁴⁾, und 1647 ein Simon Dpozinsky⁵⁾.

Kammeramt Wartenburg.

Bartholomeus Cromerus. Als Martin Kromer 1570 Koadjutor des Kardinals Hofius geworden war, folgte ihm sein Bruder Bartholomäus, bisher Bürger in Biecz in Kleinpolen im Herbst 1571 ins Ermland nach. Um dem verschuldeten und dem Alkohol ergebenen Bruder wieder aufzuhelfen, verschrieb der Koadjutor ihm am 9. April 1572 6 Hufen des Dorfes Daumen bei Wartenburg und 12 wüste Hufen, die Baudling oder Pudling genannt wurden, zu magdeburgischem Recht⁶⁾. Das neue Gut erhielt von ihm den Namen Cromerowo oder Krämersdorf. Der Koadjutor konnte aber zu der Verschreibung des Lehnsgutes nicht die vom Recht verlangte Zustimmung des Domkapitels erhalten, wodurch es zu jahrelangen unerfreulichen Auseinandersetzungen kam. Darüber starb Bartholomäus im September 1587. Kromers Nachfolger Kardinal Bathori zog alsbald die Verschreibung über Cromerowo als ungesetzlich zurück, überließ aber die Nutznießung auf Lebenszeit dem Sohne des Belehnten, dem ermländischen Domherrn Sebastian Kromer. Dieser verzichtete aber auf seine Rechte an der Besitzung und erhielt dafür am 7. Juni 1589 eine lebenslängliche Pension von 50 Mr. jährlich. Kardinal Bathori tat darauf die 17 Hufen von Krämersdorf als Bauerndorf aus.

Das 10 Hufen große Gut Schippern war wegen gewisser Verfehlungen der bisherigen Besitzer, der Geschwister Schiprowski, 1585

¹⁾ E. 3. III S. 108.

²⁾ B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 254, 255 v. E. 3. XXIV S. 219.

³⁾ B. A. Frbg. A Nr. 11 fol. 64, 235 v.

⁴⁾ a. a. D. A Nr. 11 fol. 378 v.

⁵⁾ a. a. D. A Nr. 11 fol. 440 v.

⁶⁾ E. 3. IV S. 13, 282 XXIII S. 558

an den bischöflichen Tisch zurückgefallen und wurde am 20. Jan. 1586 von Bischof Kromer ebenfalls seinem Bruder Bartholomäus verliehen¹⁾. Dessen Sohn Can. Warm. Sebastian Kromer verkaufte das Gut, um dessen Bewirtschaftung er sich wohl nicht kümmern konnte, am 8. Juni 1598 dem bischöflichen Kammerherrn Franz Romahn²⁾, der zur Verbesserung des Besitzes im gleichen Jahr noch 5 angrenzende Hufen von Lengainen und die Fischerei im Wadangsee hinzuerhielt³⁾. Nach Romahns baldigem kinderlosem Tode verlieh Bischof Tilzki Schippern, das auch weiterhin noch häufig die Besitzer wechselte, einem Paul Stawitzky⁴⁾.

Auch das 12 Hufen große Prohlen, das 1556 durch Abtrennung vom Dorf Prohlsdorf zum Gut erhoben und an den Heilsberger Burggrafen Balthasar Bartsch verliehen worden war, verlieh Bischof Kromer nach Bartschs Tode am 14. November 1579 seinem Bruder Bartholomäus⁵⁾. Nach dessen Tode 1587 kam das Gut zuerst wie die übrigen Besitzungen an seinen Sohn den ermändischen Domherrn Sebastian Kromer, bald darauf an dessen Schwester Catharina Kromer, die Prohlen ihrem Gatten Jakob v. Worein zubrachte. Die v. Woreins sind auf dem Gute bis 1615 nachweisbar⁶⁾, das sich zur Zeit des zweiten Schwedenkriegs 1656 in der Hand der Familie v. Radziminski befand⁷⁾, die es am 14. August 1660 dem Kößeler Jesuitenkolleg gegen Tengutten eintauschte⁸⁾.

57. **Simon Hannovius.** 1533 lagen noch die 43 Hufen des ehemaligen Dorfes Schönau vom Krtege her verwüstet. Bischof Dantiskus machte ein Lehngut daraus und verlieh den Besitz am 8. November 1540 seinem Neffen Simon v. Hannow, Burggrafen v. Wartenburg, der 1576 huldigte⁹⁾. Nach seinem Tode folgte ihm 1578 sein Sohn Leonhard v. Hannow, Burggraf von Wormditt,

¹⁾ B. U. Grbg C Nr. 3 fol. 398. Die Schiprowekis hielten ihre Ansprüche noch 1591 aufrecht, a. a. O. Nr. 5 fol. 171.

²⁾ B. U. Grbg. A Nr. 5 fol. 500.

³⁾ B. U. Grbg C Nr. 3 fol. 414 v f.

⁴⁾ a. a. O. C Nr. 3 fol. 416, Romahn wird hier als nobilis Ungarus bezeichnet. Vielleicht beruht die letztere Bezeichnung darauf, daß er den siebenbürgischen Feldzug Bathoris mitmachte.

⁵⁾ E. 3. IV S. 14. XXIII S. 662.

⁶⁾ B. U. Grbg. A Nr. 10 fol. 414

⁷⁾ E. 3. VII S. 261.

⁸⁾ Archiv des Jesuitenordens in Rom. Lithuania 36 fol. 22 f (laut Auskunft von Dr. A. Poschmann).

⁹⁾ E. 3. XXIII S. 668, 672.

welcher am 27. Januar 1614 als letzter männlicher Vertreter dieser Familie verschied¹⁾. Das Gut ging dann auf seine Schwester Justina über, die mit Christoph v. Quos vermählt war. Dessen Sohn Simon v. Quos erbte Schönau und wurde am 30. Januar 1615 von Bischof Simon Rudnicki damit feierlich belehnt²⁾. Schönau vererbte sich in gerader Linie in der Familie v. Quos bis 1728, dann kam es durch die Ehe der Anna Barbara v. Quos mit Andreas v. Laczynski an ein anderes Geschlecht³⁾.

58. **Johannes Reittein.** 1526 gehörte das 40 Hufen große Gut Hr. Maraunen Philipp Potritt und seiner Frau Margritta⁴⁾, die aber später nicht mehr erwähnt werden. Die Reitteins sind seit 1565 auf Hr. Maraunen nachweisbar⁵⁾. Hans v. Reittein, der in den Listen von 1576 und 1587 vorkommt und gemeinsam mit seinem Bruder Georg sein Gut verwaltete, starb schon um 1591⁶⁾, Georg folgte ihm um 1604 im Tode⁷⁾. Die Gutsverwaltung führte nun Hans' Witwe, die energische Brigitte geb. v. Worein, die 1605 auch das Privileg für den Krug in Kurau erneuert erhielt⁸⁾, später deren Söhne Georg d. Jüngere und Hans v. Reittein und der Schwiegersohn Jakob v. Samplawsky. Georg starb vor 1609⁹⁾, die beiden letzteren werden noch 1614 erwähnt¹⁰⁾. Die Familie scheint in den folgenden Jahrzehnten ausgestorben zu sein, denn um 1650 ist Maraunen schon im Besitz des Kößeler Burggrafen Valerian v. Pilchowicz.

59. **Thomas Henricus alias Kodez.** In der Wildnis, die während der Kriege rings um Wartenburg aufgewachsen war, verkaufte Kardinal Hostius 1566 als kulmisches Lehn dem Wartenburger Bürgermeister Thomas Heinrich auch ein Stück Wald Kodez gen. von 15 Hufen¹¹⁾. Das Gut erhielt den Namen Poludniewo (jetzt Paulshof). Thomas Heinrich, der zur Huldigung von 1576 erschien, starb

1) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 379, Randbemerkung.

2) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 427.

3) E. 3. XIX S. 567. Anhuth, Stammtafel v. Quos E. 3. XV S. 470.

4) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 441.

5) B. A. Frbg. A Nr. 2 fol. 170 v.

6) B. A. Frbg. A Nr. 5 fol. 176.

7) B. A. Frbg. A Nr. 7 fol. 206.

8) B. A. Frbg. C Nr. 3 fol. 420.

9) B. A. Frbg. A Nr. 9 fol. 252.

10) a. a. D. A Nr. 10 fol. 346.

11) E. 3. XXIII S. 561.

bereits 1586¹⁾). Es erbte sein Sohn, der Allensteiner Ratsherr Johann Heinrich oder Rodetsch, der 1597 von Kardinal Bathori noch ein Uebermaß von 3 Hufen 2 Morgen hinzuerhielt²⁾). Doch scheint Johann Heinrich an dem wahrscheinlich erst zum kleinen Teil urbar gemachten Poludniewo weiterhin kein Interesse gehabt zu haben, denn er verkaufte es bereits im folgenden Jahre 1598 wieder an Kardinal Bathori, der es seinem Hofmanne David Veres verlieh³⁾). Als dieser mit Frau und Kindern in Siebenbürgen verschollen war, gab Bischof Rudnicki das Gut, das vorübergehend als Vertreter der Erben des Veres Nikolaus Zeckell Erbherr v. Labuch beanspruchte⁴⁾, am 28. Juni 1610 seinem Neffen Adam Rembiewski⁵⁾, von dem es kurz darauf durch Kauf 1611⁶⁾ an die Familie von Hülßen gelangte.

60., 61., 62., 63. **Martinus, Lucas, Jacobus Bistri Brüder. Urbanus (Bistri) v. Ottendorf.** In der Liste von 1587 werden die Bistris nicht genannt, bei Ottendorf⁷⁾ wird damals überhaupt kein Besitzer, sondern nur die Zahl der Reiterdienste aufgeführt. Das lag wahrscheinlich daran, daß die Besitzverhältnisse bei dem stark zersplitterten Gute damals vielfach umstrittene waren.

Das 60 Hufen große Gut Ottendorf war ein alter Besitz der Familie Rogettel und blieb bei diesem Geschlecht, bis es Anfang des 16. Jh. erlosch. Am 11. Febr. 1502 verkauften die Schwestern Brigitta und Dorothea von Rogettel an zwei masowische Adlige: Simon von Praywissen und Slewski von Beystri, denen es Bischof Wazevode als kulmisches Lehn verschrieb⁸⁾. Von diesem Slewski v. Beystri stammen wohl die 3 Brüder Bistri ab, die zur Huldigung von 1576 erschienen⁹⁾. Bei Urban v. Ottendorf handelt es sich höchstwahrscheinlich um einen uns sonst aktenmäßig bekannten weiteren Anteilbesitzer Urban

¹⁾ B. A. Grbg. A Nr. 4 fol. 411 v.

²⁾ In C. 3. XXIII S. 561 ist fälschlich d. Vater Thomas H. als Empfänger dieses Privilegs genannt.

³⁾ B. A. Grbg. A Nr. 9 fol. 445.

⁴⁾ a. a. D. A Nr. 9 fol. 441 v.

⁵⁾ a. a. D. C Nr. 3 fol. 425.

⁶⁾ a. a. D. A Nr. 9 fol. 561 ff. 16. Jan. 1613 erhielt Martin v. Worein 6 H. Uebermaß von Labuch zugeschrrieben. St. A. Kgsbg. Herzogl. Briefarch. C Nr. 1a.

⁷⁾ G. Matern möchte den Bistris das Gut Kirchbaum zuschreiben, doch sind sie dort nicht nachweisbar.

⁸⁾ C. 3. XXII S. 19 XXIII S. 182.

⁹⁾ Stengel Slewsky von Bistri verlor allerdings bereits 1529 sein Besitztum wegen Dieberei an den Seeburger Hauptmann Philipp Potritte, (B. A. Grbg. C Nr. 3 fol. 445) doch haben seine Söhne wahrscheinlich später die Besitzung zurückgehalten.

Bistri in Ottendorf, vermutlich den Vater dieser Brüder¹⁾). Lange hat sich die unruhige und streitsüchtige Familie auf ihren Besitzungen nicht mehr gehalten, ihr Name verschwindet ab 1613²⁾).

64., 65., 66. **Baltasar Simosarsky, Ambrosius Simpliasky und Nosarowsky von Ottendorf.** Auch diese drei Besitzer kleinerer Anteile in Ottendorf stammten aus Masowien und waren um die Mitte des 16. Jh. im Ermland ansässig geworden. Baltasar Simosarski (auch: Smosarski, Mossarski) und seine 4 Söhne Albert, Gotthard, Gregor, Sebastian, die in den letzten Jahrzehnten des 16. Jh. mit zahlreichen Familienstreitigkeiten die Akten füllen³⁾), begründeten weitverzweigte Familien in Ottendorf und Umgegend. Noch 1713 wird ein Erbsaß Simon Mossarski auf Ottendorf erwähnt⁴⁾). — Die Nosarowskis (oder Nosarszewski) kommen noch bis 1602 als Freibauern in Ottendorf vor⁵⁾), die Simpliamskis sind sonst nicht weiter bezeugt.

Kirschbaum. Das in der Liste von 1587 noch erwähnte 30 Hufen große Gut Kirschbaum im Kammeramte Wartenburg teilte die Schicksale der beim Kammeramt Seeburg beschriebenen Besitzungen der Familie v. d. Damerau (s. Nr. 44). Es war alter Lufianischer Familienbesitz, kam durch Elisabeth v. Lufian an die v. d. Dameraus und bei der Erbteilung von 1604 an Heucke v. d. Dameraus zweiten Sohn Andreas⁶⁾). Nach dem ersten Schwedenkrieg scheint das Gut wieder an den bischöflichen Tisch zurückgefallen zu sein, da Bischof Leszczyński es am 10. Dezember 1649 dem Wartenburger Burggrafen Hyazint v. Karwat⁷⁾), dessen Nachkommen noch Anfang des 18. Jh. in Kirschbaum saßen, während daneben auch Ende des 17. Jh. die Familie v. Maluck einen Gutsanteil erwarb.

In der Liste von 1587 wird die Familie v. d. Damerau ebenfalls als Besitzerin von 6 Hufen zu Bartelsdorf im Wartenburger Kammeramt angeführt. Dieses Gut gehörte wie Kirschbaum erst zum Lufianischen, dann v. d. Damerauschen Familienbesitz. Doch gelangte noch vor 1587 der größte Teil der 60 Hufen in andere Hand. 1594 wird erwähnt, daß die 3 Brüder Samson, Christoph und Erispin Pfaff

¹⁾ Er wird 1595 wegen hohen Alters von einer Strafe freigesprochen. B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 333.

²⁾ a. a. D. A Nr. 10 fol. 289 Margarete, Witwe Peters, Bistri hatte nur Töchter.

³⁾ a. a. D. A Nr. 7 fol. 27, 38 v., 81 u. a.

⁴⁾ E. 3. XVIII S. 150.

⁵⁾ B. U. Frbg. A Nr. 7 fol. 74 v.

⁶⁾ B. U. Frbg. A Nr. 9 fol. 48.

⁷⁾ St. U. Rgsbg. Prästationsstabil. Wartenburg Bd. 1/2 S. 615.

32, Christoph Brunsert 7 Hufen erworben haben¹⁾ und anlässlich eines Streites um die Verteilung der Ritterdienstleistungen 1603 erfahren wir, daß Andreas v. d. Damerau nur noch die 6 Schulzenhufen zu Bartelsdorf innehat. Es gelang ihm 1623, 15 Hufen von den Pfaffen zurückzukaufen²⁾, und am 22. August 1652 ließ sich sein Erbe (wahrscheinlich sein Sohn) Stanislaus v. d. Damerau (Dabrowski) sein Privileg über das Gut vom bischöflichen Landesherrn erneuern³⁾. Im gleichen Jahr kam das ganze Gut an das Kößeler Jesuitenkolleg, dem es bis zur Säkularisation verblieb⁴⁾.

¹⁾ B. U. Frbg. A Nr. 5 fol. 281.

²⁾ B. U. Frbg. A Nr. 11 fol. 298.

³⁾ St. A. Kgsbg. Prästationstabl. Wartenburg Bd. 1/2 S. 13.

⁴⁾ Jahresbericht des Kößeler Gymnasiums 1845 S. 24.

Zum Schrifttum über die selige Dorothea von Montau.

Von Dr. theol. Richard Stachnik.

Es gibt wenige religiös hervorragende Persönlichkeiten des Mittelalters, über die ein so reiches und wertvolles Schrifttum vorhanden ist, wie über die selige Dorothea von Montau. Außerlich beurteilt, ging ihr Leben in bescheidener Zurückhaltung dahin. Einer schlichten Jugendzeit folgte durch fast 27 Jahre ein gleichmäßiges Leben einer treuen Gattin und Mutter, das eine vierjährige Witwenzeit in starker Weltabgeschlossenheit beendete. Nach ihrem Tode am 25. Juni 1394 aber wurde sie mit einem Schlage die populärste Frau des Weichsel-Ostsee-Kulturreises, die Patronin des Preußenlandes, weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus verehrt und gepriesen. Und sie blieb es lange Zeit. Selbst die religiösen und politischen Erschütterungen der Folgezeit haben die Erinnerung an sie wohl zeitweise trüben, aber nicht vernichten können.

Den lautesten Widerhall hat ihr Leben, abgesehen von ihrer religiösen Verehrung, im Schrifttum gefunden. Man kann dies in vier Gruppen einteilen: 1. Die Werke ihrer geistlichen Führer, besonders des Johannes Marienwerder und das Material des Kanonisationsprozesses. 2. Die Schöpfungen des 15. bis 18. Jahrhunderts. 3. Das historisch-kritische Schrifttum des 19. Jahrhunderts. 4. Die Dorotheenliteratur der Nachkriegszeit.

Am besten haben das ältere Schrifttum über die selige Dorothea untersucht und behandelt Max Zoeppen¹⁾, ferner der große ermländische Theologe und Geschichtsschreiber Franz Hipler²⁾ und ganz besonders der Bollandist Remigius de Buck³⁾. Doch ist es angebracht bezw.

¹⁾ *Scriptores rerum Prussicarum* II (Leipzig 1863) S. 179 ff.

²⁾ Meister Joh. Marienwerder und die Klausnerin Dorothea von Montau, in *Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands* (E. 3.) III (Mainz 1864) S. 166–299.

³⁾ *Acta Sanctorum Octobris* (Acta S. Oct.) XIII (Paris 1883) S. 472–584.

nötig, die von diesen Männern geleistete Arbeit zusammenzufassen, teilweise zu berichtigen und sie nach dem Stande der Literatur der neuesten Zeit zu vervollständigen.

1. Die ältesten Werke über Dorothea.

Die wichtigsten Werke sind außer dem Material des Heiligsprechungsprozesses die gleich nach dem Tode Dorotheas verfaßten Schriften. Sie haben, soweit sie erhalten sind, wohl alle den gelehrten Domdekan Johannes Marienwerder, den Seelenführer Dorotheas, zum Verfasser.

A. Das Schrifttum des Johannes Marienwerder.

Johannes Marienwerder¹⁾ war 1343 in Marienwerder geboren; nach der Geburtsstadt führte er auch seinen Namen. Er studierte an der Domschule in Marienwerder und wohl seit 1365 in Prag, wo er sich dann ganz dem Gelehrtenberufe widmete. Bereits 1369 dozierte er an der Prager Fakultät der Freien Künste; 1374 war er Dekan dieser Fakultät, die damals mit 6000 Studenten ihre höchste Blüte erlebte. Inzwischen zum Priester geweiht (1373) und 1378 mit einem Kanonikat an einer Prager Kirche ausgestattet, wurde er 1384 Professor der Theologie. Bei dem Streit der Böhmen und Deutschen um die Prager Universität verließ er 1387 Prag und lehrte in die Heimat zurück, wahrscheinlich einer Einladung des Hochmeisters des deutschen Ritterordens folgend, der ihn als Theologieprofessor der neu zu gründenden Universität in Eulm haben wollte. Johannes Marienwerder trat in seiner Vaterstadt dem deutschen Ritterorden als Priesterbruder bei, und bereits 1388 war er als solcher Dekan des Domkapitels der Diözese Pomesanien in Marienwerder. Er bekleidete dieses Amt bis zu seinem Tode im Jahre 1417.

Außer den Schriften über Dorothea verfaßte er mehrere Werke theologischen Inhalts, die im Mittelalter häufig benutzt und abgeschrieben wurden. Davon sind folgende bekannt: Trauerreden²⁾, zwei Abhandlungen über das Vaterunser, Ueber die acht Seligkeiten, und — das beste und geschätzteste — eine Erklärung des Apostolischen Glaubens-

¹⁾ Hipler, E. 3. III, 167–211; Acta S. Oct. XIII, 473.

²⁾ Die Trauerreden edierte Hipler im Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI (Braunsberg 1889) S. 62 ff., die Annalen Strehle = Zoepfen Script. rer. Pruss. V, 430 ff.

bekanntnisses. Ferner sind kurze Annalen des Domkapitels von Pomesanien aus der Zeit von 1391—1398 von ihm erhalten.

Wegen seines Seelsorgeeifers und seines vorbildlichen Lebenswandels wurde er von seinem Bischof Johannes Mönch mit besonderen Aufgaben bedacht. So ernannte er ihn zum Synodal=Visitator für Geistliche und Laien seiner Diözese. Sein Ruf eines klugen und erfahrenen Seelenführers bewog auch die selige Dorothea, sich ihm anzuvertrauen, und sie unterstand seit 1391 bis zu ihrem Tode seiner geistlichen Leitung. Damit hatte er sich einer Aufgabe unterzogen, deren Durchführung Dorothea zu voller Größe heranreifen ließ, ihn selbst aber innerlich stark bereicherte und befähigte, der beste Biograph der Seligen zu werden.

Schon bei dem Begräbniß der seligen Dorothea, das am 28. Juni 1394 unter stärkster und innigster Theilnahme von Klerus und Volk im Dom von Marienwerder stattfand, hatte Johannes Marienwerder das Lob der großen Frau des Preußenlandes in warmen begeisterten Worten gekündet. Die Hauptgedanken dieser Rede hat er selbst in der späteren Lebensbeschreibung Dorotheas kurz dargelegt¹⁾. Und bald darauf zwangen ihm der Wille des gläubigen Volkes, das Dorothea für eine Heilige hielt und sie als solche verehrte, und die vorbereitenden Arbeiten für den bald nach Dorotheas Tode begonnenen Heiligsprechungsprozeß die Feder in die Hand. Er, der Dorothea am besten kannte und verstanden hatte, der, unterstützt von dem zweiten Beichtvater Dorotheas, dem Dompropst von Marienwerder Johannes Rymann, und dem Domkapitular Magister Bertrandus, schon zu Lebzeiten Dorotheas ihre Gesichte, Offenbarungen und Erinnerungen mit ihrem Einverständnis aufgezeichnet hatte, fühlte sich gedrängt, ihr so schlichtes und verborgenes aber gnadenreiches Leben der Mit- und Nachwelt zu schildern.

Bereits im Jahre 1395 beantragten maßgebende kirchliche und weltliche Stellen beim Papst Bonifaz IX. und dem römischen Kardinalskollegium die Heiligsprechung Dorotheas. Soweit bekannt, waren das die Bischöfe von Pomesanien, Ermland und Samland; das Domkapitel von Pomesanien und die Seelenführer Dorotheas Johannes Marienwerder und Johannes Rymann noch besonders (in zwei Schreiben); die Domkapitel der vier preußischen Diözesen, Ermland, Culm, Pomesanien und Samland in einem gemeinsamen Schreiben; die Äbte der

¹⁾ Vita Germanica III, 43 u. 44. (Script. rer. Pruss. II, 329 ff.) Vita Latina VII, 29. (Ms. Mar. F. 259 der Stadtbibliothek Danzig, fol. 194v).

Zisterzienserklöster Oliva und Pelpin; der Prior und der Convent des Karthäuserklosters Marienparadies; mehrere namentlich genannte Canoniker, Magister, Archipresbyter und Pfarrer; der Hochmeister des deutschen Ritterordens; mehrere namentlich genannte Ordensgebietiger und mehrere Danziger und preussische Doctoren und Magister. Die Abschriften aller dieser Schreiben befinden sich im Ord. Fol. 276 Miscellanea des Staatsarchivs in Königsberg (Pr) fol. 94–104v.¹⁾.

1. Die Vita prima.

Wahrscheinlich schon im Jahre 1394 erhielt der Procurator des deutschen Ordens in Rom den Auftrag, Schritte zur Heiligsprechung Dorotheas beim Papst und beim Kardinalskollegium zu unternehmen. Johannes Marienwerder informierte ihn über das heroische Tugendstreben Dorotheas noch im Jahre 1394²⁾ durch zwei Schreiben, von denen das zweite bereits recht ausführlich ist. Ihr Inhalt wird durch einen Satz im zweiten Schreiben gekennzeichnet: „Ultra prius scripta in genere (sc. über die vulnera et exercicia Dorothee) nunc scribo vobis aliqua in specie“. Sie befinden sich, das erste in doppelter Ausführung, im ebengenannten Folianten Miscellanea (fol. 60–63v.), m. E. hier von Johannes Marienwerder selbst konzipiert, worauf Korrekturen und Ergänzungen am Rande hinweisen. Das erste Schreiben ist abgedruckt bei Johannes Voigt, Codex Dipl. Pruss. V. 82 ff.

Dann verfaßte Johannes Marienwerder die erste in sich abgeschlossene, wenn auch kurze Vita. Sie war bereits 1395 fertig und wurde im selben Jahre nach Rom gesandt. Sie ist, wie der Hollandist Remigius de Buc³⁾ nachgewiesen hat, in einer Abschrift vorhanden, welche der Jesuit Johannes Gamans aus dem Passionale des früheren Augustinerklosters Bödeken in der Diözese Paderborn (Fol. 296) 1638 für die Hollandisten angefertigt hatte⁴⁾. Remigius de Buc hat dieses erste Werk über Dorotheas Leben in den Acta Sanc.

¹⁾ Sie sind zum Teil gedruckt bei Johannes Voigt, Codex Dipl. Pruss. V

²⁾ Voigt irrt wohl (Cod. Dipl. Pruss. V, 82), wenn er 1395 als das Abfassungsjahr angibt; denn es ist in dem zweiten Schreiben von dem außergewöhnlich kalten Winter des Jahres 1393/94 „anno preterito“ die Rede: „anno preterito per totam hyemem in qua erat frigoris magna excellencia“.

³⁾ Acta S. Oct. XIII, 474; 478–479; 493. Danach ist Zoeppens Ansicht Script. rer. Pruss. II, 191 f. zu berichtigen.

⁴⁾ Die Abschrift des Gamans befindet sich in der Kgl. Bibliothek in Brüssel (Cod. 8926); Acta S. Oct. XIII, 478.

torum Octobris XIII. 493–498 zum Abdruck gebracht. Die kurze Lebensbeschreibung hat nach einem Vorwort drei Kapitel, denen die Buch in den Acta Sanctorum folgende Ueberschriften gegeben hat: 1. Dorotheas Eltern; ihre schon von der Jugendzeit an geübten Bußübungen und ihre Stigmata. 2. Andere Tugenden, die Dorothea von Kindheit an übte, besonders ihre Entsagung. Das göttliche Wirken in ihr. 3. Dorotheas fromme Fahrten (Wallfahrten). Ihre Offenbarungen. Ihr Tod und ihr Begräbniß. — Eine verkürzte Abschrift der Vita prima befand sich im Karthäuserkloster in Eöln. Auch von dieser hatte Gamans eine Abschrift für die Vollandisten gefertigt, die sich ebenfalls im Codex 8926 der Königlichen Bibliothek in Brüssel befindet. Hipler (E. 3. III, 284 Anm. 4) läßt es dahingestellt sein, ob die redaktionelle Fassung dieser Abschrift von Johannes Marienwerder stammt.

2. Die Vita Lindana.

Inzwischen machte sich Johannes Marienwerder daran, sowohl ausführlich und gründlich das Leben Dorotheas zu beschreiben, als auch die Notizen theologischer Art, die er nach den Aussagen Dorotheas gemacht hatte, durchzuarbeiten und für eine Herausgabe vorzubereiten. Da dies aber längere Zeit beanspruchte, gab er dem Drängen weiter Kreise der Dorotheenverehrer nach und verfaßte zunächst eine neue Lebensbeschreibung¹⁾. Sie war bedeutend ausführlicher als die kurze erste Schilderung des Lebens (in den Acta Sanctorum Oct. XIII füllt sie mit den Anmerkungen die Seiten 499–560). Nach einem Vorwort, einem feurigen Appell, Dorotheas Kanonisierung zu bewirken, schildert Johannes in 86 Kapiteln das Leben Dorotheas, wobei er des längeren auf ihre besonderen Gnadengaben eingeht. Wahrscheinlich stammt ein kleiner Teil dieser Arbeit von Johannes Rymann²⁾. — Diese Vita blieb erhalten in einer Abschrift des 15. Jahrhunderts, dem Vatikancodex 4934 und in einer Abschrift, die der Domkapitular Nikolaus Kraus aus Frauenburg im Jahre 1699 gefertigt hat und die sich im Archiv des Ermländischen Domkapitels befindet (Cod. 645, in 4^o). — Die Abschrift des Kraus ließ der Ermländische Domkapitular Andreas Adrian de Linda 1702 im Kloster Oliva drucken. Sie sei deshalb auch hier

¹⁾ Acta S. Oct. XIII. 474 sq. Remigius de Bue hat hier gegen Zoepfen (Script. rer. Pruss. II, 194) die Autorschaft des Johannes Marienwerder ganz klar bewiesen und die Entstehungszeit festgelegt. Den Beweis für die Autorschaft des Johannes Marienwerder hatte schon Hipler (E. 3. III, 254 f.) aus inneren Gründen erbracht; als Entstehungszeit nennt Hipler das Jahr 1396.

²⁾ Acta S. Oct. XIII, 474 E.

entsprechend den Acta Sanctorum nach dem Herausgeber Vita Lindana genannt. Mit einem neugedruckten Titelblatt und ersten Bogen mit dem Ausgabejahr 1745 brachte der Danziger Buchdrucker Knoch die Restexemplare dieses Druckes erneut in den Handel. In neuerer Zeit hat Remigius de Bue diese Lebensbeschreibung nach der besseren Abschrift des Vatikanischen Codex, gemäß einer Holländistenabschrift vom Jahre 1754 in den Acta Sanctorum Octobris XIII (S. 499 bis 560), aber unter anderer Kapiteleinteilung als Linda, abdrucken lassen.

3. Die Vita Latina.

Nach diesen Vorarbeiten verfaßte Johannes Marienwerder dann sein großes Werk über Dorothea, eigentlich drei große Werke: eine umfangreiche Lebensbeschreibung, den Liber de Vita venerabilis dominae Dorotheae, ferner den Liber de festis, auch Liber de Sanctis oder de festis sanctorum oder Appariciones venerabilis dominae Dorotheae genannt und das Septililium venerabilis dominae Dorotheae. Da ihm als Unterlage die Aufzeichnungen dienten, die er und zum Teil Johannes Rymann und der Domherr Bertrandus¹⁾ unmittelbar nach Aussagen Dorotheas gemacht hatten, werden sie auch als Libri Dorotheae oder Libri revelationum Dorotheae bezeichnet²⁾.

Beim Beginn der Verhandlungen des Kanonisationsprozesses in Marienwerder im Jahre 1404 waren diese Bücher gemäß den Aussagen des Johannes Marienwerder bereits fertig³⁾.

Der Liber de Vita venerabilis dominae Dorotheae, gewöhnlich Vita Latina genannt, gibt in 7 Büchern „ein vollständiges und ergreifendes Bild von dem Leiden und Jugendleben der frommen Dorothea“ (Hipler). Das erste Buch behandelt allgemein die Offenbarungen Dorotheas. Das zweite und dritte Buch schildern das Leben der Seligen bis zu ihrer Ankunft in Marienwerder. Das vierte beschreibt ihre innere Freude und ihr Seelenleben, das fünfte ihr Leben und ihre Uebungen in der Klausur, das sechste ihre Liebe zu Christus, das siebente ihre Sehnsucht nach dem Himmel, ihre Vorbereitung darauf und ihren Tod⁴⁾. — Soweit bekannt, sind jetzt noch vier alte Abschriften dieses Werkes erhalten: 1. Eine vom Domherrn Kalis und von Johannes Marien-

¹⁾ Processus canonisationis. Staats- und Univ. Bibl. Königsberg Ms. 1241, p. 192; 264; 157.

²⁾ Zoepfen in Script. rer. Pruss. II, 186.

³⁾ Zoepfen, ibid. II, 186; de Bue in Acta S. Oct. XIII, 475. Nach Hipler wären ihre Abfassungsjahre etwa 1397–1400.

⁴⁾ Hipler, E. 3. III, 258.

werder gefertigte Abschrift, die ursprünglich dem Eisterzienserkloster Pelpin gehörte, ihm vielleicht sogar von Johannes Marienwerder geschenkt worden war, wie Zoepfen meint, befindet sich jetzt im Preussischen Staatsarchiv in Königsberg (Ms. A fol. 190). 2. Eine Abschrift des 15. Jahrhunderts ist der Codex 259 der Bibliothek der St. Marienkirche in Danzig (letzte ist zur Zeit der Danziger Stadtbibliothek angeschlossen). 3. Die dritte Abschrift ist der Codex 207 der theologischen Manuskripte der Staatsbibliothek in Berlin. 4. Die vierte ist ein Codex (s. v. De sancta Dorothea inclusa fol.) der Universitätsbibliothek in Breslau. In neuerer Zeit wurde vom Ms. A fol. 190 des Staatsarchivs in Königsberg eine Abschrift angefertigt. Sie befand sich 1894 im Besitze des Braunsberger Professors Joseph Kolberg¹⁾. Eine zweite ist im Haus-, Hof- u. Staatsarchiv Wien Cod. 328 (A 626) und stammt aus dem ehemaligen Zentralarchiv des Deutschen Ritterordens. Einige andere Abschriften, die früher vorhanden waren, sind heute nicht mehr auffindbar, und unentschieden ist die Frage, ob einige als Vita d. Dorotheae bezeichnete Manuskripte die Vita latina des Johannes Marienwerder wiedergeben²⁾.

4. Der Liber de festis.

Sofort nach Beendigung der Vita latina fertigte Johannes Marienwerder den Liber de festis. Es ist die Durcharbeitung der Aufzeichnungen, die Johannes Marienwerder, Johannes Rymann und Bertrandus über die von Dorothea mitgeteilten Erscheinungen Jesu Christi, Marias und einiger Heiligen gemacht hatten. Das Buch schildert in 130 Kapiteln bloß einen Teil der Erscheinungen, die Dorothea im Mitterleben des Kirchenjahres gehabt hat. „Es sind nur, so sagt Johannes Marienwerder selbst, einzelne Funken aus dem lange verschlossenen und endlich am Ende ihrer Tage erschlossenen Glutherde ihrer Liebe“³⁾. Zwei Abschriften dieses Werkes sind vorhanden; eine ist im Jahre 1457 geschrieben, sie ist im Codex 260 der Bibliothek der

¹⁾ Der Katholik. 74. Jahrgang I; 3. Folge, 9. Bd. (Mainz 1894) S. 144.

²⁾ Acta S. Oct. XIII, 476. Vgl. auch Script. rer. Pruss. II, 183 f. und Hüpler E. 3. III, 260.

Im Druck erschienen sind nur die Ueberschriften der Bücher und Kapitel und der Wortlaut der Kapitel 5–7 des ersten Buches; und zwar bringt sie Zoepfen in den Scriptores rerum Prussicarum II, 350–360 und de Buck in den Acta Sanctorum Octobris XIII, 567–575.

³⁾ Hüpler, E. 3. III, 263.

St. Marienkirche in Danzig (in der Danziger Stadtbibliothek) enthalten; die andere ist der oben genannte Codex 207 der theologischen Manuscripte der Berliner Staatsbibliothek¹⁾. In jüngster Zeit hat das Bischöfliche Archiv der Diözese Ermland die Danziger Handschrift photokopieren lassen²⁾.

5. Das Septililium.

Als dritten Teil seines großen Werkes über Dorothea verfaßte Johannes Marienwerder schließlich das Septililium Venerabilis dominae Dorotheae. Er legte darin die außergewöhnlichen Gnaden- erweise dar, die Dorothea zuteil geworden waren. Die sieben Traktate tragen folgende Ueberschriften: 1. De caritate. 2. De Spiritus Sancti missione. 3. De venerando Eucharistiae Sacramento. 4. De contemplatione. 5. De raptu. 6. De perfectione vitae christianae. 7. De confessione. Der letzte Traktat enthält auch die „Beichten“ Dorotheas, die Johannes Marienwerder gemäß ihren Aeußerungen mit ihrer Erlaubnis in deutscher Sprache aufgezeichnet hatte. — Das Septililium wurde viel abgeschrieben. Zur Zeit sind nur folgende Manuscripte bekannt: 1. Der Codex 1265 der Hofbibliothek in Wien aus dem 15. Jahrhundert, der früher Eigentum des Karthäuserklosters Arpach war. 2. Der dem 15. Jahrhundert angehörige Codex F 231 der Bibliothek der St. Marienkirche in Danzig (in der Danziger Stadtbibliothek); in ihm fehlen die deutschen Beichten. 3. Die deutschen Beichten allein finden sich in dem Codex 367 zu Heidelberg (15. Jahrhundert). Einzelne Teile des Septililiums sind 4. im Ms. A fol. 190 des Staatsarchivs in Königsberg und 5. im Codex Q 26 der Danziger Stadtbibliothek enthalten³⁾. — Im Druck herausgebracht hat das vollständige Septililium mit den deutschen Beichten Franz Hipler in den *Analecta Bollandiana*, tom. II—IV, Bruxellis, Typis Polleunis, Ceuterick et Lefebure 1885. Die deutschen Beichten hat derselbe Franz Hipler in der Arbeit „Christliche Lehre und Erziehung im Ermland und im preussischen Ordensstaate während des Mittelalters“ in

¹⁾ Acta S. Oct. XIII, 476. Vgl. auch Script. rer. Pruss. II, 185 f. und Hipler, E. 3. III, 262 ff.

²⁾ Zum Abdruck gebracht sind in den Acta Sanctorum Octobris XIII, 579 bis 584 die Ueberschriften der 130 Kapitel und der Wortlaut der Kapitel 80, 92, 125 und 126; in den *Scriptores rerum Prussicarum* II, 367—374 eine kürzere Inhaltsübersicht und der Wortlaut der Kapitel 80, 92, 96, 125 und 126.

³⁾ Acta S. Oct. XIII, 476; Script. rer. Pruss. II, 185; Hipler E. 3. III, 267 f.

der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands Bd. VI, S. 147–183 (Braunsberg 1877) herausgegeben¹⁾.

6. Das deutsche „Leben Dorotheas“

Um weiteste Kreise mit dem Leben Dorotheas vertraut zu machen, verfaßte Johannes Marienwerder noch ein populär gehaltenes, in deutscher Sprache geschriebenes „Leben der seligen vrouwen Dorothee“ Dieses Werk entstand wahrscheinlich in den Jahren von 1400–1404, sicher war es beim Tode des Johannes Marienwerder im Jahre 1417 fertig. Der Verfasser teilte das Werk in vier Bücher. Das letzte enthält Auszüge aus dem Septiklimum. Die drei andern sind eine Zusammenfassung der Vita latina, wobei sich die ersten beiden Bücher eng an die Vita Lindana (siehe oben S. 235 f.) anlehnen²⁾. — Handschriftlich ist dieses Werk etwa zur Hälfte in dem 38 Blätter starken Pergamentcodex Nr. 1128 der Universitätsbibliothek zu Königsberg erhalten³⁾. Gedruckt wurde es zuerst im Jahre 1492 unter dem Titel: „Des Leben der zeligen frawen Dorothee clewfenerynne in der thumfyrchen czu Marienwerdir des landes czu Prewszzen.“ Am Ende steht: „gedruckt unde volendit in der stat Marienbord durch mich Jacop Karweyße goltsmyd, den dingstag noch Gregory alsz man czelete MCCCC unde CXII, lob sey gote.“ Es ist das älteste in Preußen gedruckte Buch. Das Druckjahr ist nicht das Jahr „MCCCC unde CXII“ sondern, wie nachgewiesen, das Jahr XCII (1492). Es war bisher nur ein Exemplar dieses Druckes bekannt: in der Staatsbibliothek (früher kaiserlichen öffentlichen Bibliothek) zu Petersburg (Leningrad)⁴⁾. Doch befindet sich ein zweites Exemplar in der Bibliothek des Priesterseminars der Diözese Culm zu Pelpeln (Inc. 781), wie mir der Direktor dieser Bibliothek, Professor Dr. Liedtke, gütigst mitteilte. Nach dem Königsberger Manuskript und dem Leningrader Druckexemplar hat Max Toeppen diese Lebensbeschreibung in den *Scriptores rerum*

¹⁾ Toeppen hat in *Scriptores rer. Pruss.* II, 360–367 die Ueberschriften der Traktate und Kapitel, ferner vom Prolog Kapitel 3 und aus dem ersten Traktat Kapitel 10, 17, 25 u. 26 gebracht; de Buch hat in den *Acta Sanctorum Octobris XIII*, 575–579 außer den Ueberschriften wie Toeppen noch die ins Lateinische übersetzten Titel der deutschen Beichten und vom Text die Kapitel 1 und 3 des Prologs, I, 10 und II, 15 drucken lassen.

²⁾ *Acta S. Oct. XIII*, 477.

³⁾ Toeppen in *Script. rer. Pruss.* II, 187.

⁴⁾ Toeppen in *Script. rer. Pruss.* II, 187 f., Hipler, *E. 3.* III, 278 ff. und besonders Hipler in Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI (Braunsberg 1889) S. 74, wo es genauer beschrieben ist.

Prussicarum II, 197–350 in mustergültiger Weise 1863 ediert. Franz Hipler hat dann in der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands X (Braunsberg 1884) S. 297–504 „Das Leben der seligen Dorothea von Preußen“ in neuer Schriftsprache, von Dr. Koriouth übertragen, herausgegeben.

7. Der Libellus de vita virtutibus et miraculis Dorotheae.

Noch eine Schrift verfasste schließlich Johannes Marienwerder. Als nach dem Beginn des Kanonisationsprozesses 1404 die päpstlichen Legaten vor Beendigung des Zeugenverhörs abreisen mußten, reichte Johannes am 27. Juni 1404 einen libellus ein, in dem er Dorotheas Leben, ihre Tugenden und die durch ihre Anrufung geschehenen Wunder beschrieben hatte. Es waren Auszüge aus seinen früheren Schriften und ein Bericht über Dorotheas Wunderwirken und über den Ruf ihrer Heiligkeit¹⁾. Der Libellus ist handschriftlich erhalten im Processus canonisationis, Ms. 1241 der Univ. Bibliothek in Königsberg (pag. 301–319), und in einer hiernach im Jahre 1682 vom Frauenburger Erzpriester und Pfarrer Johann Thaddäus Kober gemachten Abschrift, die sich in der Bibliothek der Nikolaikirche in Elbing befindet; letztere ist zur Zeit der Elbinger Stadtbibliothek angeschlossen. Gedruckt ist dieser Libellus zusammen mit den anderen Exzerpten Kobers aus dem Processus canonisationis (pag. 1–49) und mit der Vita Lindana in dem von Andreas Adrian de Linda 1702 herausgegebenen Werk (siehe oben S. 235).

Das sind die bekannten Werke des Johannes Marienwerder, dieses um die Heiligung Dorotheas wie um ihre Kanonisierung wohl am meisten verdienten Mannes. Abschließend sei noch erwähnt, daß die Aussagen Johannes Marienwerders im Kanonisationsprozeß am 27. und 30. Oktober 1404 in dem Manuskript über die Verhandlungen des Prozesses (Ms. 1241 der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg) die Seiten 186–216 füllen.

B. Johannes Rymann und Domherr Bertrandus.

Der treueste Mitarbeiter und Berater des Johannes Marienwerder in der Seelenführung Dorotheas war Johannes Rymann. Seit 1378 war er Mitglied des Domkapitels von Pomesanien in

¹⁾ Acta S. Oct. XIII, 477.

Marienwerder. Nach längerem Studium in Prag dozierte er dort seit 1382 als Magister der Freien Künste und wurde 1387 zum Doktor des Kirchenrechtes promoviert. Er verließ aber dann Prag. 1388 wurde er Dompropst in Marienwerder. Er war ein besonderer Vertrauter und Berater des Hochmeisters Konrad von Jungingen, „des Ordens Jurista“; 1409 wurde er Bischof von Pomesanien, welches Amt er bis zu seinem Tode 1417 bekleidete¹⁾.

Die literarische Tätigkeit des Johannes Rymann über Dorothea beschränkte sich auf folgendes: Er unterstützte Johannes Marienwerder dabei, die Äußerungen Dorotheas über ihre religiösen Erlebnisse aufzuzeichnen²⁾. Im Verhör während des Prozesses am 22. Okt. 1404 verweist er mehrfach auf das Septililium und den Liber de festis³⁾. Dann verfaßte er bei Beginn des Prozesses einen Libellus über die Tugenden und Wunder Dorotheas, den er der Kommission am 27. Juni 1404 überreichte, als dieselbe ihre Arbeit unterbrach. Als er dann später im Prozeß vernommen worden war, erbat er diesen Libellus zurück; er ist nicht mehr vorhanden oder wenigstens nicht mehr bekannt⁴⁾. Die Aussagen des Johannes Rymann im Kanonisationsprozeß am 22. Okt. 1404 sind in dem Ms. 1241 der Staats- und Universitätsbibliothek in Königsberg S. 145–162 enthalten.

Der Domkapitular und spätere Dompropst Magister Bertrandus hat, wie er im Kanonisationsprozeß erklärte, nach dem Diktat Dorotheas einige ihrer Offenbarungen aufgeschrieben⁵⁾. Seine Äußerungen im Prozeß am 8. Nov. 1404 befinden sich im Ms. 1241 der Königsberger Bibliothek, p. 262–270.

C. Die Akten des Kanonisationsprozesses.

1. Der Processus canonisationis.

Von sehr großer Bedeutung für die Beschreibung des Lebens und des Kultus Dorotheas sind die Akten des Kanonisationsprozesses. Letzterer wurde nach entsprechenden Vorbereitungen im Auftrage des Papstes Bonifaz IX. vom Juni 1404 bis zum Februar 1406 in Marien-

¹⁾ Hipler, E. 3. III, 208; 226; 290; 298; Acta S. Oct. XIII, 477.

²⁾ Siehe oben S. 236.

³⁾ Nieborowski, Paul, Die selige Dorothea von Preußen (Breslau 1933) S. 174, 176.

⁴⁾ Acta S. Oct. XIII, 477.

⁵⁾ Nieborowski S. 202.

werder geführt. Eine Abschrift dieser Akten ist das schon erwähnte Ms. 1241 der Staats- und Univ. Bibliothek zu Königsberg, genannt *Processus canonisationis*. Sie wurde nach den Originalakten im Jahre 1486 gefertigt und notariell beglaubigt, als der Prozeß unter Innozenz VIII. auf Betreiben des Bischofs Johannes IV. von Pomesanien und des Hochmeisters des deutschen Ritterordens Martin Truchseß von Wetzhausen wieder aufgenommen wurde. Eine zur gleichen Zeit gemachte andere Abschrift ging damals an die päpstliche Kurie nach Rom ab, ist aber dort zur Zeit nicht bekannt¹⁾. In dem *Processus canonisationis* sind enthalten: Der Bericht über den Beginn des Prozesses in Marienwerder mit dem Schreiben des Papstes Bonifaz IX. vom 18. März 1404 und einem „*Rotulus*“, welcher sich aus vier Stücken zusammensetzt, den *Articuli primo, secundo und tertio dati* (1396, 1397 und 1403 in Rom eingereichte Artikel über Dorotheas Leben und Wunder) und den *Interrogatoria ad testes*; dann die Protokolle von 255 Zeugenverhören; und schließlich, am Anfang und am Schluß der Bericht und die notarielle Beglaubigung über die Transsumierung des *Processus* vom Jahre 1486, wobei sich auch das Breve des Papstes Innozenz VIII. vom 8. März 1486 befindet. — Unter den Zeugen finden wir außer den schon genannten Johannes Marienwerder, Johannes Rymann und Magister Bertrandus, den Bischof und mehrere Domherren von Pomesanien, den Hochmeister des deutschen Ritterordens Konrad von Jungingen, einige Gebietiger des Ordens und Nikolaus von Hohenstein, den Danziger Beichtvater Dorotheas. Die Seiten 1–49 und 301–319 (der *Libellus de vita*) sind, wie schon oben (S. 240) erwähnt, 1682 von Joh. Kober abgeschrieben worden. Die Kober-Abschrift befindet sich in der Bibliothek der St. Nikolaiirche in Elbing (Stadtbibliothek). Adrian de Linda hat sie zusammen mit der *Vita Lindana* (siehe oben S. 235) drucken lassen. Wie Hipler mitteilt, hat 1886/7 ein österreichischer Priesterbruder des deutschen Ritterordens den *Processus* abgeschrieben und zum Druck vorbereitet²⁾. Im Jahr 1938 hat das Bischöfliche Archiv in Frauenburg den *Processus* vollständig photokopieren lassen.

¹⁾ Hipler meint, daß sie in Rom durch die Plünderung im Jahre 1527 (*sacco di Roma*) vernichtet worden ist, fast zur selben Zeit, als auch die Originalakten in Marienwerder unter Herzog Albrecht besetzt wurden (*Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI.* (Braunsberg 1889) S. 75.

²⁾ *Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI* (Braunsberg 1889) S. 75 und 92. — Es war der 1916 in Troppau † Gymnasialprofessor Dr. Alfons Hoppe.

2. Die Libri miraculorum Dorotheae.

Als nach dem Tode Dorotheas bald ihre Verehrung begann und als wunderbare Begebenheiten eintraten, die man der Fürsprache Dorotheas zuschrieb, ordnete der Bischof von Pomesanien an, die Fälle von Gebetserhörungen durch einige Notare aufzuzeichnen. Bei diesen Protokollen wirkten die Domherren Bertrandus, Nicolaus Roghusen und Johannes Tieffensee mit. Die amtlichen Notare waren Andreas, Johannes Ulman und Christianus Coslaw¹⁾. Nieborowski, Die selige Dorothea von Preußen S. 49, bezeichnet sieben Männer als Notare: Nikolaus Reger (oder Roghusen), Propst Meister Bertrand, Johann Tieffensee, Andreas, Johannes Ulmann, Christian Coslaw, Johannes Olwa; als Quelle gibt er allgemein den processus canonisationis an. Erhalten sind von diesen Protokollen nur einige über aliqua miracula, die der Notar Christian Coslaw im Jahre 1395 aufgenommen hatte und die er bei seinem Verhör am 26. Oktober 1404 zu den Akten gab²⁾. Doch geht aus den Akten des Prozesses hervor, daß weit mehr Material vorhanden war (Sex Libri conscripti de miraculis³⁾ und quinque volumina de miraculis dominae Dorotheae⁴⁾).

Eine auf den amtlichen Protokollen fußende Zusammenstellung von Gebetserhörungen „Miracula B. Dorotheae“ befindet sich in dem bereits oben erwähnten Passionale des Klosters Bodeken, die in der für die Bollandisten gemachten Abschrift des Pater Gamans vom Jahre 1638 vorliegt und die de Buck in die Acta Sanctorum Octobris XIII, 560–567 aufgenommen hat⁵⁾. De Buck weist darauf hin, daß darin nur von solchen miracula berichtet ist, die vor 1400 geschehen sind⁶⁾, was vielleicht die Schlussfolgerung gestattet, daß es um 1400 verfaßt worden ist.

Die bisher genannten Quellen, vor allem die Schriften des Johannes Marienwerder und der Processus canonisationis sind die Grundlagen der späteren Geschichtsschreibung über Dorothea gewesen; sie werden das auch für die Zukunft bleiben.

1) Zoepfen, Script. rer. Pruss. II, 182.

2) Processus p. 177–179; 180–182.

3) Processus p. 356.

4) Processus p. 357 sq. Acta S. Oct. XIII, 488.

5) Acta S. Oct. XIII, 478 A; 487 E.

6) Acta S. Oct. XIII, 487.

II. Die Arbeiten der folgenden Zeit, besonders des 17. und 18. Jahrhunderts.

1. Abschriften und Druck der Bücher des Johannes Marienwerder; Vermerke in Chroniken; Simon Grunau.

Der Kanonisationsprozeß Dorotheas kam weder im Anfang des 15. Jahrhunderts noch gegen Ende desselben bei dem neuen Versuch zur Zeit des Hochmeisters Martin Truchseß von Wetzhausen im Jahre 1486 zu einem glücklichen Abschluß. Trotzdem blieb die Verehrung Dorotheas sehr lebendig und das Verlangen nach Büchern über sie war stark. Das beweisen die vielen im 15. Jahrhundert gefertigten Abschriften der Werke des Johannes Marienwerder (siehe oben S. 235, 236 f., 238). Das beweist noch mehr der Druck und die Herausgabe von Johannes Marienwerders „Leben der zeligen frauen Dorothee“ im Jahre 1492 (siehe oben S. 239). Es war das erste Buch, das in Preußen gedruckt wurde. Sein Erscheinen hängt wohl mit der Wiederaufnahme des Kanonisationsprozesses zusammen.

Außerdem sind aus dem 15. Jahrhundert einige Hinweise auf Dorothea in Chroniken bekannt. Johannes von Posilge hat ihr Todesdatum in seiner Chronik des Preußenlandes vermerkt¹⁾. Dasselbe tat Konrad Bittschin in seiner Fortsetzung zu Peter von Dusbürgs Chronik von Preußen²⁾. Der Catalogus Abbatum Saganensium, von Abt Ludolf (1394–1422) begonnen und von Propst Peter Wagenknecht 1489 und 1508 und anderen fortgesetzt, ediert von Gustav Stenzel in Scriptorum rerum Silesiacarum, tom I, erwähnt in dem von Wagenknecht geschriebenen Teile Dorothea als eine der großen prophetischen Frauen ihrer Zeit und stellt sie der hl. Katharina von Siena und der hl. Brigitta von Schweden an die Seite³⁾. Ebenso bringt die Hanseatische Chronik (Bernt Stegemanns), 1520–1530 geschrieben, einen Hinweis auf Dorotheas Tod⁴⁾.

Vielleicht war noch intensiver die mündliche Ueberlieferung über Dorothea. Sie hat teilweise Niederschlag gefunden in den Ausführungen des Simon Grunau in seiner aus dem Anfang des 16. Jahr-

¹⁾ Script. rer. Pruss. III, 193.

²⁾ Script. rer. Pruss. III, 482.

³⁾ Script. rer. Siles. I (Breslau 1835) S. 257.

⁴⁾ Script. rer. Pruss. V, 495.

hundertſt ſtammenden „Chronika und Beſchreibung allerlüſtlichenn, nützlichen und waren hiſtorien deſ namkundigen landeſ zu Preußen“ (24 Traktate; biſ zum Jahre 1529 gehend). Er bringt im Traktat IX (B) Kap. 2 eine Darſtellung deſ Lebenſ Dorotheaſ und erwähnt ſie an einigen anderen Stellen (Trakt. IX (B) Kap. 4, § 3; Trakt. XIII Kap. 15, § 1; Trakt. XIV Kap. 3, § 3). Sein Werk iſt abgedruckt in „Die Preußiſchen Geſchichtſchreiber deſ 16. und 17. Jahrhundertſ“ Band 1–3, Leipzig 1876–1896¹⁾. Außer Grunau ſind auß der erſten Zeit nach der deutſchen Glaubensſpaltung literariſche Nachrichten über Dorothea nicht bekannt.

2. Baroniuſ, Bzoviuſ, Raynalduſ, Balinghen.

Eine Neubelebun deſ Schrifttumuſ über Dorothea ſetzte erſt wieder mit dem Anfang deſ 17. Jahrhundertſ ein. Eſ iſt die Zeit der katholiſchen Reſtauration in Preußen, die hier beſonderſ durch den Jeſuitenorden bewirkt und gefördert wurde.

Damaſ ſchrieb Martin Baroniuſ ſein Werk *Icones et miracula Sanctorum Poloniae*. Eſ erſchien 1602 in Rom, 1604 in Krakau, 1605 in Köln bei Peter OVERRADIUſ, 1608 und 1610 wieder in Krakau und brachte eine kurze *Vita B. Dorotheae*. 1609 veröffentlichte er in Krakau eine andere Schrift *Vita, gesta et miracula B. Stanislai* uſw., in der ebenfalls eine *Vita B. Dorotheae Viduae Pruthenae* war. Alſ Quelle benutzte er die Werke deſ Johannes Martenwerder²⁾.

Die Lebensbeſchreibung deſ Baroniuſ nahm der Dominikaner Abraham Bzoviuſ in die von ihm weitergeführten *Annales ecclesiastici* deſ Caſar Baroniuſ auf (Tomus XV. ad annum 1599, num. XII. p. 187).

In verkürzter Form brachte ſie Odoricuſ Raynalduſ, ein anderer Fortſetzer der *Annalen* deſ Caſar Baroniuſ. (Gedruckt in *Annales eccl. Baronii contin., ad ann. 1599, num. XXIV, p. 62. Lucae 1752. Cfr. Spond., Baronii contin. tom I, ad ann. 1599, num. XIV, p. 674* (ſiehe *Acta S. Oct. XIII, 479 E*) und bei Liſienthal, *Hist. B. Dorotheae* p. 14 Anm. c.)

Die *Vita B. Dorotheae* deſ Martin Baroniuſ im Krakauer Druck alſ Quelle benutzend, brachte Anton Balinghen 1633 eine kurze

¹⁾ I, 310–313, 321, 673, 696. – *Acta S. Oct. XIII, 479.*

²⁾ *Eſtreicher, Karl, Bibliografia Polska Bd. 12 (Krakau 1891) S. 377 sq. Script. rer. Pruss. II, 191; Acta S. Oct. XIII, 479 E.*

Lebensbeschreibung Dorotheas in der Ephemerides sive Kalendarium Ss. Virginis Mariae. Duaci 1633, p. 526 sq. ad diem XI. Septembris¹⁾.

3. Friedrich Schembel.

Besondere Verdienste um die selige Dorothea und ihr Schrifttum hat sich dann der Jesuit Friedrich Schembel († 1644) erworben, der auch sonst als preußischer Hagiograph bekannt geworden ist. Schon 1621 war er im Dienste der preußischen Heiligen, besonders der seligen Jutta von Sangerhausen, des seligen Johannes Lobedau und Dorotheas tätig. Er überreichte damals dem am Grabe der seligen Jutta in Culmsee weilenden polnischen König Sigismund die Vita Lindana des Johannes Marienwerder und die heute nicht auffindbare von Hans Westpfahl scharfsinnig rekonstruierte Informatio in causa canonisationis Juttae²⁾.

Neben Arbeiten über Jutta und Johannes Lobedau verfaßte er drei Schriften über die selige Dorothea, die 1627, 1637 oder 1638 und 1638 in Thorn gedruckt wurden. Franz Hipler hat sie im Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI (Braunsberg 1889) S. 78 f. und 90 genauer beschrieben.

1627, ein Jahr nach dem Ausbruch des schwedisch-polnischen Krieges, brachte er ein Büchlein über die drei genannten Heiligen als Landespatrone Preußens heraus, das dem bei Dirschau lagernden polnischen Heere gewidmet war. Sein Titel lautet: Pomozc Nieba. Na uspokoienie Prus To iest: SS. Patronowie Kraiów Pruskich, woiną teraznieiszą utrapionydi, y zycia ich swiątobliwego krotkie opisanie. (Hilfe vom Himmel, zur Befriedung Preußens. . . Das ist: Die heiligen Patrone der preußischen Lande, die zur Zeit vom Krieg heimgesucht sind, und kurze Beschreibung ihres heiligen Lebens.) Thorn 1627. 16 Seiten. Das Leben Dorotheas (Zywot przediwnej B. Doroty z Prus) wird darin auf 4 Seiten geschildert.

Das zweite Dorotheenbüchlein erschien zu der Erneuerungsfeier des Dorotheenkultes in Thorn im Jahre 1637. Der Titel lautet: Patronka Starodawna Panstw Pruskich y Innich O nym Przyleglych S. Dorota z Prus Wdowa (Eine alte Patronin der preußischen und angrenzenden Lande. . . S. Dorothea von Preußen, Wittwe.) 1637 oder 1638. 16 Seiten.

¹⁾ Theod. Christoph. Lillenthal, Historia beatae Dorotheae (Danzig 1744) p. 14 adnot. d.

²⁾ Zoepfen, Script. rer. Pruss. II, 192. — Hans Westpfahl, Untersuchungen über Jutta von Sangerhausen in E. 3. XXVI, 571 ff.

Die dritte längste Schrift über Dorothea erschien im Jahre 1638 unter dem Titel: Wizerunek zacny Przygotowania Chrześciańskiego na Szczęśliwe Skonanie To iest; Zycie Chwalebne S. Dorothy z Prus Wdowy (Ein erhabenes Vorbild eines christlichen Vorbereitens auf einen glücklichen Tod Das ist: Das glorreiche Leben der heiligen Dorothea von Preußen, Witwe (Thorn 1638) 56 Seiten.

Von der ersten und dritten dieser Schriften befindet sich je ein Exemplar in der Czartoryskischen und Ossolinskischen Bibliothek (Krakau, Lemberg), von der zweiten je eines in der Kornikischen und Czartoryskischen Bibliothek¹⁾.

Die von Lillenthal²⁾ vertretene und von Hipler³⁾ übernommene Meinung, daß Szembek bereits 1621 die an dritter Stelle genannte oder eine andere Dorotheenschrift herausgebracht habe, ist irrig⁴⁾.

Die dritte Schrift Szembeks wurde in den folgenden Jahren mehrfach neugedruckt. Bis 1681 war sie schon „aliquoties typis excusa“, wie es in der kirchlichen Druckerlaubnis zu der Kober-Uebersetzung derselben heißt⁵⁾.

Aus Szembeks Schriften ist ersichtlich, daß er die Werke des Johannes Marienwerder und die Akten des Kanonisationsprozesses (siehe unten S. 249) durchgearbeitet hat. Hervorgehoben sei, daß er den Dorotheenhymnus Exalta Deum Prussia. Gebete und Andachtsübungen zu Dorothea überliefert hat. Hipler hat als Entstehungszeit dieser Stücke den Anfang des 15. Jahrhunderts bezeichnet⁶⁾.

¹⁾ Estreicher, Karl, a.a.D. Bd. 30 (Krakau 1934) S. 244, 245, 248.

²⁾ Historia B. Dorotheae p. 12.

³⁾ Pastoralblatt Ermlands XXI, 90.

⁴⁾ Lillenthal (a.a.D. p. 12) meint, die an dritter Stelle genannte Schrift sei 1621 in polnischer Sprache erschienen. 1638 sei sie in Thorn in lateinischer Uebersetzung herausgegeben worden. Das kann nicht stimmen. Denn 1. Szembek führt als Quelle für seine Arbeit u. a. auch die kurze Lebensbeschreibung des Jesuiten Balinghen an. Diese ist aber erst 1633 erschienen (siehe oben S. 245 f.). 2. Die Approbation für den Druck der Koberischen Uebersetzung des Szembekischen Werkes (siehe unten S. 248) ist nicht 1621 gegeben, wie Lillenthal meint, sondern 1681 (vgl. das Exemplar in der Danziger Stadtbibliothek, Einl. S. A 5v). Eine Veröffentlichung des Szembekischen Werkes in lateinischer Uebersetzung ist nach Zoepfen (Script. rer. Pruss II, 192. Anm. 3) kaum anzunehmen, sonst hätte sich der Jesuit Turshi (siehe unten S. 248) nicht die Mühe gemacht, es erneut zu übersetzen. — Acta S. Oct. XIII, 479 ist hiernach zu berichtigen.

⁵⁾ Vgl. das Kober-Exemplar der Danziger Stadtbibliothek, Einl. A 5v.

⁶⁾ Pastoralblatt für die Diözese Ermland XXI, 75.

4. Zurschi, Gamans, Kober.

Für die Acta Sanctorum übersehte der Jesuit Adalbert Zurschi die dritte Szembek'sche Schrift ins Lateinische. Er betitelte die Übersetzung: Vita praeclarissima S. Dorotheae Borussae viduae. Sie reicht bis zur Einschließung Dorotheas im Jahre 1393 und befindet sich im Ms. Nr. 8926 der Königlichen Bibliothek in Brüssel¹⁾.

Zur gleichen Zeit, nämlich im Jahre 1638, fertigte der Jesuit Johannes Gamans, wie oben (S. 235 und 243) erwähnt, für die Bollandisten seine Abschriften der Vita prima des Johannes Marienwerder nach dem Passionale des Klosters Bödeken und nach dem Codex des Kölner Karthäuserklosters und der Miracula B. Dorotheae nach dem Passionale von Bödeken.

Infolge der immer stärker werdenden Verehrung Dorotheas im 17. Jahrhundert wurde das dritte Werk Szembek's von dem schon genannten Erzpriester Johannes Thaddäus Kober von Frauenburg ins Deutsche übertragen und 1681 in Oliva durch Georg Franz Fritsch gedruckt. Es sei hier der genaue Titel und die Angabe der von Szembek benutzten Quellen wiedergegeben. Sie lauten: Zierlicher Abriss Eines Christlichen Vorbereitens zum glücklichen Todt durch immerwehrende Begierd GOTT im Himmel anzuschauen / durch offtere Empfehlung des Hochwürdigsten Sacramentes des Altars / und Leibes-Casteyung. Das ist: Das Gottselige Leben der Heiligen Dorothee Einer Wittwen auß Preußen / ihres Herkommens vom Dorff und Bürgerin in Danzig / von Alters her / nicht allein der Preußen / sondern auch anderer beyliegenden Landen Patronin / und bey Gott umb Gnade eines guten Todes zu erbitten / einer glücklichen Helferin. So in der Thumb-Kirchen zu Marienwerder des Pomesanischen Byschoff-thumbs in Preußen in steter Gemeinschaft Christi des Herrn / eingemauert gelebt / und von überwunderbahrer Begierd denselben im hochwürdigsten Sacrament zum zweyten mahl eines Tages zu empfangen / seeliglich verschieden. — Ausführlich durch den Ehrwürdigen Herrn Pater Fridericum Schembeck / Priester der Societät Jesu in polnischer Sprache beschrieben / anjeto ins Teutsche übersezt durch Joannem Thaddaeum Kober / Erz-Priestern und Pfarrern zu Frauenburg. — Gedruckt im Kloster Oliva, durch Georgium Franciscum Fritsch / Factor. 1681. (80 S. Octav).

Untertitel: Lebensbeschreibung der gar wunderbaren heiligen Dorothea aus Preußen, einer Wittwen. Auß denen zu ihrer Canonisirung

¹⁾ Acta S. Oct. XIII, 480; Script. rer. Pruss. II, 195.

gemachten Prozessen und auf sehr alten Schriften der Kreuz-Herren Langley / und der Pfarrkirchen zu Marienburg (!) im Pomesanischen Bischofthumb / der Bibliothek auffm Heilsbergischen Schloß im Bischofthumb Ermland / des löblichen Klosters Pöplin im Pommerellischen Bischofthumb / des Thumbs zu Culmsee im Culmischen Bischofthumb / auß der von Joanne Pomesanischen Lechent ihrem Beicht-Vater auß Christi des Herrnn Befehl weitläufftig geschriebenen / und einer andern zu Marienburg hernach gedruckten ihrer Lebens Historie alß auch auß den Preussischen Chroniken kürzlich zusammengefasst. Welcher auch zwey ansehnliche² unser Zeit Scriptoren Bzovius, Dominikaner Ordens in den Annalibus, und Balinghen auß der Sozietet Jesu und seiner Ephemeride denkwürdige Meldung thun.

Ein Exemplar dieses Druckes befindet sich in der Danziger Stadtbibliothek, ein anderes in der Guttstädter Stiftsbibliothek.

Derselbe Joh. Thadd. Kober schrieb, wie schon oben berichtet, aus dem Processus canonisationis die Seiten 1—49 und 301 bis 319 (Joh. Marienwerders Schrift) ab.

5. Johannes Miczkowski.

Neben den Abschriften und Uebersetzungen der Zeit nach Szembek entstand auch eine scheinbar selbständige Schrift. Noch vor 1679 verfasste Johannes Miczkowski, Domkapitular von Culm, Archidiacon und Offizial von Pomesanien und von 1666—1586 Pfarrer von Gr. Montau, in polnischer Sprache ein Werk. Sein Titel lautete nach der ins Lateinische übertragenen Uebersetzung: „Unterirdisches wunderbares Echo, gehört rings in den Preussischen und den Nachbarlanden, von der Schutzpatronin, der hl. Witwe Dorothea, geboren in Gr. Montau auf dem Werder von Marienburg, die in dem Dom von Marienwerder freiwillig sich mit Ziegeln vermauern ließ, wo sie auch nach dem Tode begraben und noch bis heute durch die Mißgunst der Irrgläubigen verborgen ist“¹⁾. Das Werk ist zur Zeit nicht bekannt. Eine Nachricht über dasselbe befindet sich in einem Brief des Jesuiten Johannes Hansler an den Bollandisten Daniel Papenbroch aus dem Jahre 1679, der in der Sammlung der Bollandisten der Königlischen Bibliothek in Brüssel (Ms. 8926) vorliegt²⁾.

¹⁾ So übersetzt Nieborowski, a. a. O. S. 194 f.

²⁾ Acta S. Oct. XIII, 480.

6. Nikolaus Kraus, Andreas Adrian de Linda.

Auch das alte Schrifttum über Dorothea wurde in dieser Zeit durch Abschrift und Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Der ermländische Domprediger und =Pönitentiar Nicolaus Kraus fertigte 1699 eine Abschrift der zweiten Schrift des Johannes Marienwerder, der Vita Lindana. Sie ist in der Bibliothek des Domkapitels zu Frauenburg erhalten (Ms. 645 in Quarto)¹⁾.

Sehr verdient gemacht hat sich in dieser Richtung der Ermländische Domherr Andreas Adrian de Linda. Er stammte aus einer protestantischen Patrizierfamilie aus Danzig, konvertierte in Belgien zur katholischen Kirche, wurde Priester und Domherr der Diözese Ermland. Er war ein großer Verehrer der seligen Dorothea²⁾. Er besorgte im Jahre 1698 eine Neuauflage der Szembek'schen Schrift. (Er ließ auch auf seine Kosten ein Bild der Seligen für den Frauenburger Dom fertigen und weihte es 1699.) Im Jahre 1702 ließ er die Kraus-Abschrift der Vita Lindana und die Kober-Abschrift des Kanonisationsprozesses (pp. 1–49 und 301–319) im Kloster Oliva drucken und betitelt dieses Werk: Vita magnae beatae Dorotheae Pruthenae Viduae in ecclesia Pomesaniensi reclusae, Patronae non solum viventium sed et vita functorum, tam in partibus Prussiae, quam etiam in aliis vicinis nationibus. Item miracula ejusdem beatae. desumpta ex libris manuscriptis Bibliothecae arcis Heilsbergensis, et Electoralis Regiomontanae. Impressa sumptibus perillustris et Reverendissimi Domini Andreae Adriani de Linda, Canonici Varmiensis. Anno Domini MDCCII. die 31. Augusti. Typis Monasterii Olivensis. — Die Restexemplare dieses Werkes brachte der Danziger Buchdrucker Georg Marcus Knoch 1745 erneut in den Handel. Dabei ließ er den ersten Bogen mit etwas geändertem Titel neudrucken. Ein Exemplar von 1702 und 2 Exemplare von 1745 befinden sich in der Danziger Stadtbibliothek, andere Exemplare sind in Frauenburg, Elbing (Stadtbibliothek) und anderswo.

7. Theodor Christoph Lillenthal.

Im 18. Jahrhundert ist das Schrifttum über Dorothea von katholischer Seite nicht bereichert worden. Dagegen wurde von protestantischer Seite ein Werk geliefert, dessen Verfasser sich zwar die Aufgabe gesetzt hat, gegen Dorothea und ihre Verehrung eine Lanze ein=

¹⁾ Acta S. Oct. XIII, 474.

²⁾ Lillenthal a. a. O. S. 11; Zoepfen in Script. rer. Pruss. II, 194.

zulegen, der aber dadurch gerade die Lebendigkeit des Dorotheenkultes zu seiner Zeit bewiesen hat. Es ist der Danziger Theologe Theodor Christophorus Lillenthal mit seinem Werk *Historia beatae Dorotheae Prussiae Patronae fabulis variis maculata. Quam e documentis manuscriptis pariter ac impressis veritati historicae restituit notisque historico criticis illustravit Theodor Christophorus Lillenthal art. mag. Dantisci, apud Georg. Marcum Knochium 1744. Quarto. 161 Seiten.*

Ist das Buch auch wegen des Verfassers mangelnder Kenntnis der Werke des Johannes Marienwerder und wegen seiner vorgefaßten Einstellung sachlich von geringerem Wert, so ist doch seine Mühe anzuerkennen, mit der er die Akten des Kanonisationsprozesses selbständig durchgearbeitet und die ihm bekannte Literatur über Dorothea gesichtet hat¹⁾. — Drei Exemplare dieser Schrift sind in der Danziger Stadtbibliothek, eins in Frauenburg.

8. Kürzere Notizen.

Zum Schluß dieses Abschnittes möchte ich noch einen Ueberblick über kürzere Notizen oder Hinweise auf die selige Dorothea im 17. und 18. Jahrhundert geben, soweit sie mir bekannt geworden sind.

Caspar Hennenberger berichtet in seiner Erklärung der preussischen Landtafel (Königsberg 1595) S. 309 über Dorothea und ihre Verehrung.

Christophorus Hartknoch erwähnt Dorothea in seinen *Selectae Dissertationes historicae de variis rebus Prussicis* p. 255 und in seinem Werk *Altes und Neues Preußen* II, 3 S. 378 und II, 5 S. 464. In seiner *Preussischen Kirchen-Historia* I, 4 S. 198 ff. entwirft er ein kurzes, aber schönes Lebensbild von ihr. Seine Werke erschienen 1679, 1684 und 1686.

Caspar Stein schreibt über Dorothea, ihre Klausur und die Nachforschungen nach ihrem Grab im Anfang des 17. Jahrhunderts in seiner um 1650 verfaßten Schrift *Memorabilia Prussica*; sie ist herausgegeben in den *Acta Borussica* I (Königsberg und Leipzig 1730) S. 226f.

Abraham Hartwich spricht von Dorothea in seiner Beschreibung der Dreyen im polnischen Preußen liegenden Werdern (Königsberg 1722) Lib. III Cap. XI p. 520 sq.

¹⁾ Vgl. über ihn Zoepfen, *Script. rer. Pruss.* II, 195; *Acta S. Oct.* XIII, 480 und Nieborowski a. a. O. S. 76 ff. (letzterer mit einer zwar harten, aber gerechten Kritik).

Johannes Leo gibt eine etwas ausführlichere auf Simon Brunau fußende Lebensbeschreibung Dorotheas in seiner *Historia Prussiae (Brunsberegae 1725)* p. 255 sq.

Georgius Schwengel erwähnt in seiner 1749 verfaßten Schrift *Ad historiam ecclesiasticam Pomeraniae Apparatus pauper den Tod „s. Dorothae“*. Herausgegeben von Bruno Czajla in *Fontes Towarzystwa Naukowego XVI—XIX (Thorn 1912—1915)* p. 42.

III. Das historisch-kritische Schrifttum des XIX. Jahrhunderts.

Im 19. Jahrhundert wurde die Literatur über die selige Dorothea sehr stark und wertvoll durch das damalige Aufblühen der preußischen Geschichtsschreibung bereichert. Man ging kritisch sichtigend und prüfend auf die ältesten Quellen zurück, gab diese zum Teil heraus und versuchte das Leben und Wirken Dorotheas so darzustellen, wie es der Wirklichkeit entsprach.

1. Johannes Voigt.

Zuerst machte sich in dieser Beziehung der „Vater der altpreußischen Geschichte“, Johannes Voigt, verdient. In seiner *Geschichte Preußens (Königsberg 1827—1839, Bd. V 664—681)* gab er eine in vielem anerkennende Schilderung des Lebens und Strebens Dorotheas. — In seinem *Codex Diplomaticus Prussicus, Bd. V (Königsberg 1857)* S. 74—86 edierte er den Bericht des Johannes Marienwerder an den Prokurator des deutschen Ordens in Rom aus dem Jahre 1394 und mehrere Gesuche an den Papst und das Kardinalskollegium (bzw. zwei Schreiben an Erzbischöfe¹⁾ um Heiligsprechung Dorotheas aus dem Jahre 1395, nämlich zwei Gesuche des Johannes Marienwerder und des Johannes Rymann, drei Schreiben des Hochmeisters Konrad von Jungingen und das Gesuch der Doctoren und Magister Preußens und Danzigs.

¹⁾ Von den drei Schreiben des Hochmeisters Konrad von Jungingen ist eines an den Patriarcha Gradensis, das andere an den Cardinalis Neopolitanus gerichtet, wie aus dem *Codex Miscellanea des Staatsarchivs in Königsberg fol. 98v. — 99v.* hervorgeht. Voigt, der diese Schreiben nach dem Ordens-Foliant 2a (früher Hochmeisterregistrant 1a) ebenda, fol. 102v.—103v. herausgegeben hat, in dem kein Adressat angegeben ist, hat irrthümlich bemerkt, daß sie an den Papst gerichtet sind.

2. Max Zoepfen.

Nach Voigt berücksichtigte noch mehr die selige Dorothea der „zweite Vater der preussischen Geschichtsschreibung“ Max Zoepfen. In den *Scriptores rerum Prussicarum* II, 179–350 gab er eine grundlegende Uebersicht über die ältere Dorotheenliteratur, besonders über die Schriften des Johannes Marienwerder, und edierte nach der Königsberger Handschrift mit Ergänzungen aus dem Jakob Karwenhse-Druck und vielen wertvollen kritischen Anmerkungen „Des Leben der zeligen frauen Dorothee clewsenerhynne in der thumkirchen czu Marienwerdir des landes czu Brewßzen“ des Johannes Marienwerder¹⁾.

Wenn auch die Literaturübersicht Zoepfens hier und dort nach moderneren Forschungen geändert werden muß (siehe oben S. 234, 235), so ist doch seine Arbeit, vor allem der mustergültige Abdruck des „Lebens“, als vorbildlich zu bezeichnen.

In seinem Werke „Geschichte der Stadt Marienwerder“ (Marienwerder 1875) gibt Zoepfen eine kurze Lebensbeschreibung Dorotheas (S. 141–143)²⁾ und untersucht die Lage ihrer Klausur (S. 248–253).

3. Franz Hipler.

Zur selben Zeit wie Zoepfen arbeitete an dem Dorotheaproblem mit großer Hingebnng und ebensolchem Erfolg der ermländische Kirchenhistoriker Domherr Franz Hipler.

Zunächst erschien aus seiner Feder die Schrift „Meister Johannes Marienwerder und die Klausnerin Dorothea von Montau“ in der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands III (Mainz 1864) S. 166–299³⁾. Er gab darin, auf den ältesten Quellen fußend, eine

¹⁾ Ferner brachte er Stücke aus den anderen Schriften des Johannes Marienwerder zum Abdruck: Aus der *Vita latina* die Kapitelüberschriften und die Kapitel 5, 6 und 7 des ersten Buches; aus dem *Septillsium* die Inhaltsübersicht, einen Teil des Prologes und die Kapitel 10, 17, 25 und 26 des ersten Traktates; aus dem *Liber de festis* (Appariciones) eine kurze Inhaltsübersicht und die Kapitel 10, 80, 92, 96, 125 und 126.

²⁾ Zoepfen scheint hier von seiner 1863 bei der Herausgabe des „Lebens der zeligen frauen Dorothee“ kundgegebenen Einstellung (*Script. rer. Pruss.* II, 195 f.) abgewichen zu sein, die er damals nach Würdigung von Ellenthals Werk mit folgenden Worten kennzeichnete: „Die geharnischte confessionelle Polemik, welche der Protestantismus gegenüber der bis in die neuesten Zeiten unverändert gebliebenen Bewunderung und Verehrung der katholischen Kirche für Dorothea noch im vorigen Jahrhundert nothwendig erachtete, gedenkt der Herausgeber der folgenden Schrift nicht fortzusetzen.“

³⁾ Als Separatdruck: Braunsberg 1865 erschienen

modernen Anforderungen entsprechende Schilderung der beiden großen Menschen, wobei er eingehend das Verdienst des Johannes um Dorotheas inneren Fortschritt und sein Schrifttum über sie würdigte.

In einer Arbeit „Christliche Lehre und Erziehung in Ermland und im preussischen Ordensstaate während des Mittelalters“ brachte er dann „die Beichten der seligen Dorothea von Montau“ nach dem Wiener Codex 1265 (mit Hinzuziehung des schlechteren Heidelberger Codex 367)¹⁾.

Den Bollandisten Remigius de Bucq unterstützte er bei dessen Arbeiten *De beata Dorothea vidua reclusa in den Acta Sanctorum Octobris XIII* (siehe S. 255)²⁾. Dabei edierte er in den *Analecta Bollandiana* das *Septilium B. Dorotheae Montoviensis auctore Joanne Marienwerder nunc primum editum opera et studio Doctoris Francisci Hipler. Bruxellis, Typis Polleunis, Ceuterick et Lefébure. 1885.* Zur gleichen Zeit ließ er das Werk des Johannes Marienwerder „Des Leben der seligen vrouwen Dorothee“ von seinem Freunde Oberlehrer Dr. Koriöth in die heutige Schriftsprache übertragen und gab es zusammen mit dem Dorotheenhymnus „*Exalta Deum Prussia*“ und Gebeten zu Dorothea heraus in der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands X (Braunsberg 1894) S. 297–511.

Nebenher gingen kürzere wissenschaftliche und populäre Aufsätze über Dorothea. Im „Pastoralblatt für die Diözese Ermland“ (Braunsberg) veröffentlichte er eine Lebensbeschreibung der Heiligen XIII, 143 ff. und die Arbeiten „Die selige Dorothea von Montau und ihre Verehrung bei der Mit- und Nachwelt“ (1889, XXI, 74–82) und „Die seligen Klausnerinnen Jutta und Dorothea als preussische Landespatrone“ (1889, XXI, 87–95). In diesen Aufsätzen und ebendort XIV, 143 edierte er den lateinischen und polnischen Dorotheenhymnus und die Gebete zu Dorothea, das Schreiben des Königs Wladislaus IV. an die preussische Regierung betr. Nachforschungen nach dem Grabe Dorotheas (1638) und das Schreiben des Bischofs Johannes Lipski von Culm und Pomesanien an den Pfarrer Dorpowski von St. Johann in Thorn betr. Erneuerung des Dorotheenkultes. Auch brachte er mehr Licht in die Entstehung der Schriften des Jesuiten Schembek, (siehe oben S. 246). In der allgemeinen Deutschen Biographie XX (Leipzig

¹⁾ In der Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermland VI (Braunsberg und Leipzig 1877) S. 147–183. Vgl. oben S. 238.

²⁾ Vgl. Fr. Dittrich „Dr. Franz Hipler“ in Ermland. Zeitschrift XII, S. 400.

1884) S. 381–383 schrieb er den Artikel „Johannes Marienwerder“ und behandelte darin dessen Werke über Dorothea. Populäre Artikel über Dorothea aus seiner Feder erschienen unter anderen im Bonifaziuskalender 1879 und im Ermländischen Hauskalender 1860.

4. Remigius de Buck.

Alles vorangehende Schrifttum zusammenfassend und es modern kritisch mit größter Genauigkeit verarbeitend, behandelte dann das Thema Dorothea von Montau der Hollandist Remigius de Buck in den *Acta Sanctorum Octobris XIII*, 472–584. Paris 1883. In einem *Commentarius praevius* p. 472–492 behandelte er I. Cur ad hanc diem (30. Oct.) B. Dorotheae vita illustretur. Ejus biographi. II. Summarium vitae. III. De revelationibus, vaticiniis et miraculis B. Dorotheae. IV. Initia cultus B. Dorotheae. Processus ejus beatificationis. Cultus Montavii, Thoruni, Culmiae. Patrona Poloniae (!). Hymnus et oratio in ejus honorem. Dann edierte er: Die Vita prima des Johannes Marienwerder (siehe oben S. 234); die Vita Lindana desselben (siehe oben S. 235) nach dem Codex Vaticanus 4934 (XV. saeculi); die Miracula B. Dorotheae ex codice ms. Bodecensi; von der Vita Latina die Inhaltsübersicht und die Kapitel 5, 6 und 7 des ersten Buches und Kapitel 24 des sechsten Buches; vom Septisilium die Inhaltsübersicht und Kapitel 1 und 3 des Prologs, Kapitel 10 des ersten Traktates und Kapitel 15 des zweiten Traktates; vom Liber de festis (Apparitiones) die Inhaltsübersicht und die Kapitel 80, 92, 125 und 126. — Vgl. auch *Bibliotheca hagiographica latina antiquae et mediae aetatis* ed. Hagiographi Bollandiani (Brüssel 1898/1901).

5. Woelky, Kalicki, Kolberg.

In derselben Zeit gab Peter Carl Woelky in dem von ihm edierten „Urkundenbuch des Bistums Culm“ (Danzig 1887) S. 355 einen kurzen Bericht über den Beginn der in Marienwerder geführten Verhandlungen des Kanonisationsprozesses Dorotheas vom Jahre 1404.

In Polen erschien damals eine mir nur aus Ernst Wermke, *Bibliographie der Geschichte von Ost- und Westpreußen* (Königsberg 1933) Nr. 13527 bekannt gewordene Arbeit von Bernhard Kalicki „Dorota z Montowy“ in dem von Kalicki veröffentlichten Werk *Zarysy historyczne*, Lwów 1869.

Der Braunsberger Professor Joseph Kolberg veröffentlichte 1894 in der Zeitschrift „Der Katholik“ 74. Jahrgang I 3. Folge, 9. Bd.

(Mainz 1894) S. 132–146 eine ausführliche Rezension des von Hipler edierten „Septikilium der seligen Dorothea von Montau“

6. Berichte und Vermerke über Dorothea.

Neben diesen grundlegenden Arbeiten behandelte man das Thema Dorothea auch in dem einschlägigen Sonderschrifttum. Johannes Stadler berichtet über Dorothea in seinem Vollständigen Heiligen-Lexikon I (Augsburg 1857) S. 806. In der Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche von Herzog und Plitt III (Leipzig 1878) S. 678 f. ist über Dorothea ein Artikel von Herzog¹⁾, in Weher und Weltes Kirchenlexikon III²⁾ (Freiburg 1884) Spalte 1991–1994 ein solcher von Joham. In den „Verhandlungen der 13. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands“ (München 1862) S. 178 klingt dieses damals besprochene Thema an. Zoepfen nennt in seiner „Geschichte der Stadt Marienwerder“ (Marienwerder 1875) S. 251 folgende Schriften des 19. Jahrhunderts, welche Notizen über die Klause Dorotheas bringen: Kosmopolitische Wanderungen (1798) I, 294; Baczkos Reise (1800) II, 137; Bemerkungen eines Russen über Preußen von 1817 S. 286; Kretschmer, Abhandlungen über die Domkirche von Marienwerder, im Berliner Kunstblatt von Toelken (1829) IV, 112; Jahn, Chronik von Marienwerder (1844) S. 94; Brandstätter, Weichsel (1855) S. 223 et cetera. Siegfried Kühle erwähnt in Altpreussische Forschungen 1925, Heft 2 S. 94 zum Thema Dorotheenklausen Bergau, Schloß und Dom zu Marienwerder. Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde“ (Berlin 1865) S. 10; und einen Artikel in „Die Ostbahn,“ ein Unterhaltungs- und Intelligenzblatt, XIII. Jahrgang Nr. 41, Marienwerder, 6. April 1865. In einem Berliner katholischen Kalender aus der Zeit um 1870, der mir leider nicht mehr zu Gesicht gekommen ist, fand ich eine längere populäre Darstellung des Lebens Dorotheas. Agathon Harnoch gibt in seinem Werke Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreußen (Heidelberg 1890) S. 514 f. eine kurze auf Lillenthal fußende Lebensbeschreibung Dorotheas. Auch Paul Simson schildert in seiner Geschichte der Stadt Danzig I (Danzig 1913) S. 119 f. kurz Dorotheas Leben³⁾.

¹⁾ Herzog verweist auf ein nicht näher bezeichnetes Werk des protestantischen Kirchenhistorikers Schröckh.

²⁾ Simson I, 120 irrt, wenn er meint, daß in Danzig „sehr bald nach ihrem (Dorotheas) Tode von Priestern und einigen Laien die geistliche Dorotheen-

IV Die Dorotheenliteratur in der Nachkriegszeit.

Mächtig blühte das Schrifttum über die selige Dorothea in der Nachkriegszeit auf, und zwar ebenso spontan wie zugleich in den verschiedensten Gegenden.

Siegfried Kühle schrieb für die Sammlung „Heimatblätter des deutschen Heimatbundes Danzig“ die Schrift „Dorothea von Montau, die Heilige des Preußenlandes. Ein Lebensbild einer Danziger Bürgerin des 14. Jahrhunderts“ (Danzig 1924). — In den „Altpreussischen Forschungen“ 1925 Heft 2 S. 54–101 behandelte er dasselbe Thema ausführlicher unter dem ähnlichen Titel: „Dorothea von Montau. Das Lebensbild einer Danziger Bürgerin des 14. Jahrhunderts“

Philipp Funk legte in dem Aufsatz „Zur Geschichte der Frömmigkeit und Mystik im Ordensland Preußen“ in der Festschrift für Walter Goetz „Kultur- und Universalgeschichte“ (Leipzig 1927) S. 68 ff. die Bedeutung Dorotheas für das religiöse Leben im Deutschordenslande Preußen dar.

Eine kurze Lebensbeschreibung Dorotheas findet sich in dem letzten Kulmer Diözesean-Schematismus: Diecezja Chelmińska. Zaryz historyczno-statystyczny (Pielin 1928) S. 69 f. Ähnlich in Franz Westpfahl: Die Apostolische Administration Schneidemühl. 1928. (Seite 19–24 Die Heiligen unserer Heimat.)

Paul Nieborowski brachte bereits in seinem Werke „Der Deutschorden und Polen“ (Breslau 1933) ein Kapitel „Der Heiligsprechungsprozeß der seligen Dorothea“ Dann veröffentlichte er ein größeres Buch über sie: Die selige Dorothea von Preußen. (Breslau 1933)

brüderchaft gestiftet wurde“. Die bereits 1369 bestehende St. Dorotheenbruderschaft der Notare, die aus Aktenstücken des Danziger Staatsarchivs (300, II 70, 36; 37; 45; 53; 95; 103; 105; 113; 124; 135; 148; 300, 35, 231; 78, 25, 1023; 1027) auch in den Jahren 1378, 1379, 1382, 1390, 1401, 1406, 1412, 1426, 1456 und später nachweisbar ist, hat mit unserer Dorothea nichts tun, sondern war dem Schutz der sancta Dorothea virgo et martyr unterstellt. Die Bruderschaft wird in den genannten Urkunden als confraternitas sanctae Dorotheae virginis et martyris oder als confraternitas s. Dorotheae virginis oder als confraternitas sanctae Dorotheae bezeichnet. Auch die letzte Bezeichnung kann nicht mit unserer Dorothea in Beziehung gebracht werden, da die Urkunden, die diese Bezeichnung enthalten, sich inhaltlich auf die dem Schutze der s. Dorothea virgo et martyr unterstellte Bruderschaft beziehen. — Schon Theodor Hirsch, Geschichte der Oberpfarrkirche St. Marien in Danzig I (Danzig 1843) S. 187 ff., 421 f. hatte die gleiche irrige Ansicht vertreten wie Simson.

244 S. Darin gibt er nach einer kurzen Lebensbeschreibung Dorotheas Ausführungen über ihre Verehrung und ganz besonders und ausführlich das Material des Kanonisationsprozesses¹⁾.

Aus meiner Feder floß neben Artikeln in Tageszeitungen, Sonntagsblättern und Zeitschriften eine populäre Schrift „Die selige Dorothea von Montau“ (Danzig 1933) 32 S.

Anneliese Birch-Hirschfeld schrieb unter andern folgende Aufsätze über Dorothea „Die selige Dorothea von Montau, ihr Wesen und ihre Frömmigkeit“ (Ermländisches Kirchenblatt 1934, S. 381 ff.) „Die selige Dorothea von Montau, Patronin des Ordenslandes Preußen“ (Katholische Frauenbildung. 48. Jahrgang. 1935 S. 666 ff, S. 753 ff.) „Die Schutzpatronin des Ordenslandes Preußen“ in „Der Regenbogen“ Freiburg 1938 S. 114–127. „Dorothea von Montau“ in „Altpreußische Biographie“ 5. Lief. S. 149. „Wallfahrt unter Todesgefahr. Wie die selige Dorothea von Montau einst nach Aachen und Finsterwald pilgerte“ (in „Frauenkorrespondenz“ 1937).

1938 schenkte uns Dörthe Ulmer-Stichel in Form einer freien historischen Erzählung das Buch „Die Frau aus Montau“ (Regensburg) 330 S.

Christian Krollmann behandelt in einem in der Festschrift für Bruno Ehrlich (Elbing 1938) S. 176–185 veröffentlichten Aufsatz „Gr. Montau. Bäuerliche Personen- und Familienkunde im 14. Jahrhundert“ die Familie Dorotheas und stellt darin eine Nachfahrenstafel auf²⁾.

Es erübrigt sich wohl, besonders darauf einzugehen, daß die moderne Fachliteratur nicht schweigend an Dorothea vorübergeht. Genannt sei z. B. Gustav Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter III (Paderborn 1929) S. 242, 244 und Tadeusz Glemma, Historjografja diecezji chelminskiej in Nowa Polonia Sacra II (Kraków 1926)

¹⁾ Eine gute Besprechung des Buches erfolgte durch Anneliese Birch-Hirschfeld in E. 3. XXV (Braunsberg 1934) S. 545–548.

²⁾ Der Meinung Krollmanns – er übernimmt sie von Nieborowski (S. 208) – daß eine Enkelin Dorotheas, eine Tochter von Dorotheas Tochter Agatha, Klausnerin im Zisterzienserkloster in Oliva war, kann ich mich nicht anschließen. Der Text der Zeugenaussage des Bischofs Johannes von Pomesanien, auf den Nieborowski sich beruft, lautet nach Zoepfen (Script. rer. Pruss. II, 221 Anm.): „audivit ab Agatha, filia ipsius domine Dorothee, ipsam filiam induxit, quod similiter se fecit recludi, prout reclusa fuit, in monasterio Oliva ordinis Cisterciensis diocesis Wladislaviensis.“ Proc. (Ms. 1241) p. 288. – Ich lege diesen Satz so aus: Dorothea habe ihre Tochter Agatha veranlaßt, eine Klausnerin zu bestehen.

S. 20 f., 113. Vgl. auch die Lexika von Buchberger und Herder und Hurters Nomenclator.

Nebenher erschien in dieser Zeit eine fast unübersehbare Fülle von kurzen populären Berichten und Schilderungen über Dorothea, über ihr Leben, ihr Wirken und ihre religiöse Bedeutung in Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern u. a. Einige, die mir zu Gesicht gekommen sind, seien genannt: mehrere Artikel im „Ermländischen Kirchenblatt“ und im „Katholischen Sonntagsblatt für das Bistum Danzig“ „St. Adalbertskalender“ Danzig 1926. S. 44–51 (Bruno Lemke und ein Anonymus), Ebendort: 1934 und 1938, „Konnersreuther Sonntagsblatt“ 1935 (Nieborowski, Paul), „Frauenland, Zeitschrift des Katholischen Frauenbundes“ Köln a. Rh. 1936/37, „Ambrosius“ Monatschrift, Donauwörth 1935 (Jakob Sebastian), „Schlesische Volkszeitung“ Breslau 1933, „Ostdeutsche Morgenpost“ Beuthen 1934, „Danziger Landeszeitung“ Danzig 1933, „Kölnische Volkszeitung“ 1934.

Martyrologien und Heiligenlegenden.

Auch das liturgische Schrifttum hat die selige Dorothea berücksichtigt: sie wird mehrfach in Martyrologien genannt. Remigius de Buck zählt in den Acta Sanct. Oct. XIII, 472 folgende auf: 1. Das Martyrologium Usuardinum, 1515 und 1521, erwähnt Dorothea am 30. Oktober. 2. Das Martyrologium B. Petri Canisii alias Wallasserii führt sie unter dem gleichen Datum an. 3. Ein handschriftliches Florarium Sanctorum bringt ihren Namen am 25. Juni. 4. Arthur von Münster erwähnt sie in seinem Gynecaeum unter dem 11. September (nach Bzovius). 5. Das Passionale Bodecense, das schon oben (S. 234) genannt wurde.

Ebenso ist die selige Dorothea in moderne Heiligenlegenden aufgenommen worden. So bringen z. B. Johannes Walterscheid, Deutsche Heilige (München 1934) S. 258 und Hans Hümmeler, Helden und Heilige (Bonn) S. 505–507 kürzere Lebensbeschreibungen Dorotheas.

Anmerkung.

Im Interesse des Heiligsprechungsprozesses Dorotheas, an dessen Vorarbeiten mitzuwirken ich den Auftrag erhalten habe, wäre ich sehr dankbar, wenn man mich auf weitere Literatur über die Selige, die mir entgangen ist, aufmerksam machen würde. —

Wer kann mir mitteilen, ob und wo noch Exemplare der älteren Werke (besonders Miczkowski und Szembek) vorhanden sind?

Kleine Beiträge

Zur Schreibweise „Coppernicus“

In „Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften“, Band 30, Leipzig 1937/38, S. 174/175 tritt Paul Diergart-Bonn im Gegensatz zu der von mir 1936 in der „Muttersprache“ (51, Sp. 203) vorgeschlagenen Schreibweise „Koppernikus“ für „Nikolaus Coppernicus“ ein, weil der Astronom sich selbst nicht mit einem K geschrieben habe und wir andere Namen wie Germanicus, Columbus, Claudius usw. mit c schreiben müssen. Diergart übersieht, daß es sich bei diesen Beispielen um rein lateinische Wortbildungen handelt, während unser Astronom seinem deutsch geschriebenen Familiennamen Koppernik einfach eine lateinische Endung anfügte. Sein weiterer Vorschlag, trotz „Coppernicus“ „koppernikanisch“ zu schreiben, läßt sich jedenfalls mit den von ihm angezogenen Schreibweisen Africa und afrikanisch nicht stützen. Seiner Erwartung, daß vielleicht das neue Deutsche Sprachpflegeamt in Berlin W 8 in der Verwendung des c und k allgemein Einheitlichkeit vermitteln werde, darf man nach der Erfahrung mit Dudens Rechtschreibung, die bis heute nur „Koppernikus“ kennt, mißtrauisch gegenüberstehen. Inzwischen hat sich der Ermländische Geschichtsverein aus anderm Grunde für den Gebrauch der Schreibweise „Coppernicus“ entschlossen (s. diese Zeitschr. Bd. 26, 1938, S. 637).

An derselben Stelle empfiehlt Ernst Zinner-Bamberg, der durch seine Vorliebe für Verdeutschungen in der Astronomiegeschichte sich kaum den Dank des an eindeutige Fachausdrücke gewöhnten Lesers verdienen dürfte, seine seit Jahren verwendete Schreibweise „Nikolaus Koppernik“. Seiner kurzen Begründung stehen sowohl Tatsachen wie Bedenken entgegen. Zinner fragt: 1) Wie schrieb er seinen Namen? 2) Wie müssen wir seinen Namen schreiben? Zu 1) antwortet Z.: „Er schrieb sich bis 1524 Coppernicus und darauf Copernicus mit Familiennamen und Nicolaus mit Vornamen.“ Das ist nicht zutreffend. 1537 unterzeichnet er eine hochamtliche Urkunde, wie schon im J. 1873 Dpler

im Spicilegium S. 287 und als Faksimile bekanntgab, mit Copernic und 1539 unterschreibt er eine Quittung ebenso (in dies. Zeitschr. Bd. 23, S. 798). Zu 2) weist 3. auf die in andern Ländern übliche Namensnennung ihrer Gelehrten in der Landessprache hin und auf unsre Namen Luther und Kepler (nicht Lutherus und Keplerus) und fordert dasselbe für Copernik. Dagegen dürfte die Auffassung stehen, daß solche Namensnennungen, die im wissenschaftlichen Schrifttum durch die Jahrhunderte hindurch gleichsam Denkmals- und Begriffswert erhalten haben, hieran keine Einbuße und an ihrer Geläufigkeit (Regiomontan z. B. wird kein Johannes Müller mehr) keine Minderung erleiden dürfen. Es gab zahlreiche Träger des Namens Copernik, und unser Astronom hatte im Kreise seiner Amtsbrüder in der Regel anscheinend dieselbe Namensform. Aber es gibt nur einen Copernicus, seitdem die Druckausgaben der Revolutiones orbium coelestium diesen Namen zum geistigen Besitz der Menschheit und die erkenntnistheoretische Betrachtung ihn zum Symbol machten. Der Name Copernicus ist Geschichte.

Brachvogel.

Die Gebrüder Copernicus bestimmen ihre Nachfolger.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts kam auch im Frauenburger Domkapitel die Gewohnheit auf, daß einzelne Domherrn schon zu Lebzeiten für ihre Kanonikate einen Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge bestellten. Der erste bisher bekannte Fall betraf den Domherrn Andreas Copernik, den Bruder des großen Astronomen Nikolaus Copernicus. Die äußere Veranlassung dazu bot offenbar die schwere Erkrankung an der Lepra¹⁾, die dem genannten Kanoniker die Ausübung seiner Funktionen im Domkapitel unmöglich machte. Am 25. September 1513 sehen wir ihn zum letzten Mal im Kreise seiner Amtsbrüder²⁾, und bereits im Sommer des folgenden Jahres hatte der ermländische Bischof Fabian von Loszainen, wie wir aus einem Brief des Königs Siegmund des Alten an den in Rom weilenden Gnesener Erzbischof Johann Laszki vom 1. Juli 1514 erfahren³⁾, den Sekretär des genannten Königs, Johannes Dantiskus, zum Koadjutor des

¹⁾ Vgl. Fr. Hübler, Spicilegium Copernicanum (Braunsberg 1873); die Anmerkungen zu S. 269–272; L. Prowe, Nikolaus Copernicus Bd. II, 2 (Berlin 1883) S. 26–32.

²⁾ Vgl. E. 3. (=Ermf. Zeitschrift) Bd. 26 (1937) S. 302.

³⁾ Acta Tomicianana Bd. III S. 124 Nr. 173; Hübler a. a. O. S. 271 An. 2

Domherrn Andreas Koppernick bestellt. Damit war er ganz offensichtlich den Wünschen des polnischen Königshofes nachgekommen: denn dort bemühte man sich, sowohl jetzt — das zeigt der oben genannte Brief des Königs mit aller Deutlichkeit — wie auch in den folgenden Jahren immer von neuem, dem im diplomatischen Dienst Polens erprobten Dantißkus ein ermländisches Kanonikat zu verschaffen¹⁾; Bischof Fabian aber segelte im Jahre 1513/14, wie ich früher gezeigt zu haben glaube²⁾, völlig im Fahrwasser der polnischen Politik, so daß man wohl behaupten darf: der Gedanke, den Dantißkus zum Koadjutor des Andreas Koppernick zu machen, stammte garnicht von Bischof Fabian selbst, sondern ging vom polnischen Königshof aus. Dort sah man in diesem Verfahren offenbar einen geeigneten Weg, um einen zuverlässigen Parteigänger ins Frauenburger Domkapitel hineinzubringen, das sich bisher mit Erfolg ähnlichen Wünschen von polnischer Seite versagt hatte³⁾.

Die Bestellung eines Koadjutors mit dem Recht der Nachfolge stellt indessen eine außergewöhnliche Art in der Besetzung der Kanonikate dar, und daher ist dazu (neben der Zustimmung des betreffenden Domherrn) noch die besondere Genehmigung des Papstes erforderlich. Demgemäß erhielt denn auch der Gnesener Erzbischof vom polnischen König am 1. Juli 1514 den Auftrag, bei der Kurie die Approbation der geplanten Koadjutorie des Dantißkus zu erwirken⁴⁾. Das hat der Erzbischof indessen nicht erreichen können. Man wird annehmen dürfen, daß kein anderer als der nächstbeteiligte, also Andreas Koppernick selbst seine Zustimmung zu der in Aussicht genommenen Einsetzung des Dantißkus zu seinem Koadjutor verweigert hat. Denn Andreas stand dazumal in so großer Opposition zu den Plänen des polnischen Königshofes gegenüber dem Ermland, daß König Siegmund sich kurz vorher, am 5. Mai 1514, genötigt sah, ihm eine scharfe Zurechtweisung wegen seiner oppositionellen Einstellung zukommen zu lassen⁵⁾.

Erst im folgenden Jahre unternahm Andreas Koppernick von sich aus die erforderlichen Schritte zur Bestellung eines Koadjutors

¹⁾ Das glückte freilich erst im Frühjahr 1529 — vgl. Hans Schmauch, Die Bemühungen des Johannes Dantißkus um den erml. Bischofsstuhl — in Weichsel-land, Mitt. des Westpr. Geschichtsvereins Jhg. 36 (1937) S. 36.

²⁾ Hans Schmauch, Die kirchenpolitischen Beziehungen des Fürstbistums Ermland zu Polen — E. 3. 26 (1937) S. 310.

³⁾ Vgl. Hans Schmauch, Das Präsentationsrecht des Polenkönigs für die Frauenburger Dompropstei — ebenda S. 95 ff.

⁴⁾ Vgl. oben S. 261. Anm. 3.

⁵⁾ Vgl. Acta Tomiciana Bd. III Nr. 109 und oben S. 261 An. 2.

für sein ermländisches Kanonikat. Dafür hatte er sich aber nicht etwa den vom polnischen Königshof gewünschten Dantistkus ausersuchen, sondern seinen Landsmann, den Thorner Bürgersohn Bernardinus Korner¹⁾, der dazumal gleich ihm in Rom weilte und zu den Hofbeamten des Papstes gehörte — er stand im persönlichen Dienste des Kardinaldiakons Bernardus Dovizi von Bibiena²⁾. Zu seinem Bevollmächtigten für die Verhandlungen bei der römischen Kurie bestellte Andreas den ermländischen Kleriker Valentin Grabau³⁾. In einer Supplik vom 5. Mai 1515 erbaten die Beteiligten, sowohl Koppernick wie Korner, die päpstliche Genehmigung. Erst im folgenden Jahre wurde diesem Bittgesuch stattgegeben, und in einer (bereits gedruckten) Bulle vom 15. Juni 1516 ernannte Papst Leo X. den Kleriker der Diözese Culm, Bernardinus Korner, zum Koadjutor des ermländischen Domherrn Andreas Koppernick⁴⁾ und erteilte den Bischöfen von Lavaillon und Caserta⁵⁾ sowie dem Frauenburger Dompropst (Christoph von Suchten) den Auftrag, Korner zur Besitzergreifung seiner Pfründe zu verhelfen und allen Widersachern mit kirchlichen Senjuren entgegenzutreten.

¹⁾ Aus Thorn gebürtig, wo schon 1415–27 ein Michel Korner als Bürger nachweisbar ist (vgl. K. Kaczmarzyk, Liber scabinorum veteris civitatis Thoruniensis 1383–1428 — Thorn 1936 Register), wurde Bernardinus im W. S. 1507 in Leipzig immatrikuliert und 1509 zum baccalaureus artium promoviert (vgl. M. Perlbach, Prussia scholastica S. 100; Z. W. G. 44–1902 — S. 111 An. 8).

²⁾ Nach der Bulle vom 15. Juni 1516, wo der Papst ihn familiaris und continuus commensalis noster nennt (A. Theiner, Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae Bd. II — Rom 1861 — Nr. 397 S. 367 ff). Etwa seit dem November 1514 war er Notar an der römischen Kurie (vgl. E. Z. 19 — 1916 — S. 823). Bernardus Dovizi war seit dem 23. September 1513 Kardinaldiakon vom Titel Sanctae Mariae in porticu, er starb 1520 (vgl. K. Eubel, Hierarchia catholica Bd. III — Münster 1910 — S. 15).

³⁾ Während die unten wiedergegebene Eintragung in den Libri Resignationum deutlich „Valentinum Grabau“ hat, druckt Theiner a. a. O. „Valentinum Rabanum“; das dürfte ein Lesefehler sein.

⁴⁾ Hier heißt es von Andreas Koppernick, canonicus Warmiensis, „qui morbo quodam incurabili lepre laborat et gravatus existit et propter morbi huiusmodi contagionem ad dictam ecclesiam accedere ac canonicatu et prebende ecclesie Warmiensis, quos obtinet, in divinis deservire ac incumbencia illis onera perferre, prout decet, non potest per se ipsum.“

⁵⁾ Bischof von Lavaillon (im mittleren Frankreich, Suffragan von Arles) war damals der spätere Kardinal Johann Baptist Pallavicinus, Bischof von Caserta (im Gebiet von Neapel, Suffragan von Capua) Johann Baptist Boncianus — vgl. Eubel a. a. O. S. 176 u. 170.

Diese päpstliche Verfügung trat indessen gemäß den damals gültigen Bestimmungen erst in Kraft, wenn der bisherige Inhaber des Kanonikats entweder persönlich oder durch einen Vertreter (Prokurator) vor einem Notar der apostolischen Kammer durch Eid seine Zustimmung zur Absendung der betreffenden Bulle erteilt hatte. Auch diese Zustimmungserklärung des Andreas Koppernick ist uns im Vatikanischen Archiv erhalten geblieben. Darauf hat zuerst der derzeitige Präsekt dieses Archivs A. Mercati in einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1932 aufmerksam gemacht¹⁾. Die Eintragung in den Libri Resignationum²⁾ ist vom 23. Juni 1516 datiert und hat folgenden Wortlaut:

„Die 23. Junii 1516 Andreas Copernnek (od.: Copernuck) canonicus Warmiensis dationi et constitutioni ac deputationi coadjutoris dicti canonicatus et prebende per Valentinum Grabav procuratorem suum, ut constat mandato manu Pauli Gronewalt, presbiteri Wlatislaviensis³⁾ diocesis, recognito et in camera dimisso, in favorem Bernardini Bormer, clerici Culmensis diocesis, qui reservationem omnium fructuum dicti canonicatus et prebende pro supradicto Andrea per prenominationum Valentinum procuratorem suum, ut constat mandato manu Gabrielis Pachaly⁴⁾, clerici Florentini diocesis, recognitam et in camera dimissam plene constat juxta formam supplicationis sub: Datum Rome tercio Nonas Maji anno tercio⁵⁾).

¹⁾ Diese Publikation mit dem Titel „Una supplica di N. Copernico a Papa Paolo III,“ die in den Atti della Pontificia Accademia delle Scienze Nuovi Lincei Jg. 85 — Rom 1932 — S. 245 ff.) erschienen ist und auf die ich durch eine Notiz von M. Magdanski in seinen Uwagi o Koperniku (Roczniki Historyczne Jhg. 14 — Posen 1938 — S. 114 f.) aufmerksam gemacht worden bin, ist auf deutschen Bibliotheken nicht vorhanden. Der Braunsberger Kirchenhistoriker, Prof. Dr. K. A. Gint, hatte die große Lebenswürdigkeit, mir einen Separatabdruck dieses Aufsatzes von dem Herrn Verfasser persönlich zu besorgen, wie er auch die hier verwerteten Eintragungen in den Vatikanischen Registerbänden an Ort und Stelle feststellte und Photokopien dieser Stücke herstellen ließ. Ein weiteres Exemplar der genannten Atti besorgte Herr Studienrat Hans von Wjsocki in Braunsberg für die Bibliothek der Braunsberger Akademie. Auch an dieser Stelle sei dem Herrn Präsekten des Vatikanischen Archivs für die freundliche Ueberlassung des Sonderabdrucks und den beiden andern Herrn für ihre nicht geringen Mühen verbindlichst gedankt.

²⁾ Bd. 17 fol. 109 v. Am linken Rande steht untereinander „Warmiensis“ und „Coadiutoria“.

³⁾ D. i. Wladislaviensis diocesis = Diözese Leslau, zu der auch Pommerellen (das Gebiet links der unteren Weichsel) bis 1821 gehörte.

⁴⁾ Die Lesung ist unsicher.

⁵⁾ D. i. 1515, Mai 5.

sponte et libere respective consenserunt et literarum expeditioni jurarunt etc. Presentibus in camera domino Siluio et Hipp. sociis testibus etc. Donatus.

Aus dieser Registereintragung entnehmen wir (neben den oben genannten Daten und dem Namen des Prokurators) vor allem noch die Tatsache, daß Andreas Koppernick sich mit Zustimmung seines Koadjutors sämtliche Einkünfte seines ermländischen Kanonikats offenbar bis zu seinem Tode vorbehalten hatte. Das Todesdatum des Andreas ist nicht bekannt, doch muß sein Tod vor dem November 1518 eingetreten sein¹⁾. Nun erst rückte Bernardinus Korner als vollberechtigtes Mitglied ins Frauenburger Domkapitel ein²⁾, starb aber schon bald, jedenfalls vor dem November 1519³⁾.

Gleich seinem Bruder Andreas hat auch der große Astronom Nikolaus Copernicus für sein Frauenburger Kanonikat einen Koadjutor bestellt. Schon 1534/35 trug er sich mit dieser Absicht, ohne sie in die Tat umzusetzen. Erst gegen Ende seines Lebens wurde am 7. Mai 1543 Johannes Loitze, ein entfernter Verwandter, vom ermländischen Domkapitel als sein Koadjutor zugelassen⁴⁾. Ueber die vorbereitenden Schritte zu diesem Rechtsakt erfahren wir nun wichtige Einzelheiten aus der oben genannten Publikation von Mercati, der in den Registerbänden des Vatikanischen Archivs sowohl die dem Papst eingereichte Supplik des Astronomen wie auch die an Johannes Loitze gerichtete Bulle Pauls III. und ebenso die Zustimmungserklärung des Copernicus zur Einsetzung Johannes Loitze als Koadjutor ausfindig gemacht hat⁵⁾. Nur die zuletzt erwähnte Registereintragung

¹⁾ In der im Stockholmer Reichsarchiv aufbewahrten Ratio officii custodie Warmiensis zum Jahre 1518 — die Rechnung wurde regelmäßig anfangs November dem Gesamtkapitel vorgelegt — ist zum ersten Mal „dominus quondam Andreas Copernick“ genannt (vgl. L. A. Birkenmayer, Stromata Copernicana — Krakau 1924 — S. 276).

²⁾ Demgemäß führt der Domherrnkatalog des Frauenburger Domarchivs ihn (freilich ohne Jahresangabe) als Nachfolger des Andreas Koppernick auf; vgl. Hipler a. a. D. S. 272 An. 2).

³⁾ In dem eben genannten Kustodierechnungsbuch findet sich zum November 1519 folgende Einnahme vermerkt: „pro cappa ex parte defuncti Bernardin Korner mr. VIII“ (fol. 95 der im Frauenburger Domarchiv unter Nr. R. C. 13 vorhandenen Photokopie des genannten Rechnungsbuches). Korners Nachfolger, Alexander Sculteti, ist bereits zum Jahre 1519 als erml. Domherr beglaubigt.

⁴⁾ Vgl. Hipler a. a. D. S. 284 Nr. 101 und S. 289 Nr. 148 f. Prowe a. a. D. S. 260 f., 551 und 558 f.

⁵⁾ Mercatis Publikation ist bisher nur von Magdanski (vgl. oben D. S. 264 An. 1) kurz verwertet worden.

ist bereits vor Jahren von Th. Wierzbowski an einer ziemlich entlegenen Stelle im Przeglad bibliograficzno-archeologiczny (Warschau 1882 Bd. III. S. 452) veröffentlicht und danach von Franz Hipler im Ermländischen Pastoralblatt Bd. 26 (1894) S. 39 erneut abgedruckt worden¹⁾ Die beiden anderen Stücke aber waren bisher völlig unbekannt.

Auf Grund dieses Vatikanischen Quellenmaterials stellt sich der historische Ablauf dieser Dinge folgendermaßen dar: Bereits am 15. September 1540 bevollmächtigte Nicolaus Copernicus vor dem öffentlichen Notar Hieronymus Meflisch — er gehörte wahrscheinlich einer auch sonst bekannten Elbinger Bürgerfamilie an — den Notar der apostolischen Kammer und päpstlichen Hausgenossen Quirinus Galler zu seinem Vertreter, der die Bestellung des Klerikers oder

¹⁾ Diesen Hinweis verdanke ich meinem Freunde, Herrn Pfarrer Msgr. Eugen Brachvogel, der mir bereitwilligst auch den italienisch geschriebenen Aufsatz Mercatis ins Deutsche übersetzte. Die Eintragung in den Libri Resignationum Bd. 88 fol. 215 v des Vatik. Archivs sei hier nach der Photokopie erneut abgedruckt; sie lautet: „Die vigesima octava Junii 1542 dominus Niccolaus Coppernig canonicus ecclesiae Warinensis per dominum Quirinum Galler procuratorem suum, prout mandato publico manu domini Hieronimi Meflinsch notarii publici sub die quinta decima Septembris 1540 subscripto constat, deputationi perpetui et irrevocabilis coadiutoris de persona domini Johannis Loyze, clerici seu scolaris Vladislaviensis cum plena, libera et omnimoda facultate, potestate et auctoritate omnia et singula, quae ad huiusmodi coadiutoris officium de iure vel consuetudine aut alias quomodolibet pertinent, faciendi, gerendi et exercendi, et deputatur per supplicationem sub: Datum Romae apud sanctum Petrum Kalendis Junii anno octavo registratam libro 35 fol. 285 missam 26. Februarii ac literarum expeditioni consensit, iuravit etc., Praesentibus Romae in domo mei etc. domino Corrado Arts(?) canonico Patauensis et Thosto de Thostis de Monte Leone layco Spoletanensis diocesis testibus etc. Bart. Cappellus.“

Am linken Rande steht untereinander: Warinensis und Deputatio coadiutoris. Die Eintragung enthält mehrere Fehler des Kopisten der apostolischen Kammer. Statt „Meflinsch“ muß es „Mefleisch“ und statt „Warinensis“ zweifellos „Warmiensis“ heißen. Gerade diese Verdrehung des geographischen Namens hat übrigens Mercati veranlaßt, sich die fragliche Registereintragung genauer anzusehen, und so kam er dazu, auch nach den andern Stücken (Supplis und Bulle) zu suchen und das Ganze zu veröffentlichen. „Sehen wir also — so schließt Mercati seinen kurzen Aufsatz — dem Kopisten dankbar, der dadurch, daß er einen Namen schlecht abgeschrieben, mich auf die Spur des Ruhmes von Thorn brachte.“ — Mercati liest „Coppering“, ich glaube indessen ebensogut „Coppernig“ lesen zu dürfen. M. bezeichnet ferner Joh. Loitze als Kleriker der Diözese Breslau, indem er Vladislaviensis (d. i. Diözese Leslau, vgl. oben S. 264 Anm. 3) mit Vratislaviensis (= Breslau) verwechselt.

Scholars der Diözese Leslau Johannes Loitze zum Koadjutor seines ermländischen Kanonikats in Rom betreiben sollte. Erst am 26. Februar 1542 reichte dieser im Namen der beiden Beteiligten der römischen Kurie eine entsprechende Supplik ein¹⁾, die am 1. Juni die päpstliche Genehmigung erhielt; am Ende der Supplik liest man nämlich: „Concessum ut petitur in presentia domini nostri pape²⁾. Am gleichen Tage, also am 1. Juni 1542 ernannte Papst Paul III. in einer sehr ausführlich gehaltenen Bulle³⁾ den genannten Johannes Loitze zum Koadjutor des Nikolaus Copernicus und erteilte ihm zugleich die Provision für dessen Kanonikat, falls es auf irgendeine Weise frei werde; jede andere Verfügung über dies Kanonikat wird für ungültig und nichtig erklärt. Die Bischöfe (Johannes Clericus) von Macerata⁴⁾ und (Tiedemann Giese) von Kulm sowie der Breslauer Domherr Johannes Trisler, ein geborener Danziger, der mit Copernicus persönlich bekannt war⁵⁾, erhalten den Auftrag, dem Johannes Loitze, sobald er dem geistlichen Stande angehöre, kraft päpstlicher Vollmacht die genannte Koadjutorie zu verleihen und ihm nach deren Beendigung zur Besitzergreifung des ermländischen Kanonikats zu verhelfen. Wenige Wochen später, am 28. Juni 1542, gab dann Quirinus Galler als Prokurator des Astronomen vor dem Notar der päpstlichen Kammer

1) Sie steht Reg. Supplicationum, Bd. 2469 fol. 280 des Vat. Archivs. Da diese Supplik dem Inhalt wie dem Wort nach fast völlig mit der gleichzeitigen Bulle Pauls III. übereinstimmt, wird auf die Wiedergabe an Hand der Photokopie verzichtet.

2) Es folgt der Name des anwesenden Kardinals „Johannes Maria cardinalis de Monte“ (d. i. der spätere Papst Julius III., der seit 1537 Kardinal war — vgl. Eubel a. a. O. III. S. 27); am Schluß der Supplik steht „datum Rome apud sanctum Petrum Kalendas Junii anno octavo — missa 26 Februarii.“

3) Sie füllt 15 Seiten des Registrum Vaticanum Bd. 1633 fol. 164—170. Da weite Teile dieser Bulle rein formelhaft sind, werden hier nur die wesentlichen Stücke in der Beilage nach der Photokopie zum Abdruck gebracht.

4) D. i. ein exentes Bistum in Mittelitalien, dessen Bischof 1535—45 der auditor causarum s. palatii Johannes Clericus war — vgl. Eubel a. a. O. III S. 248.

5) Trisler oder Tresler (auch: Drehler) war Doktor der Medizin, seit 1519 Domherr und seit 1523 auch Domkustos von Breslau; auf diese Pfründen resignierte er 1544 (vgl. G. Zimmermann, Das Breslauer Domkapitel im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation — Westmar 1938 — S. 233 f.). Er hatte im Frühjahr 1538 persönlich in Frauenburg mit Copernicus über eine Krankheit des Bischofs Dantiskus konferiert (vgl. Fr. Hipler, Nikolaus Kopernikus und Martin Luther — in E. B. IV (1869) S. 519 und Spic. Cop. S. 287 Nr. 120; L. Prowe a. a. O. I S. 314; II S. 263 u. 300).

Bart. Capellus die eidliche Zustimmung zur Expedition der päpstlichen Schreiben¹⁾).

Beachtenswert ist die Begründung, mit der der große Astronom gegenüber dem apostolischen Stuhl die Annahme eines Koadjutors rechtfertigte: er sei so sehr vom Greisenalter bedrückt und von vielen Krankheiten geplagt, daß er keine Aussicht habe, die mit seinem ermländischen Kanonikat verbundenen Lasten und Pflichten noch weiterhin erfüllen zu können. Man wird diese Angaben nicht ganz wörtlich zu nehmen brauchen; wir wissen nämlich, daß Copernicus noch im Mai 1541 als „magister fabricae“ erscheint²⁾, damals also noch die Dombauverwaltung zu leiten imstande war. Immerhin rechnete er aber bei seinem Alter von nahezu 70 Jahren und infolge öfterer Erkrankungen wohl mit seinem baldigen Ende. Und in der Tat hat Copernicus seinen 70. Geburtstag ja auch nur wenige Monate überlebt.

Johannes Loitze, der in Aussicht genommene Koadjutor, war beim Erlass der päpstlichen Bulle erst etwa 12 Jahre alt, hatte also das damals für Kanonikate vorgeschriebene Mindestalter von 14 Jahren noch nicht erreicht. Von diesem „defectus aetatis“ erteilte ihm indessen der Papst in seiner Bulle ausdrücklich Dispens. Sobald Loitze die päpstliche Bulle in Händen hatte, wandte sich sein Vater Michael Loitze am 30. Dezember 1542 von Danzig aus an den ermländischen Bischof Johannes Dantiskus mit der Bitte, seinem Sohn zur Besitzergreifung der Koadjutorie behilflich zu sein³⁾. Es ist bekannt, daß der junge Johannes Loitze am 7. Mai 1543 durch einen Stellvertreter die Zulassung seiner Koadjutorie beim Frauenburger Domkapitel erbat und erhielt und daß er unmittelbar nach dem Tode des Copernicus von dessen ermländischem Kanonikat Besitz ergriff⁴⁾. Johannes schied nach etwa zwei Jahrzehnten aus dem geistlichen Stande wieder aus und verheiratete sich am 8. Februar 1562. Nunmehr ver-

¹⁾ Vgl. oben S. 266 An. 1.

²⁾ Vgl. E. 3. 26 (1938) S. 645.

³⁾ Der Brief ist gedruckt bei L. A. Birkenmajer, Mikołaj Kopernik (Kra-
tau 1900) S. 398. — Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen des Copernicus
zu Michael Loitze vgl. Joh. Papritz, Die Nachfahrtentafel des Lukas Wagenrode —
in „Jomsburg“ Juliheft 1937 Nr. IV, 12.

⁴⁾ Vgl. Spic. Cop. S. 289 Nr. 148 f. — Die polnische Königin Bona versuchte
übrigens, das Kanonikat des Copernicus einem adligen Polen Johannes Wolski
auf Grund eines ihr vom Papste verliehenen Nominationsrechts zu verschaffen, wie
ihr Brief an Bischof Dantiskus vom 8. Dezember 1543 lehrt (gedruckt bei Birken-
majer a. a. O. S. 399).

zichtete er auf sein ermländisches Kanonikat zu Gunsten des späteren Culmer Bischofs Peter Kostka von Stangenberg, was Papst Pius IV am 9. März 1562 genehmigte¹⁾. Hans Schmauch.

Beilage (zu S. 267 An. 3)

1542. Juni 1. Rom. — Papst Paul III. ernennt den Johannes Loitze zum Roadjutor des ermländischen Domherrn Nikolaus Coppersnicus:

Paulus etc. dilecto filio Johanni Loytz, clerico seu scolarum Wladislauiensis vel alterius diocesis, salutem etc. Cura pastoralis officii debitum salubriter adimplendum vigilantes assidue de statu canonicatum et prebendarum aliorumque beneficiorum ecclesiasticorum quorumlibet, ne propter illa obtinentium impedimenta seu alias in spiritualibus et temporalibus detrimenta sustineant, prospere dirigendo attentius cogitamus et potissimum, cum a nobis petitur, libenter eiusdem officii partes favorabiliter impartimus, ad illos quoque dextram nostre liberalitatis extendimus, ex quorum laudabilibus puerilis etatis indicibus verisimiliter concipitur, quod succedentibus sibi annis se in viros debeant producere virtuosos. Cum itaque, sicut exhibita nobis nuper pro parte dilecti filii Nicolai Coppersnicus canonici Warmienses petitio continebat, ipse adeo senio gravatus et idcirco multis infirmitatibus pressus existat, quod non sperat de cetero ecclesie Warmiensi, prout ratione illorum canonicatus et prebende, quos obtinet, est obnoxius, in divinis deservire ac negotia in dies illi dicta ratione occurrentia expedire seu onera sibi eadem ratione incumbentia perferre commode per se ipsum posse, ac propterea seu ex certis aliis causis cupiat te sibi in coadiutorem perpetuum et irrevocabilem in regimine et administratione canonicatus et prebende predictorum constitui et deputari, pro parte tam dicti Nicolai quam tui nobis fuit humiliter supplicatum, ut te eidem Nicolao, quoad vixerit, in coadiutorem perpetuum et irrevocabilem in regimine et administratione canonicatus et prebende huiusmodi in spiritualibus et temporalibus constituere et deputare aliasque in premissis oportune providere de benignitate apostolica dignamur: nos igitur, qui canonicatum et prebendarum aliorumque beneficiorum ecclesiasticorum quorumlibet felici successui liben-

¹⁾ Domarchiv Strbg. Acta capitularia Bd. I fol. 46 v, 49 v, 52 u, 57.

ter consulimus, volentes tibi, qui, ut asseritur, in duodecimo vel circa tue etatis anno constitutus existis et ex cuius laudabilibus puerilis etatis indiciis, prout fidedignorum hominum assertio, verisimiliter concipitur, quod succedentibus tibi annis te in virum debeas producere virtuosum, horum intuitu gratiam facere specialem teque a quibusvis etc. censurarum necnon omnia et singula beneficia ecclesiastica sine cura, que obtines, ac cum cura et sine cura, que expectas, necnon in quibus et ad que ius tibi quomodolibet competit, quecumque, quotcumque et qualiacunque sint, eorumque fructuum, reddituum et proventuum veros annuos valores, quatenus clericali caractere rite insignitus fueris, presentibus pro expressis habentes, huiusmodi supplicationi inclinati te prefato Nicolao, quoad vixerit ac canonicatum et prebendam predictos obtinuerit, in coadiutorem perpetuum et irrevocabilem in regimine et administratione canonicatus et prebende huiusmodi in eisdem spiritualibus et temporalibus cum plena, libera et omnimoda potestate, facultate et auctoritate omnia et singula, que ad huiusmodi coadiutoris officium de iure vel de consuetudine seu alias quomodolibet pertinent, faciendi, exequendi, gerendi, exercendi et procurandi ipsius Nicolai ad hoc per dilectum filium Quirinum Galler, causarum palatii apostolici notarium, familiarem nostrum, procuratorem suum, ad hoc ab eo specialiter constitutum expresso accedente consensu auctoritate apostolica tenore presentium exnunc, si iam sis, aut exnunc prout extunc et econtra, postquam fueris dicto caractere rite insignitus, constituimus et deputamus et nihilominus canonicatum et prebendam predictos, quorum fructus, redditus et proventus quatuor marcarum argenti puri secundum communem estimationem valorem annum, ut etiam asseritur, non excedunt, cum primum illos per cessum vel decessum aut quamvis aliam dimissionem vel amissionem dicti Nicolai seu alias quovismodo etiam apud sedem apostolicam etiam in aliquo ex mensibus ordinariis collatoribus etiam per constitutiones apostolicas pro tempore editas seu literas alternatarum aut concordata nationis Germanie cum sede predicta seu alia privilegia et indulta concessis hactenus et imposterum concedendis vacare contigerit, etiamsi dispositioni apostolice specialiter vel alias ex quavis causa, qualiscunque sit et undecunque resultet, generaliter reservata vel ex aliqua generali apostolica reservatione affecta existant cum

plenitudine iuris canonici ac omnibus iuribus et pertinentiis suis exnunc prout extunc et econtra, etiamsi tempore vacationis huiusmodi dictum coadiutoris officium exercere non inceperis et, quominus illud non exercueris, per te steterit ac presentes litere eidem Nicolao et dilectis filiis, capitulo eiusdem ecclesie, intimate non fuerint, tibi exnunc, si iam sis, aut exnunc prout extunc et econtra, postquam fueris eodem caractere rite insignitus, ut prefertur, dicta auctoritate conferimus et de illis etiam providemus ac eos ibti collatos et de ipsis provisum necnon illos de cetero ex persona prefati Nicolai ad hoc, ut de illis alteri quam ibit provideri possit, irritum vacare posse neque debere decernimus, districtius inhibentes venerabili fratri nostro episcopo Warmiensi et prefatis capitulo ac illi vel illis, ad quem vel ad quos collatio, provisio, presentatio, electio seu quevis alia dispositio dictorum canonicatus et prebende communiter vel divisim pertinet, ne de illis, cum vacaverint seu actu sint vacantes, etiam per textu quorumcunque privilegiorum et indultorum eis sub quibuscunque tenoribus et formis concessorum cuiquam providere seu alias de illis disponere quoquomodo presumant, ac decernentes exnunc omnes et singulas collationes, provisiones et quascunque alias dispositiones de canonicatu et prebenda predictis quovismodo vacantibus seu vacaturis etiam dicta auctoritate quomodolibet ac sub quibuscunque clausulis et decretis in alterius quam tui favorem factas et faciendas tanquam contra mentem et intentionem nostram factas nullas et invalidas existere

Quocirca venerabilibus fratribus Maceratensi et Culmensi episcopis ac dilecto filio Johanni Trisler, canonico ecclesie Wratislaviensis, etc. mandamus, quatenus ipsi vel duo aut unus eorum per se vel alium seu alios, si iam sis, aut postquam fueris prefato caractere rite insignitus, ut premittitur, facientes te auctoritate nostra officio coadiutoris huiusmodi pacifice gaudere, non permittentes te per quoscunque desuper quomodolibet indebite molestare teque vel procuratorem tuum nomine tuo cessante coadiutoris officio huiusmodi in corporalem possessionem canonicatus et prebende iuriumque et pertinentiarum predictorum inducant eadem auctoritate nostra et defendant inductum amoto exinde quolibet illicito detentore, facientes te vel pro te procuratorem predictum ad prebendam huiusmodi in dicta ecclesia Warmiensi in canonicum recipi

et in fratrem, stallo tibi in choro et loco in capitulo ipsius ecclesie Warmiensi cum dicti iuris plenitudine assignatis tibi que de ipsorum canonicatus et prebende fructibus, redditibus, proveniuntibus, iuribus et obventionibus universis integre responderi. Contradictores etc. Non obstantibus felicis recordationis Bonifacii pape octavi predecessoris nostri et aliis apostolicis constitutionibus ac ipsius ecclesie Warmiensi iuramento, confirmatione apostolica vel quavis firmitate alia roboratis statutis et consuetudinibus necnon privilegiis, indultis et literis apostolicis ecclesie Warmiensi et capitulo prefatis sub quibuscumque tenoribus et formis ac cum quibusvis etiam derogatoriis derogatoriis aliisque efficacioribus et insolitis clausulis irritantibus quoque et aliis decretis etiam iteratis eisdem concessis, approbatis et innovatis ac quibusvis specialibus vel generalibus, etiam mentalibus reservationibus, expectativis et aliis gratiis, unionibus, annexionibus et incorporationibus perpetuis et temporalibus, suppressionibus, extinctionibus, applicationibus et aliis absque consensu coadiutoris deputationibus, nominationibus, etiam imperialibus aut regalibus vel reginalibus nominandi, conferendi aliisque citra accessus et regressus facultatibus

Nos verum, qui dudum inter alia decrevimus et declaravimus, quod provisiones seu concessionem vel mandata de providendo de cathedralium ecclesiarum canonicatibus et prebendis, que pro quibusvis personis, si quartum decimum sue etatis annum non complevisset, quomodolibet emanarent, nisi iis, quod illos in minore etate recipere possent, per sedem predictam specialiter concessum foret, nullius essent roboris vel momenti et haberentur prorsus pro infectis, tibi, ut, si contigerit officium coadiutoris huiusmodi, antequam quartum decimum dicte tue etatis annum compleveris, cessare, ac tunc, si iam sis, aut postquam fueris prefato caractere rite insignitus, eosdem canonicatum ac prebendam dicto quarto decimo anno non completo vigore presentium recipere et retinere libere et licite valeas defectu etatis precesso, quem ad hoc tunc pateris, ac decreto et declaratione nostris predictis et quibusvis aliis constitutionibus et ordinationibus apostolicis necnon statutis et consuetudinibus supradictis, ut prefertur, roboratis ceterisque contrariis nequaquam obstantibus, dicta auctoritate apostolica earundem tenore presentium de speciali gratia indulgemus. Volumus autem, quod dicti canonicatus et prebenda debitis prop-

einzuschätzen wußten und den man nach alter Gewohnheit neben seinem Altare im geöffneten Sandboden unter dem Ziegelsteinpflaster des Domes vor dem kleinen Gefolge der gerade anwesenden Domgeistlichen hinabsenkte? Sollte es verwunderlich sein, daß man über seinen Grabstein ebenso nichts vermerkte und ihn später nicht mehr fand genau so wie bei den vielen andern Gräbern der im Dom Bestatteten? Von keinem einzigen jener Toten, die vor der Errichtung von Grabgewölben, also bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein, im Erdgrab unter dem Pflaster des Domes verwesen, ist heute noch die Grabstelle nachweisbar. Die Steinplatten, die einst diese sandgefüllten Gräfte bedeckten, wurden im Laufe der Zeit ganz entfernt oder herumgerückt, zuletzt noch bei der Belegung des Bodens mit Fliesen im J. 1860, und selbst die wenigen noch heute neben den Prälatenaltären liegenden Grabsteine von Prälaten lassen die Beibehaltung ihrer ursprünglichen Lage im Boden nur vermuten (s. meine Abhandlung „Die Grabdenkmäler im Dom zu Frauenburg“ in dieser Zeitschr. [= E. 3.] XXIII, S. 736, 740). Ganz selten nennt eine ältere Nachlassrechnung einen Grabstein. Ein Verdacht gar einer aus kirchlicher Gegnerschaft gestoffenen Vernachlässigung der copernicanischen Grabstätte wäre ein Ausfluß irriger Vorstellung über den Verlauf des Ringens um die copernicanische Weltansicht. Hat doch selbst die nach siebenzigjähriger Duldung ausgesprochene kirchliche Verurteilung der heliozentrischen Lehre, genauer die Forderung einer nur hypothetisch gehaltenen Lehre des copernicanischen Hauptwerkes, keine Aenderung in der Verehrung des Frauenburger Geisteshelden im Ermland und im benachbarten Gebiet bewirkt (s. meinen Aufsatz darüber in E. 3. XXVI, S. 653).

In welchem Teile des Domes die Grabstätte des Astronomen liegt, das sagt uns keine Aufzeichnung, und nicht einmal der die Nähe seines Grabes anzeigende Pfeileraltar, den Copernicus im J. 1495 selbst und nach zweijährigem Verluste und der endgültigen Verleihung seines Canonicats sein beauftragter Stellvertreter in Besitz nahm, derselbe Altar, den er statutengemäß von seinem Amtsvorgänger, Johann Zanau († 26. Aug. 1495) zu übernehmen hatte (Nr. 8 der Tüngen'schen Statuten bei Hipler, Spicileg. S. 249), wird uns genannt. Prowe, der als erster und am eingehendsten das Grab des Astronomen festzustellen suchte (seine beiden Schriften: Ueber den Sterbeort und die Grabstätte des Copernicus. Das Andenken des Copernicus bei der dankbaren Nachwelt. Thorn 1870. Sonderabdr. a. d. Neuen Preuß. Provinzialblätter 3. Folge. Bd. XI, im folg. als I und II bezeichnet), hat aus dem im Folianten C des Domkapitels vorhandenen, von

Domherrn Alexander Sculteti um 1532 angelegten (s. Schmauch in E. 3. XXVI, S. 707) Verzeichnis der Domherren, unter denen Copernicus an 14. Stelle steht, auf den 14. Pfeileraltar d. i. den 2. vorderen der südlichen Reihe, geschlossen (Prowe I, S. 29 Anm.), und die Stelle für das dem Astronomen 1581 an seinem Grabe errichtete Denkmal, an der Südwand, schräge diesem Pfeiler gegenüber, bekräftigt diese Folgerung. Aber die in Testamenten gewohnte Angabe über die Bestattung „juxta altare meum“ führt nur zu einer der im Umkreis des Altars vorgenommenen, im Laufe der Zeit zahlreich gewordenen Beerdigungen. Wegen der im Laufe der Zeit vorgenommenen Verlegung von Grabplatten wäre selbst eine hier liegende, durch Inschrift als Stein des Copernicusgrabes beglaubigte Platte keine Erkennungs-marke; ein solcher Stein ist aber weder hier noch sonstwo im Dom aufzufinden und schon Ende des 18. Jahrhunderts, als man ein Verzeichnis von Grabinschriften fertigte, nicht bekannt gewesen.

Jenes Denkmal, das zufolge einer Aufforderung des Bischofs Cromer vom 21. Nov. 1580 an der Wand neben seinem Grabe, „parieti ad sepulchrum eius“, eingefügt werden sollte und im folgenden Jahre gesetzt wurde, ist eine vollgiltige Bezeugung für die nächste Nachbarschaft des Copernicus-Grabes. Es ist unzweifelhaft, daß dem Domkapitel die Grabstelle damals genau bekannt war. Es genügt für diese Annahme die Treue, mit welcher der Domherr Johann Hanow Andenken an Copernicus bewahrte, bis er sie im J. 1584 dem großen Astronomen Tycho Brahe schenkte (Spicil. S. 234). Als Neffe der Brüder Caspar († 1571) und Johann († 1575), die beide als Domherren in Frauenburg noch mit Amtsbrüdern aus den Lebensjahren des Copernicus, z. B. mit Achatius von der Trendf († 1551), Johann Timmermann († 1564), Fabian Emmerich († 1559) im Verkehr standen, hütete jener Domherr Johann Hanow mit den teuren Andenken auch die Ueberlieferungen an den Astronomen.

Das 1581 errichtete Wanddenkmal behielt seine Stelle nur solange, bis im J. 1746 genau am selben Orte, östlich in 3 Meter Abstand vom Eingang zur Szembek'schen Kapelle, ihrem Erbauer, dem Bischof Szembek († 1740), ein Wanddenkmal errichtet wurde. Zwei Beschlüsse des Domkapitels, vom 18. 3. 1752 und 27. 6. 1758, berichten dies mit aller Deutlichkeit, einer mit den Worten: *Consultatum fuit de epitaphio Copernicano ad murum meridionalem quondam collocato, jam vero propter epitaphium Szembekianum inde recepto*, und der andere: Es sollen 80 fl. aus Szembek's Nachlaß zur Wiederherstellung des copernicanischen Epitaphs ver-

wendet werden, quia propter epitaphium eiusdem amotum et receptum est epitaphium Copernicanum (erstmalß gedruckt bei Prowe II, 5. 6, dann bei Hipler, Spicil. S. 292). In diesen klaren Sachverhalt brachte Dittrich's Geschichte der Domkirche (E. 3. XIX, S. 16) und seine Geschichte des Koppernikusdenkmals in Frauenburg (E. 3. XVII, S. 486) Verwirrung mit der schon von Hipler (Bibliotheca Warm. S. 234) vorgetragenen Behauptung, das Denkmal von 1581 sei wegen des Baus der Szembek'schen Kapelle bei ihrer Grundsteinlegung 1732 entfernt worden, um der Eingangstüre Platz zu machen. Dittrich hatte vergessen, daß er selbst 1907 (E. 3. XVII, S. 270) den Sachverhalt richtig dargestellt hatte: „Aus den Akten gehe deutlich hervor, daß nicht schon beim Bau der Szembek'schen Kapelle das Denkmal weggeräumt wurde, sondern erst als das Szembekdenkmal einige Meter entfernt vom Eingange zur Kapelle errichtet wurde“ Das geschah im J. 1746, und man wußte nur 6 Jahre später sehr wohl im Domkapitel, warum man propter epitaphium und nicht propter capellam sagte. Das Koppernicus-Denkmal von 1581, ersetzt durch ein Szembek-Denkmal seit 1746, ist also der Wegweiser zum Grabe des Astronomen, und dies muß der Südwand näher gelegen haben als dem 5,15 m vom Szembek-Denkmal entfernten zweiten Pfeileraltar.

Die im J. 1802 auf Veranlassung der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften vorgenommene Nachforschung nach dem Koppernicus-Grab an einer völlig falschen Stelle (genau berichtet darüber Prowe I, S. 20 ff.), eine beschämende Komödie der Irrungen, fiel in eine Zeit dürftiger heimatgeschichtlicher Kenntniß, aber aufgerüttelter Besinnung auf den Astronomen und konnte daher leicht in Frauenburg und in der halben Welt kritiklose, gläubige Annahme des angeblichen Ergebnisses finden. Die lebhaftige Stimmung für die Ehrung des Astronomen hatte das ganze 18. Jahrhundert hindurch angehalten. Seit 1677 prangte im Kapitelsaale beim Frauenburger Dom und spätestens schon 1690 im Koppernicusturm, der Sternwarte des Domherrn, ein Koppernicus-Bildniß. Um 1723 verfaßte Domherr Sienenski eine Lebensbeschreibung des Astronomen, 1735 erhielt dieser Denkmäler im Dom und im Mühlturm in Frauenburg, in den Jahren 1714, 1750, 52, 53, 55, 58, 59 beriet man im Domkapitel über ein neues würdiges Denkmal in der Nähe der Grabstätte. Bischof Krasicki und Friedrich der Große beabsichtigten einen Denkmalsbau (Hipler, Spicil. S. 292. Dittrich in E. 3. XVII, S. 485. Hipler, Bibliotheca, S. 236, 237. Prowe II, S. 5 ff.). Der Gedanke an ein Denkmal als Schmuck der Grabstätte weckte auch die alten Phantastereien über

einen andern Sterbe- und Begräbnisort (Prowe I, S. 3). Bischof Krasicki rühmte sich vor dem gelehrten Bernoulli bei seinem Besuch im Kloster Oliva 1777 (Bernoulli, Reisen durch Brandenburg . . . 1777 u. 1778. I. Bd. Leipzig 1779. S. 310), „wie er in seiner Kathedralkirche zu Frauenburg das wahre Begräbnis des Copernicus entdeckt habe“, während nach derselben Quelle, dieser Reisebeschreibung, in Frauenburg bereits von einer Beisetzung des Astronomen in dem (doch weit jüngeren) Grabgewölbe gesprochen wurde.

Als ein Jahrhundert später der Verein für die Geschichte Ermlands ein Gesuch des Domkapitels an Kaiser Wilhelm I. um Ausführung des von seinem Ahnen Friedrich II. geplanten Denkmals veranlaßte, leitete die Frage nach der Grabstätte die Verhandlungen ein, und der Oberpräsident sollte Ermittlungen darüber anstellen. Seit Prowes Untersuchung der geschichtlichen Quellen galt die Frage als gelöst, indem dieser entschieden hatte: „Neben dem Eingang der Seitenkapelle (Szembekkapelle) wurde dem Erbauer derselben ein Denkmal errichtet und diesem (das Wort ist von Prowe selbst gesperrt, I, 29) mußte das Epitaph des Copernicus weichen.“ Trotzdem antwortete Bischof Kremenitz am 6. 12. 1871 dem Oberpräsidenten mit der von Hipler vertretenen, verwirrenden Ungenauigkeit, das Grab liege „zwischen dem zweiten Pfeiler vom Haupteingange rechts und dem Eingange zu der hier angebauten sogenannten Szembek'schen Kapelle.“ Aber zugleich hörte fortan das Copernicus-Grab auf, im Mittelpunkt der Denkmalsangelegenheit zu stehen. Bischof Kremenitz lehnte nämlich ein Grabdenkmal innerhalb des Domes wegen des Mangels an einem hierfür geeigneten Platze ab, und das kaiserliche Kabinett lehnte ein Denkmal außerhalb des Domes ab. Es ist später doch außerhalb des Domes zustande gebracht worden, im J. 1909. Zufällig bot gerade in dieser Zeit die Anlage eines unterirdischen Röhrennetzes für eine Zentralheizung im Dom Gelegenheit zu einer Untersuchung des Copernicusgrabes. Das geschah aber in so oberflächlicher Art, daß sich die Wiedergabe des von Dompropst Dittrich darüber in der Sitzung des Erml. Geschichtsvereins am 23. Nov. 1909 (E. 3. XVII, S. 736) gegebenen kurzen Berichtes erübrigt.

Ende des Jahres 1938 wurde bei den Vorbereitungen für die Kant = Copernicus = Woche vom 12. bis 19. Februar 1939 an der Universität Königsberg der Plan einer Auszeichnung der beiden copernicanischen Gedenkstätten Frauenburgs, des Grabes im Dom und des Sternwartturmes, gefaßt. Damit vollzog sich die Rückkehr zu der früheren Absicht eines Grabdenkmals im Dome vom

J. 1871 und zu einem 1895 vom Kultusministerium erwogenen und geprüften Ausbau des Turmes, der damals zu einer Sternwarte eingerichtet werden sollte (E. Z. XVII, S. 491), sowie zu der schon 1848 von Bischof Geritz beabsichtigten, an den Kosten gescheiterten Wiederherstellung des ihm noch durch Augenschein bekannten Wehrganges. Zum ersten Male folgte man jetzt der Hoffnung, bei einer Freilegung des gesamten Gräberfeldes im Bereich zwischen dem zweiten Pfeiler und der Szembek'schen Kapelle einschließlich des Szembek-Denkmals auf eine die Gebeine des Astronomen kennzeichnende Beigabe zu stoßen. Man dachte ferner daran, durch Freilegung der Grabsteine am Naturalaltar, dessen benachbarter Gewölbepfeiler merkwürdigerweise im J. 1735 vom Domkapitel zur Gedächtnistafel für Copernicus bestimmt war, und durch Prüfung der Rückseite von Grabplatten den Grabstein des Astronomen zu suchen. Auf letztere Möglichkeit hatte Oberbaurat Dr. B. Schmid-Marienburg auf Grund seines Fundes wiederverwendeter, d. h. beiderseits mit Inschriften versehener Grabplatten in der St. Nikolaikirche in Elbing hingewiesen. Der Bericht des Provinzialkonservators Dr. Conrades, der die Nachforschung im Januar 1939 mit einem Stab von Wissenschaftlern und in vorgeschichtlichen Grabungen bewanderter Facharbeiter, größtenteils im Beisein des Verfassers dieses Aufsatzes, unternahm, steht noch aus, und so kann hier nur wenig mehr als ein Beitrag zur Geschichte der Erdbestattung im Dom dargeboten werden.

Ueber die Bestattungsweise ist dank einem Hinweis von Dr. Schmauch auf die Custodierechnung der Jahre 1490 bis 1563 (Domarchiv R. C. 13) aus den Jahren 1492, 1493 und 1496 soviel bekannt, daß die Leichen im „Ornat“ oder im Messgewande, wobei in einem Falle eine weiße Kasel genannt wird, begraben wurden. Aus Nachlaßrechnungen z. B. des Domherrn Martin Achtsnicht († 4. 3. 1504. Domarchiv T. 23) sind zwar Angaben über die Kosten des Grabsteins, aber keine über Begräbnis, Sarg, Ausstattung der Leiche erhalten. Darüber ließ sich durch die Grabung einiger Aufschluß erwarten, da die trockene Sandschicht, in der die Fundamente des Domes stehen, die Verwesung zu verlangsamen wohl geeignet ist. Die Hebung der beiden Grabsteine Jakob Timmermann († 1582) und Johann Hanow († 1575) unmittelbar vor dem zweiten Pfeileraltar erwies ihre nur einmalige Verwendung. Die Deffnung des Sandbodens darunter bis zur Sohle der durch keine Fundamentmauer verbundenen Gewölbepfeiler in etwa 2 Meter Tiefe förderte überraschenderweise nur einen Sarg in einer nur einmalig eingeschnittenen Sandgrube fast ohne Knöchelchen und ohne eine von Bestattungsresten geschwärzte

Schicht zu Tage. Die Annahme, daß gerade der Raum vor den Pfeileraltären mit Gräbern gefüllt sei, hat sich nicht bestätigt. Die beherrschende Frage nach dem Alter der geringen Skelettreste in dem eingestürzten Sarge dürfte sich aus den blattartig gemusterten Fäden des Meshgewandes, des einzigen außer einem Holzkelche erhaltenen Restes der Ausstattung, kaum beantworten lassen, da für die Bekleidung der Leichen die Benutzung älterer, verbrauchter Gewänder zu veranschlagen ist. Da die Kasel im allgemeinen im Norden schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. die Entwicklung der späteren Zeit aufwies (Jos. Braun: Die liturgische Gewandung im Occident und Orient. Freiburg 1907. S. 192), hätte auch die etwa erhaltene Form der Kasel eine engere Zeitbestimmung nicht gestattet. Der neben dem 2. Pfeiler im Mittelschiff liegende Grabstein des Johann Worain († 1606), der neben dem 1. Pfeiler im Mittelschiff liegende Stein des Jakob Schröter († 1621) und der bisher unbekannte Stein, der hinter dem 2. Pfeileraltar ostwärts liegt, vom Gestühl bedeckt und dadurch sehr gut erhalten ist (Nr. 55 des Lageplans in E. 3. XXIII), der Stein des Albert Bischof (Inscription im Pastoralbl. 1881, S. 55, Nr. 55) († 1529) blieben unberührt.

In kurzem Abstand von der Szembek'schen Kapelle fand sich eine Reihe nebeneinanderliegender und an einer Stelle aufeinandergesetzter, eingestürzter Särge, die zufällig eine Handbreit tiefer als die ummauerten Heizungskanäle stehen und daher bei den Mauerarbeiten damals verborgen blieben. Irgendwelche Beigaben oder Kennzeichen wurden nicht gefunden, sodaß wiederum nur winzige Stoffreste neben Skeletteilen sich zur Untersuchung boten. Zwecks anatomischer Bestimmung des Lebensalters der Bestatteten, das für den 70-jährig verstorbenen Astronomen im Unterschied von andern hier Bestatteten ein Kennzeichen bieten könnte, wurden einige Särge mit Inhalt äußerst behutsam herausgehoben, gefestigt, mehrfach in der Grube und draußen photographiert, teilweise geröntget, und nach Königsberg geschafft. In der Entfernung der Gräberreihe vom Pfeileraltar scheint die Vorschrift der Synodalstatuten Rudnicki's vom Jahre 1610 Nr. 482 (Hipler, Constitutiones synodales Warmienses. Braunsberg 1899. Sp. 166), daß Gräber mindestens 2 Ellen, also mindestens $1\frac{1}{3}$ Meter, von einem Altar entfernt sein müssen, oder ein schon vorher vorhandener entsprechender Brauch wirksam gewesen zu sein. Die Vorschrift entspricht dem Römischen Rituale, Tit. VI cap. I Nr. 23, das für Altäre, an denen das hl. Messopfer gefeiert wird, einen Abstand von mindestens 1 Meter für Gräber verlangt.

Die Abtragung des den Naturaltar umgebenden, über den Fußboden des Langhauses erhöhten Fliesenbodens innerhalb der marmornen, mit dem Wappen ihres Stifters Bischofs Potocki (1711–1723) geschmückten Kommunionbank förderte die Grabsteine des Johann Lehmann († 18. Aug. 1582, Inschrift Pastoralblatt 1881, S. 52, Nr. 7), 2,15 × 1,31 Meter groß, des Hermann de Mundo († 3. Okt. 1423, Inschrift Pastoralbl. 1891, S. 109 Nr. 11) und ein Bruchstück zu Tage. Der sehr gut erhaltene, durch ein Flachrelief einer mit Almuze bekleideten Domherrenfigur ausgezeichnete Grabstein Lehmanns befindet sich zur Zeit in der westlichen Domvorhalle. Der nicht völlig freigelegte Stein des Hermann de Mundo, dessen Inschrift schon Ende des 18. Jahrhunderts nur mehr teilweise lesbar war, ähnt in Größe, Buchstabenform und in der darauf eingeritzten Domherrnfigur dem zeitlich nahen Grabstein Johannes von Essen († 1416 oder 17). Der Grabstein des Bischofs Heinrich Fleming († 1301), der vom Nordschiff her unter die Kommunionbank sich schob, erwies sich an dieser Stelle als abgeschnitten, sodaß die erwartete Fortsetzung des sichtbaren Teiles der Inschrift dieses sehr wichtigen Grabsteins (B. Schmid, Die Inschriften des Deutschen Ordenslandes Preußen bis zum Jahre 1466. Halle 1935. S. 117) für immer verloren ist.

Infolge des am 2. September 1939 ausgebrochenen Krieges bleibt der Plan eines Grabdenkmalbaus und des Ausbaus des Sternwarteturms noch in der Schweben. Die Errichtung eines Grabdenkmals im Dom, für das nach Verlegung des Szembek-Denkmal hier der geschichtlich beglaubigte Ort gegeben wäre, würde vielleicht noch eine wichtige kunst-ästhetische Erwägung über die Umgebung des Domes nach sich ziehen: über die Gestaltung des am Höhenrand vor der Domburg als neugotischer Turmbau errichteten Copernicus-Denkmal. Die schon damals, vor seiner Errichtung, von Conrad Steinbrecht im Stillen ausgesprochene Mißbilligung (s. meinen Aufsatz „Das Copernicusdenkmal in Frauenburg und Conrad Steinbrecht“ in „Unsere ermländische Heimat“ vom 16. 9. 1929) begegnet heute, nach dem lange versunkenen, als Irrweg erkannten Kunstwillen zur Wiedererweckung mittelalterlicher Bauformen ungeteilter Zustimmung und könnte den gänzlichen Verzicht auf ein Denkmal außerhalb des Domes zu Gunsten eines Grabdenkmals im Dom befürworten.

Abschließend ist hervorzuheben, daß das Domkapitel in Frauenburg, getreu seinem durch die Jahrhunderte hindurch gepflegten Einsatz für die seinem unsterblichen Mitglieder geltenden Huldigungen, zu den

umfangreichen Erdbewegungen, Steinverschiebungen und Mauerarbeiten im Dom weitgehende Genehmigung erteilt und damit die Nachforschung nach der Grabstätte erleichtert hat. Brachvogel.

Zur Kunde der Copernicus-Bildnisse.

In zwei Richtungen haben die vom völkischen Blickpunkt aus veranstalteten Copernicus-Ausstellungen, die Pariser von 1937, die Königsberger auf der Kant-Copernicus-Woche vom 12. bis 19. Febr. 1939 und die seit Ende August 1939 in Allenstein dargebotene, die Kunde über Copernicus gefördert, durch die Sammlung von Belegen für das deutsche Volkstum des Astronomen und durch die Sammlung von Copernicus-Bildnissen.

Der größte und wichtigste Teil der Ausstellungsgegenstände ist vom Ermländischen Geschichtsverein geliefert oder unter seiner Mitarbeit beschafft. Dem von der Staatsregierung unternommenen Gegenzug einer eigenen copernicanischen Schauabteilung gegen die Aufstellung einer Copernicus-Büste in der polnischen Halle der Pariser Weltausstellung (für die Weltausstellung in New-York war von polnischer Seite eine Nachbildung des Warschauer Copernicus-Denkmals von Thorwaldsen beabsichtigt) war ein Weckruf in der Ermländischen Btg. vom 13. 4. 1937, „Nikolaus der Deutsche“, und von Berlin aus mündliche wie schriftliche Beratung mit Vorstandsmitgliedern des Ermländischen Geschichtsvereins vorausgegangen. Die für Paris zusammengebrachten und hier sehr wirkungsvoll dargebotenen Nachweise der deutschen Volkszugehörigkeit des Astronomen, darunter das 1936 herausgegebene älteste Schöffenbuch Thorns und H. Schmauch's „Nikolaus Copernicus — ein Deutscher“ in der Zeitschr. „Jomsburg“ 1937 (beim deutschen Historikertag in Erfurt 1937 wurde sie in 300 Stück verteilt), meine Schrift „Frauenburg, die Stadt des Kopernikus“ die Nachfahrenstafel des Großvaters von Copernicus, Wiedergaben von Druckblättern z. B. aus den Akten der Deutschen Landsmannschaft in Bologna, sodann das vergrößerte Wittenberger Holzschnitt-Bildnis, sind meist auch in die Königsberger und Allensteiner Ausstellung übergegangen.

Die in weiterem Umfange unter Leitung des Provinzialkonservators Dr. Conrades und unter Mitwirkung des Ermländischen Geschichtsvereins veranstaltete Ausstellung im Königsberger Schloß hat durch 49 photographische Aufnahmen, Gesamtaufnahmen der einzelnen Räume und Einzelaufnahmen der Schaustücke, ihre Vergegen-

wärtigung ermöglicht. Die Schaustücke lassen sich in folgende Gruppen zusammenfassen: Zum Lebensgang des Astronomen, Bildnisse von ihm, Druckwerke und Instrumente, zum Volkstum, Bildnisse von Freunden und Zeitgenossen.

Die hervorstechende Betonung des Volkstums des Astronomen hat ihre feste, umfassende Grundlage in der Abhandlung von Schmauch, „Nikolaus Copernicus – ein Deutscher“ Der Beitrag der Königsberger Ausstellung zur Sichtung der Copernicusbildnisse, die trotz der geschichtlichen Untersuchung von Hipler (Die Portraits des Nicolaus Kopernikus. In: Mittheil. des Erml. Kunstvereins. 3. Heft. Leipzig 1875. S. 73 ff.) und der kunstgeschichtlichen von Zygmunst Batowski (Wizerunki Kopernika. Torun 1933), des wichtigsten Schrifttums hierzu, noch nichts Endgiltiges gezeitigt hat, verdient näher erörtert zu werden. Folgende Bildnisse waren hier vertreten. 1) Der Wittenberger Holzschnitt. 2) Das Gemälde der Universität Leipzig. 3) Der Kupferstich Copp. mit dem Buche. 4) Ein Gemälde aus Gotha und zwei aus Danzig.

1. Zu den Bildnissen, deren gemeinsame Wurzel ein wahrscheinlich von eigener Hand des Copernicus gezeichnetes Portrait ist, gehören das Bild an der Straßburger Münsteruhr (wiedergegeben in E. 3. XX, vor S. 601), der von Reußner in Straßburg und der von Kauffmann in Wittenberg (Wiedergabe bei Hipler, in obiger Abhandlung) herausgegebene Holzschnitt, und von diesen wurde für die Pariser Ausstellung (und ebenso zur Bebilderung der Abhandlung Schmauch's in „Jomsburg“) der Wittenberger Holzschnitt gewählt. Beim Bild des Straßburger Münsters handelt es sich nach Batowski (S. 24) um ein vergrößertes, vergrößertes Brustbild aus der Werkstatt Stimmers. Der Wittenberger Holzschnitt übertrifft den Reußner'schen an künstlerischem Gehalt; er gehört durch seine kräftige Modellierung und scharfe Linienführung zu den besten Holzschnittportraits. Zu der von Professor E. Zinner in der Besprechung von Batowski (Vierteljahrsschrift der Astronom. Gesellschaft 72. 1937. S. 51) beanstandeten Auffassung des von Copernicus gehaltenen Maiglöckchens (*Convallaria majalis*) als Abzeichen eines Mathematikers und Astronomen läßt sich zu Gunsten der Bildnistreue bemerken: die Blume braucht nicht als Abzeichen des Astronomen, sondern als Zeichen der von Copernicus selbst (nach Gassendi) hochgehaltenen und weithin geschätzten ärztlichen Tätigkeit angesehen zu werden (vgl. über die pharmakologische Geschichte des Maiglöckchens Ernst Hirschfeld, *Lilium convallium*. Leipzig 1929). Bei dieser naheliegenden Annahme entfällt die Schwie-

rigkeit einer für Astronomenbildnisse des 15. und 16. Jahrhunderts nach E. Zinner ungewohnten Darstellung. (Den Herausgeber des Holzschnittes, Sabinus Kauffmann in Wittenberg, dessen für die Bild-Druckkunst Wittenbergs bedeutende Persönlichkeit irgendwie zu ermitteln bisher nicht geglückt ist, kenne ich noch als Herausgeber eines Einblattdruckes eines Doppelblattes mit einem großen und mehreren kleinen Holzschnitten, betitelt „Anatomia inwendiger Gliedmassen einer Mansperson wie in den folgenden Figuren sampt ihrer Beschreibung zu sehen.“)

2. Das Gemälde der Universität Leipzig, eine genaue Copie des Kupferstiches von J. J. Vogel bei Christoph Hartknoch, Alt und neues Preußen, Frankfurt 1684, S. 371, gibt gleich legerem seine Vorlage in der Aufschrift an: „Ex Monumento Thorunensi depictus“. während der Kupferstich statt „depictus“ „expressus“ gebraucht. Hartknoch weiß zu berichten, daß Copien dieses Bildes, das bis heute das vom Thorner Arzt Melchior Pyrneseius zwischen 1570 und 1589 in der St. Johanniskirche in Thorn errichtete Copernicus-Denkmal schmückt, vielfach, auch von Ausländern und namentlich Franzosen, verbreitet worden ist. Die Wertschätzung dieses Bildes, das von Hipler (Die Porträts S. 93) mit ansprechender Vermutung auf ein Heilsberg-Frauenburger Originalgemälde zurückgeführt wird und von Batowski (S. 44) als spätere, 1616 und insbesondere vor 1667 bezugte Zugabe zum Denkmal angesehen wird, ist infolge der Erneuerung von 1733 (Ludwig von Baczo, Kleine Schriften. Leipzig 1796, S. 149. Diese Erneuerung hat ein polnischer Postmeister Thorns Namens Rubinkowski vorgenommen) und von 1870 (Altpreuß. Monatschrift 8. Bd. Königsberg 1871. S. 258) stark herabzumindern. Die nach 1870 verbreiteten Photographien (s. Altpreuß. Monatschr. a. a. D. S. 288), die wohl auch als Vorlage für den in Hipler's Spicilegium 1873 veröffentlichten Steindruck dienten, und auch Batowski's von diesem ungenauen Steindruck sich deutlich abhebende gute Abbildung (Tafel 7) gestatten keine sichere Vorstellung von dem ursprünglichen Denkmalsbildnis, obwohl die Erneuerung vom J. 1870 sich gerade die Aufgabe gestellt hatte, die Gesichtszüge des Copernicus von der argen Uebermalung des 18. Jahrhunderts zu befreien. Vogels Kupferstich und somit das Gemälde der Leipziger Universität, obwohl jener vor die Zeit der Uebermalung zurückreicht, ist noch weniger zuverlässig; er ist offenbar stark stilisiert und beruht auf einer nach dem Urteile Batowski's (S. 45) ungenauen Zeichnung. Den Eindruck größerer Nähe des Original-Denkmalbildnisses macht ein in den letzten Jahren aus Thorner

Privatbesitz von der National-Galerie in Berlin erworbenes Gemälde auf Leinwand von $0,51 \times 0,41$ m Größe, abgebildet in „Die wichtigsten Erwerbungen in den Jahren 1933 – 1937“, Berlin, Deutscher Kunstverlag 1938. Die Verwaltung der National-Galerie hält es für schwer entscheidbar, ob die Entstehung des Bildes ins 18. Jahrh. oder vielleicht doch etwas früher anzusetzen ist, sodaß eine hinausschiebung vor das Erneuerungsjahr 1733 ungewiß bleibt. Bei einer früheren Wiederherstellung ist das Bild (nach dem Gutachten des Restaurators des National-Galerie Herrn Schirsch vom 28. Oktober 1939) sehr scharf gereinigt worden, wobei empfindlichere dunklere Stellen der Farbfächen angegriffen und andere entfernt wurden. Das in den Farben hellocker und englisch-rot gehaltene Gesicht zeigt stärkste Verwandtschaft mit dem Wittenberger Holzschnitt, ebenso die Kleidung, mit dem Unterschiede, daß nur die Oberarme, nicht die Hände des Brustbildes sich hier zeigen. Um die Frage entscheiden zu können, ob das Porträt der Nationalgalerie unmittelbar nach dem Denkmalsbilde oder nach dem Wittenberger Holzschnitt geschaffen ist und ob eine Abhängigkeit des Denkmalsbildes vom Holzschnitt besteht, bleibt eine neue Reinigung des Denkmalsbildes von den Uebermalungen eine unerläßliche Aufgabe. Ein Zusammenhang des Porträts der National-Galerie mit dem Denkmalsbild läßt sich auch in der Farbgebung untersuchen. Jenes Porträt zeigt einen Hintergrund in warmem Goldockerbraun, den Ueberwurf in lebhaftem Rot, Kragen und Ärmel graugrün. Seine weißgelbe Beschriftung lautet in Großbuchstaben: Clarissimus Et Doctissimus Doctor Nicolavs Copernicvs Thorvnensis Canon. Varmiensis Astronomvs Incomparabilis 1593. Eine sehr stümperhafte Copie des Thorn-Berliner Galeriebildnisses ist das eine der zur Königsberger Ausstellung von der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig übersandten Delgemälde, mit Fehlern in der Beschriftung und Aenderung der Jahrzahl 1593 in 1595.

3. Von dem Kupferstich „Coppernicus mit dem Buche“, abgebildet in meiner Abhandlung E. 3. XX, vor S. 601, bei Batowski Tafel 6, dem sowohl von L. A. Birkenmajer (Mik. Kopernik. 1900. S. 675) wie von Batowski höchstes Alter zuerkannt wird, hat E. Zinner (a. a. O.) noch ein drittes Exemplar aufgefunden. Er glaubt es mit Rhaeticus, dem Schüler des Copernicus, in Verbindung bringen und dadurch eine größere Sicherheit für Bildnistreue für dieses in Anspruch nehmen zu können. Die Einschaltung des Rhaeticus als wichtiges Glied in der Bildnisüberlieferung hat schon Hipler (a. a. O. S. 88) angewendet.

4. Das erst vor zwei Jahren in Gotha im Schloß aufgefundenene, in den Herzoglichen Anstalten daselbst aufbewahrte und nun auf der Königsberger Ausstellung bekannt gewordene Porträt, ein Gemälde auf Holz, 43×31 cm groß, erweist sich als Copie des von Batowski als Fälschung bezeichneten, von ihm sehr eingehend behandelten (S. 68 bis 76), auf Tafel 16 wiedergegebenen Gemäldes. Der Bericht Bernoullis von einem Bildertausch zwischen Bischof Grabowski und dem Herzog von Gotha, der gegen das Bildnis eines aus dem sächsischen Hause stammenden Bischofs ein Copernicusporträt an Grabowski abgegeben haben soll, erhält durch den Fund in Gotha eine feste Stütze, und die von mir (in E. 3. XXV, S. 822) ausgesprochene Vermutung über ein Bildnis des Ermländischen Domherrn Christian August von Sachsen=Zeitz (1666—1725) gewinnt damit größere Beachtung. Christian August, der zufolge seiner verwandtschaftlichen und persönlichen Beziehungen zum Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, dem Polenkönig August II. (1697—1933), vom ermländischen Domkapitel am 7. Febr. 1698 zum Domherrn gewählt wurde und bereits am 6. Mai desselben Jahres auf sein Canonicat verzichtete, wird bis heute durch das Gedenkzeichen eines Kardinalshutes am Gewölbe des Frauenburger Domchors geehrt und ist sehr wahrscheinlich lange durch ein Bildnis (in dem noch heute mehrere Bildnisse von Domherren und Kirchenfürsten älterer Zeit bewahrenden) Frauenburg in Erinnerung geblieben. (Das Heimatmuseum in Zeitz besitzt von diesem zum Cardinal aufgestiegenen sächsischen Herzog, dessen Lebensbeschreibung Eberhard Klein in „Gelbe Hefte“, München 1928, S. 778 ff bietet, drei Kupferstichbildnisse.) Es hat damals nicht nur die altentworfene Rückgabe des Hofiusbildes im J. 1744 aus Gotha an Bischof Grabowski stattgefunden (s. Pastoralblatt f. d. Diöz. Erml. 1879, S. 83), sondern auch eines Copernicus-Porträts, von dem augenscheinlich vor der Aushändigung an Grabowski eine Copie, die noch heute in Gotha erhaltene, hergestellt wurde. Das Original, das nur zufolge der schwedischen Plünderung des Schlosses Heilsberg im J. 1704, in gleicher Weise wie die in Gotha aufgefundenen Heilsberger Archivalstücke und das Hofiusbild, den Weg nach Gotha genommen haben kann, hatte nach dem Tode Grabowskis (1766) folgende Eigentümer: a) Alexius Husarzewski, polnischer Kammerherr und Hauptmann, seit 1768 zeitweise polnischer Generalkommissar des Danziger Hafens, Günstling des Bischofs Grabowski. b) Dessen Sohn Karl gemäß der Beschriftung auf der Rückseite der Holztafel „Carolus Husarzewski, ex dono Alexii parentis 1785“ c) Das Naturwissen-

schastliche Kabinett in Danzig. 4) Seit 1834 der Danziger Ratsherr Pannenberg. 5) Um 1880 Graf Dzjalinski in Berlin. 6) Seit 1880 die Fürstin Iza Czartoryska, dann die Czartoryski'sche Sammlung in Goluchow bei Pleschen im Warthegau. Eine Copie in Del von der Hand des Malers Friedr. Anton Lohrmann kam 1776 aus Danzig nach London in die Sammlung der Royal Society; danach ein Kupferstich von Th. Patch vor 1782 und ein Stahlstich von E. Scriven. Die Naturforschende Gesellschaft hatte sich eine Copie zurückbehalten (beschrieben bei Hipler, die Portaits S. 149, Anm.), das Bild der Königsberger Ausstellung. Als ehemaliger Besitz des Schlosses Heilsberg und (nach Batowski) als Darstellung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist es das einzige ermländische Delbildnis ältester Zeit und hat somit hervorragenden Denkmalswert. Zudem darf auch die Glaubwürdigkeit dieses Porträts trotz Batowski's Ablehnung nicht völlig in Abrede gestellt werden. Auch im jetzigen Zustande ist eine gewisse Verwandtschaft mit dem Straßburger (Keußner) und dem Wittenberger Typ nicht zu verkennen, und das nichtübermalte Original könnte diesem noch nähergestanden haben. Das Heilsberg-Goluchow-Bild hat wohl infolge Uebermalung eine fehlerhafte Aufschrift: „R 7 D. Nicolao Copernico.“ Während R mit der bekannten Abkürzung als Reverendus — Batowski liest irrtümlich Rs und knüpft daran eine merkwürdige Vermutung — zu lesen ist, darf die Endung o im Vor- und Zunamen, wie auch E. Zinner annimmt, wegen des als Reverendus feststehenden R mit Sicherheit als ursprünglich o mit linksgezogenem Haken, d. h. us gelesen werden.

Die mit geschickter und treffender Auswahl durch den Provinzialkonservator Dr. Conrads beschafften Schaustücke der coppernicanischen Abteilung der Kant-Copernicus-Ausstellung in Königsberg haben auf einige Hauptpunkte des coppernicanischen Forschungsgebietes durch eine bisher nirgendwo so gebotene Reichhaltigkeit aufmerksam gemacht. Wie die obige Ausführung über die hier vereinigten Copernicus-Bildnisse dartut, hat diese Schau auch der Forschung selbst Dienste geleistet. Sie hat die schwierige Untersuchung über die glaubhafte Ueberlieferung der Gesichtszüge unsers Astronomen von neuem angeregt und vorangebracht.

Brachvogel.

Ein Gedicht über die Bauern zu Wuslack aus dem Jahr 1740.

Von A. Birch-Hirschfeld.

Auf den letzten Seiten eines Taufbuches der Pfarrei Wuslack fand sich neulich das im Folgenden abgedruckte satirische Gedicht über die Bauern zu Wuslack aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Hat es auch als „Dichtung“ keinerlei Anspruch auf Beachtung, so bietet es doch wegen verschiedener darin enthaltener dialektischer Wendungen sowie wegen des kulturgeschichtlichen Hintergrunds und der für die Familienforschung wertvollen Familiennamen manches Interessante.

Der Verfasser und die ungefähre Entstehungszeit der Satire waren leicht zu ermitteln. Auf der nächsten Seite findet sich in gleicher Handschrift ein vom Pfarrer Franz Michael Kostka zu Wuslack 1740 aufgesetzter und eigenhändig niedergeschriebener Vertrag über die Abhaltung der gelobten Prozession nach Springborn. Auch die kirchlichen Matrikel jener Jahre sind von derselben Hand geführt worden. Das Gedicht ist also in der Zeit kurz vor 1740 von Pfarrer Kostka verfaßt worden. Pfarrer Franz Michael Kostka stammte aus Heilsberg und hatte das Gymnasium zu Kößel und das Braunsberger Priesterseminar besucht. Er wirkte zuerst als Kaplan in Guttstadt, dann seit 22. 3. 1737 in Wuslack, wo er 24. 9. 1755 54jährig verstarb¹⁾. Kostka hatte, vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld, verschiedentlich Schwierigkeiten mit den Bauern des Kirchspiels wegen Abgabe des Dezems, Abhaltung der Wallfahrten nach Springborn usw. Besonders machten ihm einige Familien zu schaffen, die im Dorfe eine größere Rolle spielten. Er ließ dann wohl seinem Arger in jener gallig übertreibenden Schilderung der Wuslacker Zustände in einem Kirchenbuche freien Lauf, die sich bis heute erhalten hat. Wenn wir auch notwendige Abstriche machen müssen, um den wahren Kern dieser Quelle zurückzubehalten, so dürfen wir wohl dem Verfasser zu gute halten, daß er in berechtigtem seelsorglichen Eifer vor allem die verhängnisvollen Folgen der damals besonders ungehemmten Trunksucht geißeln wollte. Im übrigen ist auch dieses Gedicht ein unparteiisches Zeugnis für die verhältnismäßig günstige soziale Lage der ermländischen Bauern im Ver-

¹⁾ Diese Angaben verdanke ich der fredl. Auskunft von Herrn Pfarrer Dittrich-Wuslack.

gleich zu der Bauernschaft im benachbarten Königreich Preußen, die in jenen Jahren ihren tiefsten Stand erreichte. Die Wuslacker Bauern hatten um 1740, wie das Gedicht betont, kein Scharwerk zu leisten, den verhältnismäßig geringen jährlichen „Zins“ an die bischöfliche Landesherrschaft leisten sie „ohne Mühe“ sie haben einen guten Spargroschen beiseite gebracht und „verlassen sich auf ihr Geld“ — Interessant für die Familienforschung sind auch die in dem Gedichte vorkommenden Bauernnamen: Titz, Fox, Nieswandt, Drews, Quint, Kulbach, Gofz, Wollfeil, Henrich, Welcki, Woffed, Fischer und Stockdreher. Die meisten dieser Bauernfamilien werden bereits in den Bauernlisten von 1688¹⁾ als in Wuslack ansässig erwähnt und haben sich teilweise bis in die heutige Zeit im Dorf oder in der näheren Umgegend erhalten.

Vita Rusticorum Wuslaccensium.

Es ist leider zu bedauern,
 Was man hört von Wuslacks Bauern,
 Die dem Muthwill sint ergeben,
 Führen auch ein streffliches Leben.
 Höchstens ist es zu beklagen,
 Noch mit Worten aufzusagen,
 Wie dieselbe tuhen haufen,
 Leben stehtz im vollen Schmaufen,
 Sauffen über alle Maassen,
 Erfüllen mitt dem Lerm die Straßen,
 Föchten nitt den grosen Gott,
 Halten auch nitt sein Geboth.
 Gott tuht in den Seegen geben,
 Darzu ein gesundes Leben,
 Drumb ihr Muthwill wachsen thut,
 Weil er ihn giebt Geldt und Gut.
 Auff die Heerschafft wenig paßen,
 Tuhn sich auff ihr geldt verlaßen.
 Keine Scharwerck haben sie,
 Den Zins zu geben keine Mieh.
 Weil Gott auff sie güttig ist,
 Wird ihr Verstandt auch ganz verwißt.
 Der Soff, der tuht sie darzu bringen,
 Zu welchem sie der Scholtz tuht zwingen.

¹⁾ E. 3. XXVI S. 167.

Dan wan sie schon versamlet sein,
 Bringt er ihn den Brantwein
 Als den er innen so schencken tuht,
 Damit zu machen ein gutten muth,
 Sie anzusparen zu dem Sauffen,
 Von welchem einge tuhn entlauffen,
 Weils geschicht auff gemeine Schaden,
 Darzu sie auch die Armen laden.
 Wan sie also dan gesoffen haben,
 Wollen sie sich weiter laben,
 Ruffen: „Bringt das Brodt herbei,
 Darzu ein halb Achtel Bier!“
 Sauffen also auffß gemein,
 Wollen doch nitt zahlen allein,
 Sondren die Armen müssen bringen,
 Sollen sie auch alle verschwingen,
 Was ihn Gott verliehn und gegeben
 Zu ihrer Nothdurfft und zum Leben.
 Was er gesamlet durch den Schweiß,
 Er magß bekommen, wan wo ers weiß,
 Soll auch vergehen Weib und Kinder
 Und verkauffen sein Plunder,
 Findt er doch ganz kein Pardon,
 Soll er leihn vom Dienstbothen das Lohn,
 Tuhn sie nach dem wenig fragen,
 Sondren keck und trutzig sagen:
 „Solches du gleich schaffen mist,
 Darzu verleihen wir kein Frist!“
 Ach, wie tuhn doch so ofters klagen
 Die Ehe weiber und sagen:
 „Die Kinder müssen hungern leider
 Und oft fogahr die Häuslein meiden
 Wegen der großen Angst und Noth,
 Sie haben Hunger, ich hab kein Brodt.
 Muß oft am lehren Tisch Tuch nagen
 Und mich mit Hunger selbstn plagen.“
 Wan sie sich schon besoffen haben,
 Tuht sie alsdan der Muthwill plagen,
 Das sie die Todren von dem Leib
 Reissen tuhn zum Troß dem Weib.

Der Tih, der ist des Dorfs Regirer,
 Mit dem Fox ein Fänchgenführer.
 Was diese beyde nur tuhn sprechen,
 Wird niemand auch schon können brechen.
 Der Nieswandt tuht oft darvon lauffen,
 Drews aber sich wie ein Schwein besauffen,
 Quint ist ein Jabrunder,
 Kulbach aber ein rechtes Luder,
 Hans Gofz ist ein rechtes Schwein,
 Der saufft so viel, als alle allein.
 Wollfeil tuht in wenig Bescheith,
 Henrich dabey Schaden leith.
 Matthes Gofz sein Bestes tuht,
 Oftt stickt er die Maaß in den Huth.
 Welck und Wossed ist wie ein Noll,
 Weil sie gleich sind daun und voll.
 Vom Fischer kann man auch woll sagen
 Und uber den Stockdreher gleich klagen,
 Das sie oft ihr Bestes üben,
 Das Able nachgehns auff andre schieben.
 Jacob Gofz ist ein Flattergeist,
 Der ihn nitt lang Companie leist,
 Sondren balt hin balt her tuht lauffen,
 Sein Vatter auch nitt viel tuht sauffen.
 Das wenigste tuht nitt der Schmitt,
 Der jeder Zeit tuht sauffen mitt.
 Den Armen tuht man nicht mittheilen.
 „Gebt ge(!?)dt, geht fort!“ hörn sie bisweilen.
 Jetzt tuhe ich einen vernünfftigen fragen,
 Was er doch woll darzu tu sagen,
 Ob dieses nitt ein grose Sündt,
 Die man selten wo anders findt?
 Straffen soll man solche Bosheit,
 Die bekant ist weit und breit,
 Damitt Gott nitt das Schwert darf zicken,
 Uber die Bosheit Feuer, Schwebel, täht schicken.
 Wird solches der Herschafft vorgegeben,
 Das sie führen ein sträffliches Leben,
 Mitt Falschheit sich suchen zu excusiren,
 Das sie sich halten nach Gebihren,

Keinen Überlaß tuhn machen.
Wan sie davongehn, tuhn sie lachen,
Daß sie glücklich gewesen sint,
Der Herrschaft vorgemachet Windt
Und sie fälschlich hintergangen,
Sie pralen: „Unser Begehren haben wir erlangen.“

Anzeigen.

Max Hein, Preussisches Urkundenbuch. 2. Band 4. Lieferung S. 597–680. — Königsberg (Pr.) 1939.

Seit dem Jahre 1932 hat der Königsberger Staatsarchivdirektor Dr. Max Hein zum 2. Bande des Preuß. Urkundenbuches in regelmäßigen Abständen mehrere Lieferungen herausgebracht, die das Urkundenmaterial für die Jahre 1309–35 enthalten (vgl. die Berichte in E. 3. Heft 75–1932 — S. 924 ff., Heft 78 — 1935 — S. 808 f. u. Heft 80 — 1937 — S. 468 f.) Jetzt legt der Herausgeber in der 4. Lieferung das Register vor und erschließt damit in dankenswerter Weise die Benutzung des ansehnlichen Bandes mit insgesamt 883 Nummern der weiteren Forschungsarbeit.

Bei der Anordnung des Registers weicht Hein von der Art, die der Herausgeber des 1. Bandes dieses Urkundenbuches (Königsberg 1909), August Seraphim, eingehalten hatte, in wesentlichen Punkten ab, indem er auf eine Trennung des Orts- vom Personenregister verzichtet ebenso wie auch auf das dort gegebene besondere nach Ständen und Berufen aufgegliederte Personenverzeichnis. Der unterzeichnete Rezensent ist bei dem Register des von ihm herausgegebenen 4. Bandes unseres Codex Diplomaticus Warmienseis (1935) in gleicher Weise verfahren. Stände und Berufe lassen sich, wie auch das jetzt neu erschienene Register wiederum zeigt, sehr bequem in die anderen Register einordnen. Nur scheint mir H. dabei etwas zu sparsam vorgegangen zu sein; ich vermissе z. B. eine Aufzählung der im U. B. genannten Bistümer bezw. Bischöfe und auch der Ordenskonvente; das hätte, wie ich glaube, dem nicht mit allen Einzelheiten der ostpreussischen Geschichte vertrauten Benutzer wohl manche Sucharbeit ersparen können. Die Personennamen hat der Herausgeber jeweils unter dem betreffenden Vornamen eingeordnet und bei den Familiennamen, soweit sie bereits vorhanden sind, entsprechende Hinweise gegeben. Der unterzeichnete Rezensent hat im Register zum Cod. Dipl. Warm. Bd. 4 das um

gekehrte Verfahren eingeschlagen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil dann die zahlreichen als Familiennamen gebrauchten Ortsbezeichnungen sofort bei dem betreffenden Ort erscheinen und so ein leichteres Feststellen der sog. Herkunftsnamen ermöglicht wird. Dieser Gesichtspunkt konnte indessen für das Register zum 2. Band des Preuß. U. B. kaum eine Rolle spielen, da in den Jahren 1309–35, aus denen die Urkunden dieses Bandes stammen, die Bildung der Familiennamen noch durchaus in den Anfängen steckte.

Ein paar kleine sachliche Irrtümer in dem Orts- und Personenregister seien hier kurz angemerkt. Unter dem Schlagwort „Ermland“ (S. 611) wird neben den Bischofsvögten auch ein Ordensvogt, Kutcher mit Namen (1320–21), aufgeführt. Dadurch entsteht der Eindruck, als ob es im Ermlande jemals einen Ordensvogt d. h. einen Beamten des Deutschordens gegeben hätte. Tatsächlich ist das abgesehen von dem Ausnahmestand zur Zeit Heinrichs von Plauen (vgl. E. 3. 22 – 1926 – S. 476) nie der Fall gewesen. Wohl war der genannte Kutcher ein Mitglied des Deutschordens, seine Bestellung zum Vogt (d. i. der höchste weltliche Beamte in dem der Regierungsgewalt des ermländischen Bischofs unterstehenden Landstrich Preußens) kann jedoch nur durch den Bischof von Ermland erfolgt sein. Bischof Eberhard nennt ihn denn auch in Nr. 336 S. 252 ausdrücklich wie auch sonst „noster tunc temporis advocatus“: auch Kutcher war demnach Bischofsvogt und nicht etwa Ordensvogt. Hein (Nr. 336 An. 1) beruft sich für seine Auffassung auf einen Aufsatz, den A. Thiel als „Beiträge zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte Ermlands“ in E. 3. 3 (1866) S. 665 ff. veröffentlicht hat. Dieser verwendet hier zwar tatsächlich den Ausdruck „Ordensvogt“ er versteht darunter aber, wie seine Darstellung zeigt, lediglich einen Ordensbruder, der als bischöflicher Vogt tätig ist; für diesen Beamten gebrauchte er irreführenderweise die gewissermaßen per contractionem gewonnene Kurzform „Ordensvogt“. Die Richtigkeit der von mir vertretenen Auffassung ergibt sich, wie ich glaube, völlig einwandfrei aus den andersgearteten Rechtsverhältnissen im Samland. Hier unterstand nämlich nur ein kleiner Teil des Gebietes der Regierungsgewalt der samländischen Bischöfe, während der Hauptteil dieser altpreußischen Landschaft zum unmittelbaren Herrschaftsbereich des Deutschordens gehörte. Hier gab es dazumal in der Tat Bischofsvögte und Vögte des Deutschordens nebeneinander. Im Register (S. 659) kommt das unter dem Stichwort „Samland“ allerdings nicht deutlich genug zur Erscheinung; die Vögte des Deutschordens und ihre Kumpane hätten hier nicht

innerhalb der einzelnen Rubriken der Diözese Samland eingeordnet werden sollen, sondern hätten besser an erster Stelle dieses Stichwortes gestanden, wie auch bei Pomesanien erst die Landschaft und dann die Diözese mit ihren Untergliederungen aufgeführt sind. — Auf ein kleines Versehen des Herausgebers sei hier noch kurz hingewiesen: unter „Kulm, Diözese Bischofsvögte“ (S. 636) fehlt der auf S. 623 genannte Hugo von Breslau, der im U. B. S. 346 u. 370 erscheint. Die auf S. 611 unter der Rubrik „Ermland Domherrn“ aufgeführten Martin, Pfarrer von Elbing, und Martinus de Sindato sind identisch, wie ich in E. 3. 20 S. 714 gezeigt habe; dieser Martin wird S. 610 unter dem Stichwort „Elbing Kleriker“ am Ende der Ordensbeamten aufgeführt; er hätte besser eine Seite vorher als Pfarrer der Stadt seine Stelle gehabt. Der an der gleichen Stelle genannte Kleriker Heinrich führt den Familiennamen „Elrici“, wie ich schon bei meiner Rezension in dieser Zeitschr. Heft 78 S. 809 aufgezeigt habe. Leider hat diese meine Berichtigung wie auch der Vorschlag, die Lesung „Groccaon“ in „Grotcaw“ zu verbessern, keine Berücksichtigung gefunden.

Dem Orts- und Personenregister hat der Herausgeber lediglich ein kurzes Sachregister folgen lassen, also auf die Aufnahme seltener Worte bewußt verzichtet. Auch bei diesem Sachregister vermiße ich übrigens einige schwer entbehrliche Angaben, so fehlen hier z. B. die Stichworte: Fischereigerechtigkeit (während Holz- und Jagdgerechtigkeit aufgeführt sind), Pfarrei bzw. Pfarrer und Pfarrhufen.

Diese kleinen Ausstellungen sollen und können indessen das Verdienst des Herausgebers in keiner Weise schmälern. Für die wertvolle Leistung, die diese entsagungsvolle Arbeit auf dem Gebiet der ostdeutschen Landesgeschichte darstellt, verdient Hein den Dank aller Benutzer des von ihm nunmehr erfreulicherweise zum Abschluß gebrachten zweiten Bandes des Preussischen Urkundenbuchs.

Hans Schmauch.

Paul Bretschneider, Der Schilter Henko — Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens Bd. 73 (1939) S. 87—102.

Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß einer der Wunderberichte in der um 1300 abgefaßten Hedwigslegende einen Schilter Henko namentlich aufführt. Nachdem er sich ausführlich über den Beruf des Schilters oder Schildmachers, über diese Zunft und ihre Angehörigen in Schlesien sowie über die dort erhalten gebliebenen Arbeiten der Schildmacher verbreitet hat, stellt er regestenartig alle Nach-

richten über den Breslauer Bürger Heinrich den Schilter (clipeator) zusammen.

Das ist auch für die ältere ermländische Geschichte von erheblichem Interesse, weil einer der bedeutendsten Frauenburger Dompropste, Heinrich von Sonnenberg (1279–1319), nach der Angabe seines Testaments (1314) der Sohn jenes Breslauer Bürgers war. Auf diese verwandtschaftlichen Beziehungen hatte allerdings schon Max Perlbach in seinem Aufsatz „Die Erschließung der Geschichtsquellen des preussischen Ordensstaates“ (Z. W. G. 52 (1910) S. 126 Anm. 2) kurz hingewiesen und Ehr. Krollmann war in seiner Arbeit über „Die Herkunft der deutschen Ansiedler in Preußen“ (ebenda Heft 54 (1912) S. 91 ff.) ausführlich darauf eingegangen. Bretschneider bringt jetzt aber dazu aus schlesischen Quelle wesentliche Berichtigungen und Ergänzungen.

Der Großvater des Dompropstes war Heinrich von Zeitz, der 1254 als Schöffe der Stadt Breslau erscheint, hier also wohl schon vor geraumer Zeit aus der alten Bischofsstadt Zeitz eingewandert sein muß. Als er 1265 ins dortige Minoritenkloster eintrat, übergab er seinen ansehnlichen Besitz seinem Sohn, der als Heinrich der Schilter (clipeator), genannt von Zeitz, seit 1267 wiederholt aufgeführt wird und einmal sogar mit dem Titel „Meister“ bezeichnet wird, worin „eine für jene Zeit beachtliche Auszeichnung liegt“ (S. 98); wohl mit Recht sagt daher der Verfasser von ihm geradezu: er sei „der früheste nach Namen, Sippe und Lebensumständen genauer erfassbare Künstler Schlesiens“ gewesen (S. 101). Heinrich Clipeator nannte einen recht bedeutenden Besitz, vor allem an Mühlen in und bei Breslau sein eigen, so wird er geradezu „Heinrich der Müller“ genannt (die kleine Ortschaft Schillermühle, entstanden aus Schiltermühle, hält die Erinnerung an ihn bis heute fest). Lange Zeit hatte er im Dienste der schlesischen Herzogsfamilie gestanden; seine Ehefrau Bertradis war eine Schwester des Gotkin Stillevoit, Breslauer Bürgers und Vogts der Neustadt, der auch bei der Ansetzung Krakaus zu Magdeburgischem Recht 1257 beteiligt gewesen war.

Der gleichnamige Sohn jenes Heinrich war 1277 Pfarrer von Reichenbach in Schlesien und wurde in diesem Jahre von dem damals dort wohnenden ermländischen Bischof Anselm ins ermländische Domkapitel berufen und zum Domkustos bestellt. Gleichzeitig war er auch Hofkaplan des Königs Ottokar II. von Böhmen; als solcher erscheint er freilich nicht schon 1270, sondern erst 1278, wie Bretschneider die auch von Krollmann S. 91 übernommenen Angaben der schlesischen

Regesten Nr. 1337 mit Recht verbessert (S. 96). Bald darauf wurde Heinrich von dem neuen ermländischen Bischof Heinrich Fleming im Jahre 1279 zu seinem Nachfolger als Dompropst bestellt. Auch nach seiner Uebersiedlung ins Ermland ist dieser Heinrich, der sich nach der von ihm erworbenen Herrschaft Sonnenberg (südlich Frauenburg) mit zusammen 200 Hufen entsprechend der damals vielfach üblichen Sitte „Heinrich von Sonnenberg“ nannte, noch einmal in Breslau anwesend, wie Bretschneider aufzeigt (S. 96 u. 99): Am 13. Februar 1286 urkundete er hier nämlich über einen Teil eines jährlichen Zinses, der ihm nach dem Tode seines Vaters ganz zugefallen war, zu Gunsten seiner Mutter, der domina Bertradis.

Beachtenswert ist weiterhin auch die Feststellung des Verfassers, daß es seit 1310 eine Familie von Zeitz auch in Neisse gab, ohne daß allerdings verwandtschaftliche Beziehungen zu der gleichnamigen Breslauer Familie nachweisbar sind. Aus Neisse stammte bekanntlich der dritte ermländische Bischof Eberhard, der 1310 unter Mitwirkung des Dompropstes Heinrich von Sonnenberg zum Bischof erwählt wurde. Eigenartigerweise erscheint ferner seit 1320, vielleicht schon seit 1310 in der Nachbarschaft von Neisse auch eine Ortschaft Sonnenberg (heute im Kreise Falkenberg gelegen), die vielleicht, wie der Verfasser sehr vorsichtig andeutet, nach dem gleichnamigen ermländischen Dorfe genannt sein könnte. Nach alledem scheinen jedenfalls irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen des Dompropstes Heinrich zu Neisser Bürgerfamilien bestanden zu haben, wenn wir auch bei dem dürftigen Quellenmaterial jener frühen Zeiten einsteuilen über Vermutungen nicht hinauskommen können.

Der Dompropst Heinrich von Sonnenberg sowohl wie Bischof Eberhard von Neisse, beide gebürtige Schlesier, gehören nächst dem Lübecker Heinrich Fleming zu den großen Kolonisatoren des alten Fürstbistums Ermland; ihnen vor allem kommt das Verdienst zu, die Besiedlung dieses Gebietes mit deutschen Bauern in die Wege geleitet zu haben. Von jeder Bereicherung unseres Wissens über die persönlichen Lebensumstände solcher bahnbrechender Gestalten, namentlich aus der älteren Geschichte des Ermlandes nehmen wir mit Freuden Kenntnis. Und so darf der Verfasser, dessen sorgfältige Arbeit und vorsichtig abwägende Darstellungsweise ohnehin volle Anerkennung verdient, auch des Dankes der ostpreussischen Heimatgeschichtler gewiß sein.

Hans Schmauch.

Anton Brosch, Die Ermländische Landwirtschaft zur Zeit Friedrichs d. Gr. bis zur Gegenwart. — Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Landwirtschaft. Jhg. 36 Heft 4 S. 49–58 und Jhg. 37 Heft 1 S. 4–7 — Göttingen 1937 f.

Gestützt auf die zahlreichen ausgezeichneten Veröffentlichungen Adolf Poschmanns zur Wirtschaftsgeschichte des Ermlandes, gibt der Verfasser, ein geborener Ermländer, ein knappes anschauliches Bild vom Stande der ermländischen Landwirtschaft zur Zeit der Besitznahme des Fürstbistums durch Friedrich d. Gr. im Jahre 1772; in großen Zügen verfolgt er sodann ihre weitere Entwicklung in den folgenden Jahrzehnten bis zur Gegenwart, wobei vor allem die grundlegenden Änderungen betont werden, die die Separation um die Mitte des 19. Jhs. in den landwirtschaftlichen Betrieben des Ermlandes zur Folge hatte. Mit reichem statistischem Material wird das Ergebnis der Entwicklung in diesen 165 Jahren bis zur Gegenwart aufgezeigt. Mit besonderem Nachdruck betont der Verfasser dabei den ausgesprochen bäuerlichen Charakter, den die ermländische Landwirtschaft vom Beginn der deutschen Besiedlung dieses Landes bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Mit eindeutigen Zahlen zeigt er dabei die Sonderstellung auf, die diesem Landstrich durch die ausgesprochen bäuerliche Struktur gegenüber dem stark großagrarisch ausgerichteten übrigen Ostpreußen zukommt. „Im Landkreis Allenstein gehört rund ein Drittel der landwirtschaftlich genutzten Fläche den Kleinbauern (mit 5–20 Hektar), ein zweites Drittel den Großbauern (mit 20–100 Hektar), rund ein Zehntel den Eigenkättern und Handwerkern (unter 5 Hektar) und ein Fünftel den Gutsbesitzern (über 100 Hektar). Im Kreise Rößel haben die Bauern ein Viertel im Besitz, die Großbauern nicht ganz die Hälfte (46 %), die Kätner und Handwerker etwa 7 % und die Gutsbesitzer etwas über ein Fünftel (22 %). Im Kreise Heilsberg ist der Anteil der Kleinbauern genau so groß wie im Kreise Rößel (25 %), die Großbauern dagegen überschreiten die Hälfte (57 %), die Güter treten zurück (12 %), und die Kätner und Handwerker stehen mit dem Kreise Rößel gleich. Im Kreise Braunsberg sind die Großbauern bei weitem am häufigsten, über zwei Drittel der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche ist in ihrem Besitz (67 %), während sie in Ostpreußen knapp ein Drittel haben. Dagegen treten alle übrigen Besitzgrößen zurück, die Kleinbauern haben etwa 18 %, die Gutsbesitzer 10 %. Die eigentlichen Bauernwirtschaften mit 150–250 Morgen, die für das Ermland charakteristisch sind, sind also in den Kreisen Braunsberg und Heilsberg am stärksten vertreten. Im Kreise Rößel nimmt er

fast die Hälfte ein (46 ‰), während der Landkreis Allenstein mit 35 ‰ sich schon dem Durchschnitt der Provinz mit 33 ‰ nähert. Der Grundbesitz dagegen umfaßt in der Provinz rund vier Fünftel der landwirtschaftlich genutzten Fläche, im nördlichen Ermland dagegen nur 11 ‰ und im südlichen Ermland etwa 21 ‰. Das Ermland war und ist ein Bauernland“ (S. 5 f.).

Diese Sonderstellung des Ermlandes innerhalb der ostpreussischen Landwirtschaft führt der Verfasser mit vollem Recht auf die geschichtliche Entwicklung dieses Landstriches zurück: „Nur in der Geschichte ist die Sonderstellung des Ermlandes begründet.“ (S. 5).

Mit dankbarer Freude begrüßen wir diese Veröffentlichung Brosch, die einmal auch einem weiteren Leserkreis die geschichtlich gewordene, vom übrigen Ostpreußen total abweichende Struktur der ermländischen Landwirtschaft mit eindeutiger Klarheit vor Augen führt. Hans^z Schmauch.

Heroen des Geistes im Deutschen Osten: Copernicus — Kant. Heft 1 der kulturpolitischen Schriftenreihe. Königsberg o. J. (1939). 55 S. 6 Abbildungen.

Während in den letzten Jahrzehnten die deutsche Copernicusforschung nahezu ausschließlich Sache der ermländischen Historiker, vor allem des Copernicuspezialisten Eugen Brachvogel gewesen ist, hat ihr neuerdings erfreulicherweise auch die Universität Königsberg ihr Interesse zugewandt. Davon zeugt neben der Tatsache, daß die bisher von der genannten Universität durchgeführte Kantwoche erstmalig im Februar 1939 zu einer Kant=Copernicus=Woche erweitert wurde, vor allem die erste Publikation im Rahmen einer neuen kulturpolitischen Schriftenreihe, die den Heroen des Geistes im deutschen Osten, Copernicus und Kant, gewidmet ist. Von den 5 Aufsätzen dieses Heftes beschäftigen sich je 2 ausschließlich mit dem großen Weisen von Frauenburg und mit dem Schöpfer des kategorischen Imperativs. Die Verbindung zwischen beiden Geisteshelden stellt Th. Schieder her mit seinem Beitrag: „Deutsches Geistesleben Ostpreußens von Copernicus bis Kant.“

Den Historiker interessiert in erster Linie der Aufsatz von H. J. Schoenborn mit dem Titel „Copernicus der Deutsche“ Gegenüber der polnischen Copernicuslegende stellt Sch. in einer kurzen Uebersicht die Beweise dafür zusammen, daß der große Astronom „kraft seiner Abstammung, seiner Gesinnung und seines persönlichen Bewußtseins dem deutschen Volkstum angehört hat“ (S. 17); er verwertet

dabei durchaus die Resultate, die Brachvogel und der unterzeichnete Rezensent in den letzten Jahren an historischen Einzelheiten zum Lebensablauf des Copernicus und zu dem Milieu, in dem der große Weise von Frauenburg wirkte, beigebracht haben. Dem Verfasser kam es offensichtlich nur auf eine kurze, klare Zusammenfassung der bisherigen Forschungsergebnisse an, und das ist ihm vollauf gelungen.

Das Gleiche läßt sich leider nicht so von dem einleitenden Aufsatz des genannten Hefes sagen, in dem E. Przybyłok eine anschauliche, gemeinverständliche Darstellung über „Das Weltbild des Copernicus“ gibt. Dieser Beitrag enthält in seinen biographischen Partien eine ganze Reihe von historischen Fehlern, die in einer bedauerlichen Unkenntnis der jüngsten Copernicusliteratur ihren Grund haben. Ich erwähne nur die falschen Daten über das Ende der italienischen Studienzeit (1505 statt Ende 1503), über die Uebersiedlung von Heilsberg nach Frauenburg (1512 statt Ende 1510); dazu gehört auch die Kennzeichnung der Familie Wagenrode (Prz. schreibt in alter Weise „Wagelrode“) als rheinisches Geschlecht sowie die Festlegung der Entstehungszeit des Commentariolns auf die Zeit um 1510, während die Jahreszahl 1525 bei dem Brief des Bischofs Paul v. Mittelburg an Copernicus (statt cr. 1515) wohl ein Druckfehler sein dürfte. Diese Mängel stören leider die innere Geschlossenheit des ganzen Hefes.

Von den Aufsätzen über Kant verdient der Beitrag von A. Kowalewski „Die Bedeutung der Kantischen Philosophie“ unsere sorgfältige Beachtung; denn der Verfasser weist hier zum erstenmal auf die geistigen Zusammenhänge hin, die zwischen den beiden Geistesheroen des Preußenlandes bestehen; so bezeichnet er z. B. Kant einmal geradezu als „erkenntnistheoretischen Copernicaner“ (S. 42).

Hans Schmauch.

Eduard Grigoleit, Verzeichnis der Ostpreussischen und Danziger Kirchenbücher, sowie der Dissidenten- und Judenregister. Görlitz 1939. 120 S.

Jeder ostpreussische Heimat- und Familienforscher wird an sich die Herausgabe eines vollständigen Kirchenbuchverzeichnisses der Provinz freudig begrüßen; auch für die ermländische Sippenforschung war eine Ergänzung und Vervollständigung der an sich guten, 1915 in dieser Zeitschr. erschienenen¹⁾ Zusammenstellung von Jos. Kolberg sehr erwünscht. Wenn man allerdings das vorliegende Buch von Eduard Grigoleit kritisch prüft, so wird man leider feststellen müssen, daß es

¹⁾ E. 3. XIX, S. 513 ff.

eine übereilte, in vielen Punkten ungenaue Arbeit darstellt. Aus diesem Grunde haben sich auch das Kirchliche Amtsblatt der Evangelischen Kirche Ostpreußens¹⁾ wie das Kirchliche Amtsblatt für das Bistum Erm-land²⁾ gezwungen gesehen, zu dieser Veröffentlichung Stellung zu nehmen.

Da der Leiter der Evangel. Kirchenbuchstelle in Königsberg Dr. Blank kürzlich in der „Altpreußischen Geschlechterkunde“³⁾ eine ausführliche Kritik des neuen Kirchenbuchverzeichnisses erscheinen ließ, so genügt es im Folgenden, einige bereits in jener Besprechung betonte allgemeine Mängel des Buches zu erwähnen, sowie jene Feststellungen durch Beispiele hinsichtlich der katholischen Kirchenbücher des Ermlandens zu erhärten.

Dr. Blank kritisiert neben der äußeren ungeschickten und unübersichtlichen Textanordnung die für ein Kirchenbuchverzeichnis unpraktische Einteilung nach staatlichen Kreisen statt nach kirchlichen Dekanaten⁴⁾, die überflüssige Fortführung des Verzeichnisses über 1874 hinaus, als schwersten Mangel aber die Unzuverlässigkeit bei den Angaben über den Kirchenbuchbestand selbst. Ergänzungen und Ausstellungen ähnlicher Art, wie sie Dr. Blank dann als Beispiel zu Kirchenbuchangaben Grigoletts von 10 Königsberger evangelischen Gemeinden macht, ließen sich auch hinsichtlich der ermländischen Register in großer Anzahl zusammenstellen. Hier hat sich der Verfasser anscheinend ohne die mühsamen, aber für eine solche Arbeit unerläßlichen schriftlichen oder noch besser persönlichen Erkundigungen Ort für Ort einzuziehen, ohne weiteres auf die älteren Veröffentlichungen verlassen und diese ausgeschrieben. So sind ihm natürlich zahlreiche Fälle, wo in den letzten Jahren bisher verloren geglaubte ältere Kirchenbücher aufgefunden wurden, entgangen. Z. B. fand sich 1937 ein ältestes, 1613 beginnendes Taufbuch der früheren Filialkirche Sonnwalde in Lanß, die Taufbücher von Legienen (Kr. Kößel) beginnen nicht, wie Hr. (wohl nach Kolberg) angibt, erst 1774, sondern bereits 1731, die Tauf-, Trau- und Sterbebücher von Nohendorf (Kr. Marienburg) nicht, wie Hr. (wohl nach Bähr, Die Kirchenbücher Westpreußens) meint, erst 1776, sondern schon 80 Jahre früher, nämlich 1696, die Tauf- und Traubücher von

¹⁾ v. 11. Aug. 1939 (Nr. 8) S. 95.

²⁾ v. 1. Okt. 1939 (Nr. 10) S. 85.

³⁾ Altpr. Geschlechterkd. Jahrg. 13 S. 83 ff.

⁴⁾ Der Verfasser spricht davon, daß die Einteilung seines Verzeichnisses „nicht nach kirchlichen Behörden (Diözesen, Dekanate [!]) sondern nach landräulichen Kreisen“ erfolgt sei, als ob „Diözesen“ „Behörden“ wären und es in Ostpreußen außer Erm-land noch weitere Diözesen gäbe!

Lichtfelde (Kr. Stuhm) fangen nicht 1751, sondern schon 1701 an usw. In einigen anderen Fällen gibt der Verfasser schon länger verschollene Kirchenbücher wie z. B. das vielleicht von den Russen vernichtete älteste Tauf- und Traubuch von Griesklenen (Kr. Allenstein) 1681—22, das fehlende Sterbebuch von Siegfriedswalde 1708—1807 u. a. als noch vorhanden an. Noch unverständlicher erscheinen Fehler, die nicht einmal durch die Benutzung der älteren gedruckten Quellen ihre Erklärung finden, sondern neu hinzugekommen sind. So werden z. B. als Anfangsjahre der Kirchenbücher von Gr. Rautenberg bei Braunsberg unverständlicherweise beim Taufbuch 1719, Frau- und Sterbebuch 1745 angegeben, während das ältere Verzeichnis von Kolberg die richtigen Jahrgänge 1637 für Tauf- und Traubuch, 1669 für das Sterbebuch enthält. Phantastisch sind des Verfassers Angaben über das jeweilige „Gründungsjahr der Kirche bezw. der Pfarrei“ So gibt er z. B. bei dem eben erwähnten Gr. Rautenberg als Gründungsjahr 1727 an, während die Taufbücher nach ihm bereits 1719 beginnen! In Wirklichkeit gehört Gr. Rautenberg zu den ältesten Pfarreien der Diözese, schon in der Handfeste von 1297 wird das Patronatsrecht über die dortige Pfarrkirche erwähnt¹⁾. Wenn man auch bei den ermländischen Pfarreien nicht immer das genaue Gründungsjahr quellenmäßig ermitteln kann, so hätte doch eine Benutzung der bekannten Literatur, vor allem der Anmerkungen zu dem in Bd. I der Script. rer. Warmiensium²⁾ veröffentlichten „Archipresbyteriales sedes dioecesis Warmiensis“ auch hierbei solche groben Fehler verhindern helfen.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß dieses Kirchenbuchverzeichnis keineswegs den Ansprüchen genügen kann, und daß jeder Heimatforscher hoffen wird, daß uns in absehbarer Zeit einmal ein von den amtlichen kirchlichen Stellen unter Mitwirkung der staatlichen Sippenstelle bearbeitetes zuverlässiges endgültiges Verzeichnis unserer ostpreussischen Kirchenbuchbestände geschenkt werde!

Dr. A. Birch-Hirschfeld.

Kurt Forstreuter, Memelland. 59 S. mit 7 Bildern. Elbing 1339.

„Das Memelland ist kein geschichtlicher Begriff.“ (S. 3.) Erst das Versailler Diktat schuf dieses staatliche Gebilde, dessen unblutige Heimkehr ins großdeutsche Reich wir im letzten März freudig erlebten. Nachdem nun jene kurze dramatische Episode ihren glücklichen Abschluß

¹⁾ Cod. dipl. Warm. I S. 171.

²⁾ S. 400 ff.

gefunden hat, gibt uns einer der besten Sachkenner einen ausgezeichneten Ueberblick über die 700jährige Geschichte jenes deutschen Grenzgaues. Unter Benutzung aller erreichbaren Literatur und auch einzelner ungedruckter Quellen zeigt er „ohne unfruchtbare Polemik, ohne Feindschaft gegen das litauische Volk, dessen Recht auf seinen eigenen Lebensraum nicht bestritten wird“, (S. 4), wie das Memelland deutsch wurde und blieb und mit dem südlich des Memelstromes liegenden ostpreussischen Gebiete bis 1920 stets eine Einheit bildete. Die knappe, klare, allgemeinverständliche Darstellung, die jeden wissenschaftlichen Apparat vermeidet, aber auf dem neuesten Stande der Forschung beruht, wird durch mehrere Kartenskizzen und Stadtansichten dankenswert veranschaulicht.

Franz Buchholz.

Eva Brunner, Schlochau. Entstehung und Entwicklung einer Verwaltungs- und Wirtschaftseinheit im deutschen Osten. 87. S. Leipzig 1939. (Band 3 der Deutschen Schriften zur Landes- und Volksforschung, herausg. von E. Meynen.)

Diese sorgfältige Untersuchung gibt nicht, wie der Haupttitel vermuten ließe, eine Stadtgeschichte, sondern will das Gebiet der ehemaligen Ordenskomturei Schlochau als ein geschlossenes Ganzes in seiner Eigenart während seiner Zugehörigkeit zu drei verschiedenen Staatsgebilden zur Darstellung bringen. Von der Entwicklung der Städte wurde dabei abgesehen, weil sie andersartig verlief; hier wird nur das platte Land behandelt und gezeigt, wie sich im adligen und landesherrlichen Besitz die politischen, rechtlichen, völkischen, konfessionellen und wirtschaftlichen Verhältnisse gestalteten. In systematischen, auf reiche Belege gestützten Durchblicken entrollt die Verfasserin eindrucksvolle Bilder der agrarischen Zustände während der Ordenszeit, unter polnischer Oberhoheit und seit der preussischen Besitzergreifung bis zur Gegenwart, und es ist interessant zu verfolgen, wie sich in diesem engen Rahmen die charakteristischen Erscheinungen der einzelnen Zeitperioden fast noch deutlicher bemerkbar machen als in einem weiteren Raum. Der mustergiltigen Studie hätte eine Karte des behandelten Bezirkes beigegeben werden sollen.

Franz Buchholz.

Herman v. Petersdorff, Der Große Kurfürst, Leipzig 1939. 252 S.

Eine gute, volkstümlich und lebendig geschriebene und doch wissenschaftlich begründete Darstellung von Leben und Werk des Großen Kur-

fürsten fehlte bisher noch, wenn man nicht zu den älteren umfangreichen Werken greifen wollte. Ein solches Buch liegt uns nun in dieser klaren und anregenden Biographie vor. Wenn die Geschichte des Ermlandes auch nur an wenigen Stellen berührt werden, wo von den ereignisreichen Jahren 1656–60 des brandenburgisch-schwedisch-polnischen Krieges die Rede ist, als das Fürstbistum beinah schon an den Großen Kurfürsten gefallen wäre, so wird doch der Heimatforscher immer wieder gern zu einer solchen Darstellung greifen, die ihm das Bild dieser großen Herrscherpersönlichkeit in solch lebendiger Weise vermittelt und die Entwicklung der Zeitereignisse schildert, vor deren Hintergrund auch das kleinere und stillere Geschehen des engeren heimatlichen Umkreises gestellt war.

A. Birch-Hirschfeld.

Chronik des Vereins.

306. Sitzung in Braunsberg am 13. März 1939.

Im Anschluß an die Beerdigung des ehemaligen Vorsitzenden Prof. Dr. Lühr versammeln sich die Vorstandsmitglieder zum ehrenden Gedächtnis des Toten, wobei der Vereinsleiter Privatdozent Studienrat Dr. Schmauch dem heimgegangenen Nestor der ermländischen Heimatforschung einen dankbaren Nachruf widmet. (vgl. oben S. 1–20)

307. Sitzung in Braunsberg am 26. Mai 1939

In den Vereinsvorstand treten als neue Mitglieder ein: Pfarrer Dr. Hoehn=Glottau, Hauptschriftleiter Hinz=Heilsberg, Pfarrer Westpfahl=Heiligenbeil und Schriftleiter Dr. Preuschoff=Braunsberg.

Studienrat Buchholz gibt ein Lebensbild des am 8. März verstorbenen langjährigen Vereinsleiters Prof. Dr. Lühr (s. S. 1–20).

Privatdozent Studienrat Dr. Schmauch behandelt einige neue Ergebnisse zur Copernicusforschung. Die von Copernicus dem Graudenzer Landtag 1522 vorgetragene Denkschrift über die preußische Münze hat nach dem Originalrezepth des Danziger Staatsarchivs, aus dem der deutsche Copernicusbiograph Leopold Prowe sie 1884 veröffentlichte, noch einen von diesem nicht beachteten Zusatz, den der große Astronom damals zu seinem schon aus dem Jahre 1519 stammenden Gutachten noch hinzufügte mit Rücksicht auf den Wunsch der Stände nach einer Angleichung der preußischen an die polnische Münze: man solle – schlug Copernicus vor – die Prägung so vornehmen, daß 3 preußische Schilling einen polnischen Groschen ausmachten. Tatsächlich ist dieser Vorschlag des Astronomen nach weiteren Verhandlungen auf den nächsten Landtagen am 3. Oktober 1523 von einer Graudenzer Ständeversammlung zum Beschluß erhoben und auch wirklich von der Stadt Danzig durchgeführt worden, die sich freiwillig zur Prägung solcher neuen Münzen angeboten hatte. Freilich ergaben sich schon bald

neue Schwierigkeiten, und erst 1528/29 wurde dann die Frage der preussischen Münze endgültig geregelt.

Derselbe spricht weiterhin über die Beschwerdeschrift des ermländischen Domkapitels gegen zahlreiche Uebergriffe des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg aus dem Jahre 1521, die Leopold Prowe 1851 im Stockholmer Reichsarchiv aufgefunden und dem großen Astronomen zugeschrieben hatte. Ein eingehender Handschriftenvergleich auf Grund von Photokopien, die von dieser Beschwerdeschrift aus Schweden beschafft wurden, zeigt indessen einwandfrei, daß Prowe geirrt hat: Die Dentschrift ist nicht von Copernicus geschrieben, sondern stammt von der Hand des damaligen Frauenburger Domherrn Tiedemann Giese, der auch, wie sich inzwischen herausgestellt hat, die Eingabe des Domkapitels an den Polentönig vom 22. Juli 1516 geschrieben hat. Diese Eingabe hatte, wie in der 305. Sitzung berichtet wurde, der polnische Copernicusforscher L. A. Birkenmayer fälschlicherweise gleichfalls dem großen Astronomen zugeschrieben und daraus sowie aus der Abfassung der oben genannten Beschwerdeschrift Beweise für eine deutschfeindliche Einstellung des Copernicus entnehmen wollen. Beide Schriftstücke stammen nun also gar nicht von der Hand des Astronomen, und damit hat Birkenmayers Beweisführung für das angebliche Polentum des Nikolaus Copernicus einen neuen schweren Schlag erlitten.

Dr. Schmauch berichtet ferner über die Publikation von U. Mercati. (s. oben S. 261 ff.).

Studienrat Buchholz legt als Neuerscheinung vor: Kassiske, das deutsche Siedelwerk des Mittelalters in Pommerellen.

Privatdozent Dr. Schmauch bespricht die Königsberger Dissertation von Herbert Zink, Ermländische Hallenkirchen. Dem Verfasser sind bei der Baugeschichte der Pfarrkirchen von Braunsberg und Wormditt Fehler unterlaufen dadurch, daß er einen Brief des Braunsberger Rates v. J. 1480 unberücksichtigt gelassen hat, der von dem Referenten bereits i. J. 1933 besprochen worden ist. Nach diesem Schreiben ist der Glockenturm der Braunsberger Pfarrkirche im Sommer 1480 bei einem Unwetter in Brand geraten und umgestürzt, wobei er die Stiebel und Gewölbe durchschlagen hat. Der Glockenturm ist also in seiner ältesten Form nicht erst Ende des 15. Jahrhunderts, wie Zink will, sondern schon geraume Zeit vor 1480 fertig gestellt gewesen; nach jenem Unglück wurde er neu aufgebaut, und von dieser Erneuerung rührt also die von Zink festgestellte Ähnlichkeit mit dem Turm der Danziger St. Marienkirche her. Auch das Gewölbe der Brauns-

berger Pfarrkirche muß nach 1480 erneuert worden sein, ist also nicht in der ursprünglichen Form erhalten geblieben. Das Gewölbe der Wormditter Pfarrkirche, dessen Ähnlichkeit mit dem der Braunsberger Pfarrkirche Zink überzeugend nachweist, ist dann auch erst nach 1480 (offenbar von dem gleichen Danziger Baumeister) hergestellt worden — ein Beweis mehr für die vom Referenten seinerzeit vorgenommene Ansetzung des Wormditter Gewölbebaus für die Zeit kurz vor 1494, die Zink ablehnen zu sollen glaubt. Damit ist zugleich die historische Zuverlässigkeit der allerdings erst aus dem 17. Jahrhundert stammenden Konsekrationstafel in der Sakristei der Wormditter Pfarrkirche erwiesen, die Zink ohne hinreichende Gründe für unzuverlässig erklärt.

Bibliothekar Dr. Samulski legt den Neudruck der Agenda parva Brunsbergae 1622 vor. Die große Bedeutung Braunsbergs als Buchdruckerstadt in früherer Zeit ist allgemein bekannt. 1622 wurde im Auftrag des hiesigen Jesuitenkollegs durch Georg Schönfels eine Agenda parva gedruckt, ein Handbuch der kirchlichen Riten und Amtshandlungen. Dieses für den praktischen Gebrauch der Priester der litwändischen Provinz bestimmte Büchlein ist lateinisch abgefaßt und enthält Fragen an Laien und Antworten derselben in lettischer, estnischer, polnischer und deutscher Sprache. Neben der Bedeutung für die Liturgiegeschichte hat es besonderen Wert für die baltische Sprachforschung. Die Existenz dieses Werkes war bisher nur durch eine Angabe Gruchots in seinem Verzeichnis der Braunsberger Drucke (Nr. 83) bekannt. Erst vor wenigen Jahren wurde das einzige nachweisbare Exemplar in der Bibliothek des Braunsberger Bischöflichen Priesterseminars festgestellt, in den Gesamtkatalog der Preussischen Bibliotheken aufgenommen und der Wissenschaft zugänglich gemacht. Während auf deutscher Seite Prof. G. Gerullis (Berlin) sich mit unserm Buch beschäftigt, hat kürzlich der Dorpater Bibliothekar Otto Freymuth eine zu gleichen Teilen in estnischer und deutscher Sprache abgefaßte Monographie darüber: „Agenda parva Brunsbergae 1622. — Tartu: Krüger 1938“ veröffentlicht. In eingehender Weise behandelt er die literarische Geschichte dieses Handbüchleins und die Geschichte des Braunsberger Exemplars. Er versucht auch die Entstehungsgeschichte der Agenda darzulegen und glaubt Abhängigkeit dieser Ausgabe von der Agenda parva, die 1616 in Wilna erschien, annehmen zu dürfen. Die Freymuthsche Arbeit ist buchtechnisch ausgezeichnet, bringt Photokopien einer Reihe wichtiger Seiten und enthält am Schluß ein Verzeichnis der vorkommenden estnischen Wörter. Leider vermissen wir nähere Ausführungen über den vorhandenen Anteil der deutschen Jesu-

iten an dem Entstehen dieser Agende und die Bedeutung der deutschen Bevölkerung im damaligen Livland.

Bibliothekar Dr. Samulski bespricht ferner den 18. Band der Reihe Nauka Polska, worin der Krakauer Bibliotheksdirektor Piotrowicz eine Uebersicht: Polonica w Niemczech (The „Polonica“ in Germany) gibt. Hier sind aus Bibliotheks- und Museumskatalogen, Archiv- und Kunstdenkmälerinventarien, der Lokalliteratur u. ä. die verschiedensten Urkunden, Akten, Bücher, Bauten und Kunstdenkmäler zusammengestellt, die sich in Deutschland befinden und polnischen Ursprungs sind oder sich auf Polen beziehen. Bei den bekannten Ansprüchen Polens auf Ostpreußen und Schlesien ist es nicht verwunderlich – jedoch durchaus nicht annehmbar –, daß gerade für diese Gebiete „polnische“ Dokumente und Kunstwerke festgestellt werden. Folgende Orte Ermlands bezw. des Bistums Ermlands sind – in polnischer Namensform mit Verweisung auf deutsche – vertreten: Braunsberg, Frauenburg, Allenstein, Guttstadt, Heilsberg, Kößel, Heiligelinde, Springborn, Wartenburg, Marienburg, Elbing, Bischoffstein, Elditten, Frankenau, Freudenberg, Kalkstein, Lichtenau, Lokau, Mehlsack, Neuhof, Nosberg, Peterswalde, Plauten, Seeburg. Wir können uns mit den dargelegten Ergebnissen nicht einverstanden erklären. Als Materialsammlung und Ausgangspunkt entsprechender deutscher Untersuchungen ist die Arbeit sehr brauchbar.

Bibliothekar Dr. Samulski weist weiter auf die Bibliographie von Arthur Luther hin: Deutsches Land in deutscher Erzählung. Ein literarisches Ortslexikon, das 1936 erstmalig erschien und 1937 bereits die 2. Auflage erlebte. Der bekannte Leipziger Bibliothekar und Literaturhistoriker hat über 12000 deutsche Romane und Novellen nach dem Schauplatz der Handlung geordnet und in einem großen Alphabet deutscher Orte und Landschaften zusammengestellt. So begegnen wir allein 55 ostpreussischen Ortschaften, über die Luther Romane ermittelte. Braunsberg ist mit dem 1919 erschienenen Roman Lydia von der kürzlich verstorbenen Agnes Harder und Frauenburg mit Alfred Hein, die Frauenburger Reise, 1921 vertreten.

Dr. Samulski legt schließlich den seit 1937 unter der Redaktion von St. Arnold erscheinenden „Słownik geograficzny państwa Polskiego“ (Geographisches Wörterbuch des polnischen Staates und der mit Polen historisch verbundenen Gebiete), von dem bisher 7 Lieferungen der 1. Abteilung „Poln. Pommerellen, Westpreußen, Ostpreußen“ vorliegen. Eingehende Beachtung und Auseinandersetzung verdienen die Artikel über ermländische Orte.

Diözesanarchivarin Dr. Birch-Hirschfeld berichtet über das Ergebnis ihrer Archivreise im Kreise Heilsberg. Von älteren wertvollen Archivalien fand sich ein Kirchenrechnungsbuch von Blankensee ab 1677 und eine Dezemliste von Stolzhausen aus dem 18. Jahrhundert, Quellen für die bäuerliche Hof- und Familiengeschichte. Im Wuslacker Pfarrarchiv fand sich ein deutsches Gedicht des dortigen Pfarrers Kostka. (s. oben S. 287 ff).

Studienrat Buchholz gibt ein Lebensbild des 1837 verstorbenen Heilsberger Schlosspropstes Kajetan von Laczynski, der durch mehrere ins Französische und Englische übersetzte Schriften über Mathematik und Luftschiffahrt in weiten Fachkreisen bekannt war. 1833 erschien in Mohrungen seine Schrift „Theorie der Aeronautik oder mathematische Abhandlung über die Leitung der Aerostaten durch Ruder, Segel und komprimierte Luft“, worin er das Problem eines lenkbaren Luftschiffes zu lösen suchte.

308. (öffentliche) Sitzung in Braunsberg am 23. Juni 1939.

Anlässlich des Kreisparteitages wurde in der Aula der Schlossschule eine sippenkundliche Ausstellung veranstaltet, zu der hauptsächlich die Bibliothek der Staatl. Akademie einschlägiges Material zur Verfügung gestellt hatte. (Vgl. R. Samulski, Was bringt die sippenkundliche Ausstellung? Erml. Ztg. Nr. 145 vom 27. Juni.)

Diese Ausstellung bot den Anlaß zu einer gemeinsamen öffentlichen Tagung des Histor. Vereins für Ermland und des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen am Nachmittag des 23. Juni. Bedauerlicherweise waren nur sehr wenige Teilnehmer anwesend, jedoch die maßgebenden Vertreter der Partei und ihrer Gliederungen, sowie des Staates und der Stadt.

Oberstleutnant a. D. von der Delsnich, der trotz seiner 81 Jahre aus Königsberg herübergekommen war, sprach von der praktischen Arbeit des von ihm geleiteten Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen, der seit 13 Jahren unzählige genealogische Anfragen erledigt und eine Personenkartei angelegt hat, die bereits 25000 Zettel umfaßt. Von großem Interesse waren ferner seine Ausführungen über die Vereinszeitschrift „Altpreuß. Geschlechterkunde“, die nach dem Urteil von Sachleuten zu den besten genealogischen Zeitschriften gehört.

Privatdozent Studienrat Dr. Schmauch berichtete über die familiengeschichtliche Arbeit des Erml. Geschichtsvereins, der seit Jahrzehnten auch personal- und familiengeschichtliche Beiträge in seiner Zeit-

schrift und in den Monumenta veröffentlicht hat. Er wies dabei vor allem auf die einschlägigen verdienstvollen Arbeiten von Pfarrer Paul Anhuth und Prof. Dr. Georg Lühr hin und erklärte als Vereinsvorsitzer, daß der Verein sich in Zukunft noch mehr der heimatischen Sippentunde widmen werde.

Auf allgemeinen Wunsch gab dann noch Lehrer Gerhardt=Blankenberg einen anschaulichen Ueberblick über sein „Ermländ. Familienarchiv“, das er in jahrelanger mühevoller Arbeit angelegt und aufgebaut hat. An praktischen Beispielen zeigte er die wichtigen Ergebnisse seiner Familienforschung — er hat bereits die Kirchenbücher von mehr als 20 Pfarreien ausgewertet und konnte zahlreiche Ahnengemeinschaften erml. Bauern feststellen — und forderte zu reger Mitarbeit auf.

(Vgl. den Bericht in der Erml. Ztg. Nr. 143 vom 24. 6. 1939)



ROTANOX
oczyszczanie
XII 2015

Zeitschrift



CZ.R.36.13
43073